Clio's

Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

III.

*

Darmstadt,
bey Heyer und Leske.
1812.

Inhalt.

Seite

Oktavia, die Schwester des Augustus . . . 1

Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeschi, Oberstallmeisters der Königin Christine von Schweden, aufgesetzt von dem Pater le Bel, Priester des Ordens der heil. Dreyfaltigkeit des Klosters zu Fontainebleau, dessen Beichtvater. d. 16ten Novbr. 1657. 39

Schreiben der deutschen Urgroßmütter an die deutschen Urenkelinnen 64

Die Geschichte der Weiber 76

Biron's Verhaftung 95

Bruchstücke aus den Memoiren der Frau von Motteville. (Fortsetzung.) 117

Inhalt.

Seite

Antoinette Bouriguon 163

Die Sibylle 181

Vornehme Klatschereyen. Originalbriefe von J. B. Rousseau an den Grafen Bonneval, die Sache betreffend, welche den letztern zwang, in die Türkey zu flüchten . . 203

Die Ehetrennungen der vormaligen Monarchen von Frankreich. Ein historischer Versuch. 233

Pensylvanien und die Quäker, nach Raynal . 319

Atticus 342

Die Zeitrechnung der Griechen 369

Historisches Quodlibet 373

Clio's

Blumenkörbchen.

1.

3.

Octavia, die Schwester des Augustus.

Octavia hat, als Heldin eines Trauerspiels, so manchen gefühlvollen Zuschauer interessirt, daß ich glaube, man werde ihre wahre Geschichte nicht ungern lesen. Von ihrer ersten Jugend ist wenig bekannt. Daß sie einer vortrefflichen Erziehung genoß, darf wohl vermuthet werden. Ihr Bruder Octavius, adoptirter Sohn des Julius Cäsar, der sein Großoheim war, wurde erzogen, wie es dem Erben unermeßlicher Güter zukam, der wahrscheinlich eine große Rolle spielen würde. Sonder Zweifel bewies Cäsar der Schwester diesel-
be Sorgfalt, da er sogar in einem gewissen Zeitpunct den Vorsatz faßte, sie mit dem Helden Pompejus zu vermählen, um seine Verbindung mit ihm noch fester zu knüpfen. Die Geschichtschreiber sagen, sie sey sehr schön gewesen und habe mit dieser Schönheit den eigentlichen Zauber

derselben, Bescheidenheit und Sanftmuth verbuyden. Nie dachte ein Weib zarter über ihre Pflichten. Um sie zu erfüllen, brauchte sie blos sie zu kennen. Sie stand fast allein in einer verdorbenen Welt, aber sie stand erhaben und ohne Makel da. Das vielgerühmte Jahrhundert des Augustus war anfangs nicht so ruhig, nicht so blühend, als Horaz es schilderte; die Trümmer des Triumvirats rauchten noch.

Die junge Octavia versäumte keine Gelegenheit, um Schlachtopfer zu retten, ohne zu fragen, ob ihres Bruders Vortheil vielleicht erheische, Niemanden zu verschonen. Man weiß, welche Grausamkeiten die drey Ehrgeizigen begiengen, um die höchste Macht an sich zu reissen. Wenn auch ein dem Tode Geweyhter entrann oder sich verbarg, so hatten sie tausend Handlanger, um ihn auszuspähen: Der Feinde Rache, der Sklaven Furcht, der Weiber Eifersucht, der Kinder Habgier — die heiligsten Bande löseten sich. Doch leuchteten auch einzelne große Züge einer heldenmüthigen Treue hie und da hervor. Sklaven zo-

gen die Kleider ihrer Herren an, um von den ausgesandten Mördern für diese gehalten zu werden. Väter und Söhne stritten mit einander um den frühern Tod. Weiber trugen ihre Männer auf den Schultern hinweg, und lebten in Höhlen an ihrer Seite. Die berühmtesten Männer verbargen sich unter der Erde, oder in elenden Hütten. Senatoren und Tribunen irrten flüchtig umher, eine Freystatt gegen die Mörder suchend. Der Abscheu des Volkes gegen solche Grausamkeit traf am meisten den Antonius, denn Augustus war zu jung und Lepidus besaß nicht Macht genug, um ein solches Unternehmen zu leiten. Während dieser Blutscenen wurden Octaviens Mitleid und Einfluß öfter angefleht, nie vergebens. Unter denen, die als Schlachtopfer der Herrschsucht fallen sollten, war auch ein gewisser Vinius, dessen treues Weib ihn in einen Kasten sperrte, diesen Kasten zu einem seiner Freygelassenen trug, und die Nachricht von dem Tode ihres Gatten ausstreute. Es wurde geglaubt, doch lebte sie in steter Angst und mußte die peinlichste Vorsicht beobachten. Da nahm sie einen Zeitpunkt wahr, wo

Einer ihrer Verwandten dem Volke öffentliche Spiele gab, wandte sich an Octavien und die Edle wurde von der Edlen leicht gewonnen. Octavia wußte zu veranstalten, daß bey jenen Spielen kein anderer Triumvir erschien als ihr Bruder. Diesem warf im Theater die Gattin des Vinius sich zu Füssen, gestand was sie gethan, ließ den Kasten bringen, öffnete ihn, und zitternd stieg ihr Gemahl heraus.

Alsobald nahm Octavia das Wort, und schilderte mit so rührender Beredsamkeit die Tugend des treuen Weibes, daß Augustus, der ohnehin der geliebten Schwester nichts versagen konnte, in ihr Lob einstimmte und dem Vinius das Leben schenkte. Das genügte Octavien noch nicht, denn nun erhob sie den Muth des Freygelassenen, der, auf die Gefahr seines eigenen Lebens, seinen vormaligen Herrn verborgen hatte; ihr Bruder mußte ihm die römische Ritterwürde verleihen. Nachdem die Triumviren ihren dreyfachen Thron auf Leichen gegründet hatten, und es nun endlich ruhiger wurde, stand Octavia mit Widerwillen un-

ter den vornehmsten Frauen eines Hofes, der von verworfenen Weibern wimmelte. Die gleichzeitigen Schriftsteller schildern diese Schaamlosen als Urheberinnen aller Ausschweifungen in Rom. Zu jenen verbrechenschwangeren Zeiten, sagen sie, begann das Verderbniß durch eheliche Treulosigkeiten, ein Gift, das bald alle Familien und das ganze Volk ergriff. Mannbare Mädchen ergötzten sich noch an Kinderspielen und lernten die schlüpfrigen Tänze der Jonier; sie übten sich von der zartesten Jugend an in verführerischen Stellungen der Wollust. Die Ehe machte sie nicht sittsamer. Nichts war ausgelassener als ihre Mahlzeiten, keiner Begierde widerstanden sie und ihre bequemen Männer sahen es gefällig mit an. Galba lud den Mäcen zur Abendmahlzeit, und als er gewahrte, daß der Gast die Wirthin lüstern anschaute, stellte er sich als überwältige ihn der Schlaf. Ein anderer, der sein Weib im Ehebruch ertappte, strafte sie nicht, nach alter Sitte, durch die Geißel oder das Schwerdt, sondern ließ sich abfinden durch eine Summe Geldes. Bey der Wahl eines Liebhabers sah man weder auf Geist noch Schön-

heit, weder auf Rang noch Tapferkeit, sondern einzig auf dessen Reichthum; und Horaz sagt, ein reicher Kaufmannsdiener sey am willkommensten gewesen.

Es gab drey Classen von galanten Weibern, Damen vom Stande, Freygelassene und Freudenmädchen. Schon damals verstand eine Comödiantin ihre Liebhaber in wenigen Jahren auszuplündern. Koketten theilten ihre Gunst geschickt zwischen Mehrere. Villius war stolz darauf für den beglückten Liebhaber von Sulla's Tochter zu gelten, und achtete es nicht, daß er oft an ihrer Thüre fror, während sie mit einem gemeinen Menschen sich eingeschlossen hatte. Mit solchen Weibern mußte Octavia leben. Aber sie wurde vom Gift nicht angesteckt. Man vermählte sie dem Marcellus, einem Manne der Consul gewesen und im großen Ansehen stand. Sie gebar ihm zwey Töchter, die sie noch inniger an einen geachteten Gatten knüpften. Ihn raubte ihr der Tod, als sie eben ihr drittes Kind unter dem treuen Herzen trug. Dieser Verlust beugte sie tief, allein sie trug ihn mit

jener Würde, die sie in allen Stürmen des Lebens bis ans Ende behauptet hat. Sie zog sich in die Einsamkeit zurück, und würde freywillig sie nie verlassen haben; die Politik foderte ein großes Opfer und sie brachte es mitten in ihrem Schmerze.

Nachdem das Triumvirat aufgelöst worden, weil der armselige Lepidus der Rolle nicht gewachsen war, theilten Augustus und Antonius die Herrschaft der Provinzen, geriethen dabey oft in Streit und Bürgerkriege zerrissen den Schooß der Republik. Des Antonius verwegene, herrschsüchtige Gattin, Fulvia, veranlaßte nicht selten diese Unruhen. Sie mißbrauchte ihr Ansehen um den Krieg zu schüren, während Octavia durch das ihrige den Frieden zu erhalten strebte. Wenn die Schriftsteller von Fulvia sagen, sie habe nichts von ihrem Geschlecht besessen als den Körper, so wollen sie damit ihre ausschweifenden Sitten bezeichnen. Politische und kriegerische Entwürfe beschäftigten sie unaufhörlich. Während der kurzen Zeit, in der Anto- r ..., nach Cäsars Tode, Alleinherrscher in Rom war, verkaufte sie in ihrem Schlafzimmer Königrei-

che, Provinzen und Staatsämter an den Meistbietenden. Sie umgürtete sich mit dem Schwerdte, sie stellte sich an die Spitze der Senatoren und Ritter von ihrer Parthey; sie befehligte die Soldaten, hielt Reden an sie und berieth sich mit den Anführern. Während des Triumvirats war sie bisweilen so kühn, Leute, über die das Todes-Loos nicht geworfen war, zu ermorden, blos weil sie diese Leute haßte; und sie trieb die Unverschämtheit so weit, die Köpfe derselben vor den Antonius bringen zu lassen, der sie oft nicht einmal kannte. Den Kopf des ehrwürdigen Cicero nahm sie auf ihren Schooß, spuckte darauf, und durchstach des großen Redners Zunge zu wiederholtenmalen mit einer Nadel aus ihrem Haare. Für den Antonius brannte sie in Liebeswuth; seine Leidenschaft für Cleopatra brachte sie oft zur Raserey. Auch gemeine Nebenbuhlerinnen konnten ihren eifersüchtigen Zorn erregen. Als sie erfuhr, daß Antonius in Cappadocien durch ein Freudenmädchen Glapsyra gefesselt sey, bot sie alle ihre Reitze auf, um den Augustus, ihren Schwiegersohn, zu bewegen, sie an ihrem treulosen Gatten auf glei-

che Weise zu rächen; sie gieng so weit ihm zu dro-
hen, daß sie mit ihren Truppen ihn angreifen wer-
de, wenn er ihre Wünsche nicht befriedige. Allein
wie tief Augustus sie verachtete, erhellt aus einem
Epigramm von ihm, das unter denen des Martial
sich findet. Denn nachdem er sich die Wahl gestellt,
ob er Fulvien lieben oder gegen sie fechten sollte,
so schließt er mit dem Zuruf: Trompeter blas!
Als darauf diese Furie ihm ernstlich den Krieg er-
klärte, gab er ihr ein neues Zeichen seiner Ver-
achtung, indem er ihre Tochter verstieß und schwur,
sie nie berührt zu haben. Jetzt reihte Fulvia In-
triguen an Intriguen, und ließ täglich neue, von
ihr entzündete Flammen in Italien aufsteigen, blos
damit Antonius genöthigt würde zurückzukehren.
Sie beherrschte diesen Helden so ganz, daß, als
Cleopatra in ihrem Netze ihn fieng, sie ihn schon
gewohnt fand die Fesseln der Weiber zu tragen.

Nachdem die Truppen des Augustus die
Stadt Perusa erobert hatten, in welcher Ful-
via sich aufgehalten, floh sie nach Brindisi, von
da nach Athen, wo sie mit ihrem Gemahl sich ver-
einte und ihn nach Sicyon begleitete. Hier endlich

hatte Antonius den Muth das schändliche Joch abzuschütteln. Er machte ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie Schuld an allem Unheil sey, welches ihn betroffen, er behandelte sie mit der bittersten Verachtung und verließ sie. Diesen Glücks-Wechsel konnte sie nicht vertragen, ihre Leidenschaften verzehrten sie und sie starb bald nachher von Niemanden bedauert, nicht einmal von ihren Kindern. So lange diese Furie lebte und den Antonius beherrschte, so lange war Augustus unversöhnlich. Nun aber neigte er sich gern zum Frieden, und wie konnte dieser Friede fester besiegelt werden, als durch eine Vermählung Octaviens mit dem Antonius?

Im Vertrauen auf Octaviens Schwester- und Vaterlandsliebe, schlug Augustus der jungen Wittwe, die erst seit sechs Monaten ihren Gemahl in der Einsamkeit betrauerte, diese Verbindung vor. Mit schwerem Herzen willigte sie ein. Welch' einen Gatten hatte sie besessen! und welchem sollte sie zu Theil werden! Ein schöner Mann war Antonius, voll boshaften Witzes, kein großer Poli-

tiker, aber ein guter General, den seine Soldaten liebten; verschwenderisch wenn es sein Vergnügen galt; ein Trunkenbold; gierig nach fremdem Gute; rasch im Belohnen wie im Bestrafen, doch lieber Gutes als Böses übend; eben so fröhlich Spott ertragend als fröhlich er Anderer spottete. Ein Herr der Welt hätte er werden können, wenn er nicht lieber Cleopatras Sklave geworden wäre. So schildern ihn die, welche am günstigsten von ihm urtheilen, und vergessen hinzu zu fügen, daß er ausschweifende Pracht liebte, thörigt eitel, launenhaft ehrgeitzig, und den niedrigsten Wollüsten so ergeben war, daß er von allen Rechtlichen verachtet wurde. Eine kleine Comödiantin, Nahmens Cytheride, hatte ihn einst so gefesselt, daß, wie Cicero ihm vorwirft, er in einem offenen Tragsessel von Lictoren umgeben sich mit ihr öffentlich zeigte, und auf einer Reise, auf der sie ihn begleitete, seinen Wagen von Löwen ziehen ließ. Was aber mit Recht Octavien am meisten gegen diese Verbindung empören mußte, war das Joch der Cleopatra, welches er so schaamlos trug. Doch ihres Bruders Bitten und das Glück ihres

Vaterlandes ließen ihr keine Wahl. Die Sache mußte beschleunigt werden. Was auch ihre zarte Sittsamkeit leiden mogte, nicht einmahl ihre Niederkunft abwarten, nicht einmahl die zehn Monate der Wittwenschaft einsam vertrauern zu dürfen, sie war willig das große Opfer zu bringen. Der Senat dispensirte sie von der vorgeschriebenen Zeit, binnen welcher keine Wittwe zur zweyten Ehe schreiten durfte, und sie wurde des Antonius Gemahlin. Dieser begab sich nebst dem Augustus nach Rom, um die Vermählung zu feyern.

Ihr Einzug war ein Triumph. Das Volk jauchzte ihnen zu, die Segnungen des Friedens von dieser Verbindung hoffend. Niemand zweifelte, daß die alternde Cleopatra der reitzenden jungen Octavia werde weichen müssen. Es wurden glänzende Feste gegeben, deren holde Königin sie war. Antonius erklärte mehr als einmal laut, sie übertreffe Cleopatern an jedem Liebreiz und sein Entzücken schien so unverstellt, daß die Friedens-Mittler stolz auf ihre so ganz gelungene Unterhandlung waren. Zwey Monate nachher gebar Octavia einen Sohn, denselben jungen Marcellus,

den die Geschichtschreiber so hoch preisen. Sie lebte nun eine Zeit lang einträchtig mit ihrem Gemahl, der in der Entfernung von Cleopatra, weniger abhängig von dieser Bühlerin war, und dessen Sinnlichkeit in dem Besitz des schönsten Weibes noch vollen Genuß fand. Die beyden Triumvire machten jetzt eine neue Theilung, Augustus erhielt den Occident, Antonius den Orient. Als aber die Schiffe des jungen Pompejus die Küsten von Italien beunruhigten, zogen beyde aus, diesen schwachen, den Ruhm seines Vaters nicht behauptenden Feind zu bekämpfen. Doch weil man nicht hindern konnte, daß seine Kaper dem Volke die Lebensmittel abschnitten, so verglich man sich endlich mit ihm: Sicilien und Sardinien wurden ihm abgetreten, und nun bewirtheten sich die Versöhnten wechselsweise. Octavia, die ihrem Gemahl bereits eine Tochter geboren hatte, war ihm in's Lager gefolgt, und nun gegenwärtig bey diesen Festen. Als Pompejus auf seinen Galeeren das erste Gastmahl gab, war die Rede von einer künftigen Verbindung zwischen dessen Tochter und dem jungen Marcellus, allein der Gedanke hatte keine Folgen. Antonius

wurde bey diesen fröhlichen Gelagen oft mit Cleopatra geneckt und vertheidigte sich schlecht in Gegenwart der edlen Octavia.

Er und Augustus waren im Grunde noch immer so gereitzt gegen einander, daß sie bey den geringsten Veranlassungen in Zwist geriethen. Octavia fürchtete, solche Funken mögten einen Brand verursachen, wenn die beyden ehrgeitzigen Nebenbuhler noch länger beysammen blieben, sie war daher so klug, ihrem Gemahl eine Reise nach Athen vorzuschlagen, um dort den Winter mit ihm zuzubringen. Er willigte gern ein, schickte seinen General Ventidius gegen die Parther, nahm auf das freundlichste Abschied vom Augustus, empfahl ihm sein Haus, und zog mit Octavien nach Griechenland. Die Athenienser, die damals nur Vergnügen athmeten, sahen mit Freuden in ihrer Stadt den glänzenden Hof des Antonius erscheinen. Sie stellten herrliche Feste an, weniger dem großen Feldherrn als seiner schönen Gemahlin zu Ehren, deren Grazien, Klugheit und Geschmack sie zu bewundern nicht ermüdeten. Die Ehrenbezeugungen, die man ihr erwies, glichen fast dem Götterdienst

und waren nur die Sprache der Herzen. Sie, mit allen Musen vertraut, mußte ja wohl den Aufenthalt in einer Stadt lieben, welche die Wiege der Wissenschaften, Künste und Gesetze war, von wo aus Philosophie und Cultur auf andere Völker sich verbreitet hatten, und die noch immer von ihrem alten Glanze herrliche Ueberreste zeigte. Aber am merkwürdigsten war das Betragen des Antonius während dieses ganzen Winters. Er, sonst so ausschweifend und ungeschliffen, schien durch Octaviens Umgang in den sanftesten Weisen verwandelt zu seyn. Man sah ihn auf den Strassen einfach wie jeden Bürger, gekleidet in die Landestracht, ohne irgend ein Zeichen der Herrschaft vor sich her tragen zu lassen, und nur von ein paar Freunden oder Bedienten begleitet. Er wohnte den Versammlungen der Philosophen bey, nahm Theil an ihren Gesprächen, aß mit den Griechen, feyerte ihre Feste nach ihrer Weise, und überall stand ihm Octavia zur Seite, an der sein Auge liebevoll hieng, und deren Wille der seinige war. Aber dieser glückliche Winter verstrich, und Alles wurde anders. Er hielt jetzt lange Berathschlagungen mit seinen Generalen,

deren Briefe er zuvor kaum flüchtig gelesen hatte; er fieng an den Imperator zu spielen, machte große Vorbereitungen zum Kriege, rückte jedoch spät in's Feld, und fand, daß der Ventidius indessen die Parther schon zweymal geschlagen hatte. Auf einer andern Seite hörte er viel von den großen Unternehmungen des Augustus, dessen kleinste Schritte er argwöhnisch beobachtete. Plötzlich entschloß er sich, nach Italien zurück zu gehen und schiffte sich ein mit Octavien auf 300 Galeeren an der Spitze eines Heeres. Als Augustus erfuhr, sein Schwager komme mit einer solchen Macht, verschloß er ihm den Haven von Brindisi, wodurch Antonius genöthigt wurde, bey Tarent zu landen. Man versagte ihm den Durchzug, da gerieth er in Wuth. Augustus hingegen beklagte sich, daß, als Pompejus den Frieden gebrochen, sein Schwager ihm keinen Beystand geleistet.

Dieser neu ausbrechende Zwist betrübte Octavien tief. Sie bat ihren Gemahl ihr zu vergönnen, daß sie zu ihrem Bruder sich begebe, um Versöhnung zu stiften. Sie war zum zweytenmahle schwanger, allein das hinderte sie nicht, die Reise

anzutreten. Schon unterwegs stieß sie auf den Augustus, der an der Spitze seiner Truppen vorrückte. Zuerst hatte sie eine geheime Unterredung mit Mäcenas und Agrippa, den Günstlingen ihres Bruders, die sie auf die rührendste Weise beschwor, den Frieden zu vermitteln. „Denn, sprach sie, „auf welche Seite sich auch der Sieg neigen mög„te, so wäre ich immer das unglücklichste Weib „und müßte einen Bruder oder einen Gemahl „beweinen.“ Dann gieng sie, auf Anrathen beyder Günstlinge, zu ihrem Bruder selbst, und — so erbittert auch dieser gegen Antonius, so störrisch seine Politik war — so konnte er doch den Bitten der holden Schwester nicht widerstehen. Er sandte sie zurück mit der reinsten Freude im Herzen, denn er hatte ihr versprochen, sogleich nach Tarent zu kommen, um den Antonius zu sehen. Sie eilte diese wichtige Zusammenkunft vorzubereiten, und die Art wie sie geschah, bewies zur Genüge, welch' eine Mittlerin hier waltete. Denn Augustus rückte mit allen seinen Truppen vor, und als man von der Rhede bey Tarent ihn kaum von ferne erblicken konnte, setzte sich Antonius auf ein Boot und

kam ganz allein ihm entgegen. Dieses edle Vertrauen verfehlte seine Wirkung auf Augustus nicht. Er ließ sogleich sein Heer Halt machen, warf sich gleichfalls allein in ein Boot, und begegnete dem Antonius. Im Angesicht der beyden erstaunten Heere, deren Jubelgeschrey jetzt nur in den Lüften mit einander kämpfte, umarmten sich beyde mitten auf dem Meere, und Octavia vom Ufer dem Schauspiel zusehend, ließ köstliche Perlen aus ihren Augen fallen. Ein schöner Streit erhob sich zwischen den versöhnten Schwägern, ein Jeder wollte mit dem Andern umkehren, und an dessen Seite landen. Antonius mußte endlich nachgeben, weil Augustus, unter dem Vorwand, seine Schwester in Tarent zu sehen, darauf bestand, dort an's Land zu treten. In der Fröhlichkeit seines Herzens blieb er die Nacht dort ohne alle Wachen, und dasselbe Vertrauen bewies ihm Antonius am andern Tage, die Nacht bey ihm verweilend.

Octavia veranstaltete, daß Antonius ihrem Bruder das erste Fest gab, welches dieser noch glänzender erwiederte — daß beyde sich ansehnliche Geschenke machten — daß Augustus dem Antonius

zwey Legionen gegen die Parther lieh, und dieser hingegen seinem Schwager hundert der mitgebrachten Galeeren. Die treueste Freundschaft wurde wechselseitig zugesagt, und so trennten sich die beyden Imperatoren. Antonius begab sich auf den Weg nach Asien, Augustus wandte sich gegen Sicilien. Octavia, ihre Niederkunft erwartend, konnte diesmahl ihrem Gatten nicht in's Kriegsgetümmel folgen. Unter einer Bedeckung von 1000 Kriegern, die er selbst aus den Truppen des Augustus wählen durfte, gieng sie nach Rom. Ach! sie hatte ihre letzten schönen Tage verlebt! Sobald sie nicht mehr als ein Schutzengel um Antonius schwebte, erwachte seine Leidenschaft für Cleopatra heftiger als jemals. Kaum hatte er den Fuß in Syrien gesetzt, als die Verführerin herbey eilte und das alte Joch ihm über den Nacken warf. Nicht lange so beschenkte er sie mit mehrern Provinzen, die er mit ihrem Reiche vereinigte. Der Senat vernahm es mit höchstem Unwillen. Wie durfte er so mit Staatsgütern schalten? Augustus sah in ihm nur noch den Feind Roms und seines Hauses: die, seiner geliebten Schwester

angethane Schmach empörte sein Innerstes. Octavia hingegen schien unbewegt. Sie rechtfertigte die Schenkung der Provinzen nicht, denn das beleidigte den Staat; sie rechtfertigte aber seine Anhänglichkeit an Cleopatra, denn das beleidigte nur sie. An einem für die Liebe so reitzbaren Manne, meynte sie, sey eine solche Schwachheit zu entschuldigen. Der Feldzug des Antonius gegen die Parther bewährte den Ruf des großen Feldherrn nicht, denn um nur seine Rückkehr nach Alexandrien zu beschleunigen, wo er den nächsten Winter zu verschwelgen hoffte, that er ereilige Angriffe, und verwickelte sich in gefährliche Unternehmungen. Hunger, Kälte, Krankheiten erwegene Scharmützel rieben seine Truppen auf, und ohne die Warnung eines Ueberläufers, würde er selbst den Tod gefunden haben. Er gieng nach Syrien zurück. Cleopatra brachte ihm Gold, er vertheilte es unter den Rest seiner Truppen und Er rühmte es laut, daß Cleopatra es ihm geliehen. Den Römern wurde er immer mehr und mehr verhaßt, Augustus dürstete nach Rache. Nur Octavia blieb dem Treulosen getreu, und erhob

sich hoch über ihre Pflichten. Da sie hörte, daß er gegen die Parther einen unglücklichen Feldzug geendet, entriß sie ihrem Bruder die Erlaubniß, zu ihm zu eilen, und ihm neue Unterstützung zu bringen. Im Grunde wünschte Augustus, die Mißhandlungen, denen sie nach seiner Ueberzeugung, entgegen gieng, mögten sie endlich empören und ihm einen Vorwand leihen, den Schwager nicht länger zu schonen. Octavia gieng zu Schiffe. Viele Fahrzeuge mit Mannschaft, Erfrischungen und Reichthümern beladen, folgten ihr. Sie wiegte sich vielleicht eben mit dem süssen Gedanken, nun bald, was ihre Liebe gesammelt, vor ihm auszubreiten, als ein Bote ihres Gemahls ihr den Befehl brachte, nicht weiter als bis Athen zu gehen und ihn dort zu erwarten. Obgleich dieser Befehl, der ohne Zweifel von Cleopatra dictirt worden, ihr in Gegenwart Vieler überreicht wurde, so empfieng sie ihn doch ohne die mindeste Bestürzung zu verrathen. Die Gefühle, die ihr Herz zerreissen mogten, verbarg sie zur Bewunderung aller Zuschauer. Mit freundlichem Ernst antwortete sie dem Boten: „Ich bringe meinem Ge-

„ mahl Rosse und Kriegsgewänder, und Geschen-
„ ke für seine Freunde und Soldaten, und eine
„ ansehnliche Summe Geldes und 2000 wohlgerü-
„ stete Krieger. Sage ihm das, und bitte ihn
„ mir zu melden, wohin ich das alles ihm senden
„ solle?“

Als Antonius diese Antwort vernahm, konnte er sich nicht enthalten, ihrem Edelmuth warme Lobsprüche zu ertheilen. Da zitterte Cleopatra und nahm ihre Zuflucht zu neuen Künsten. Bisher hatte sie durch den Rausch der Sinne, durch Pracht und Schwelgerey ihn gefesselt, jetzt erschien sie plötzlich schwermüthig und bleich, entzog sich allen Vergnügungen, nahm, um abzumagern, fast keine Speise mehr zu sich, und heftete nur finstere in Thränen schwimmende Blicke auf ihn. „Mich,
„ eine Königin, pflegte sie zu sagen, nennt man dei-
„ ne Buhlerin, und ich ertrage es aus Liebe zu
„ dir, während Octavia, die du nicht zu lieben
„ versicherst, der du mit deiner Hand nur ein O-
„ pfer der Staatskunst gebracht, mit dem Nah-
„ men deiner Gemahlin prunkst.“ Nie hatte das heuchelnde Weib dem Antonius reitzender geschie-

nen, als in dieser Schwermuth. Er vergaß Octavien, die zu Athen seiner harrte; er vergaß, daß noch Parther zu bekämpfen waren; er verschob den Krieg auf das künftige Jahr, und, aus Furcht, Cleopatra könne erkranken, wohl gar sterben, gieng er mit ihr nach Aegypten zurück.

Noch immer blieb Octavia zu Athen und nährte ihren stillen Kummer mit den verwundenden Nachrichten, die sie von allen Seiten empfieng. Kein Gedanke an eine unwürdige Rache kam in ihre hohe Seele. Viele fremde Fürsten brachten damals ihre Jugendjahre in Athen zu, Manche fühlten die Macht ihrer Reitze, manche schienen ihrer Gunst nicht unwürdig, doch keiner konnte sie erringen; während Antonius sich Bachus nennen ließ, und mit Epheu umschlungen, einen Thyrsus in der Hand, eine goldene Krone auf dem Haupte, auf einem Triumphwagen in Alexandrien einzog, den gefesselten König von Armenien hinter sich herschl eppend. Endlich mußte Octavia sich bekennen, daß ihr Gemahl sie verachte. Sie gieng zurück nach Rom, wo Augustus ihr befahl, das Haus des Antonius zu verlassen. Aber sie gehorchte nicht. Sie

hat ihren Bruder, die ihr zugefügten Mißhandlungen nicht zu achten, und nicht zum Vorwand eines neuen Bürgerkrieges zu machen. „Es wäre den „Römern schimpflich, wenn Freundschaft für ein „Weib und Liebe für ein Anderes die beyden Imperatoren entzweyen sollten.“ Sie fuhr fort, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen, und selbst die der Fulvia, als ob es ihre eigenen wären. Kamen Officiere vom Antonius nach Rom, um vom Senat irgend etwas zu erlangen, so nahm sie freundlich sie auf, verwandte sich für sie, und bestürmte den Augustus, bis er zugestanden, was sie wünschten. Aber dieß erhabene Betragen empörte jeden Rechtlichen nur noch mehr gegen ihren unwürdigen Gemahl, der indessen zu Alexandrien in den Stricken der Buhlerin lag und ihr eine Königskrone nach der andern aufsetzte. Endlich berichtete Augustus dem Senat diesen kläglichen Wahnsinn, dessen Greuel er lebhaft schilderte. Antonius hingegen sandte Nachtboten mit einer Gegenklage. Er selbst gieng mit Cleopatra nach Ephesus und rüstete sich zur offenen Fehde. Geld und Schiffe liefer-

te seine Buhlerin, damit er, wo möglich, der

Macht Roms eine gleiche Macht entgegen stellen mögte. Es gab wohl Augenblicke, in denen Antonius sich nicht verheelte, welch' ein schwerer Kampf ihm bevorstand, und er wünschte bisweilen den Pflichten des Feldherrn sich ungetheilt zu widmen; er wünschte, Cleopatra mögte den Ausgang des Feldzuges in Aegypten erwarten, er bat sie oft und dringend darum; allein sie wollte ihn durchaus nicht verlassen; sie fürchtete Octaviens Reitze und die Gewalt ihrer Tugenden. Lieber führte sie den Verblendeten nach der, wegen Ueppigkeit und Wollust berüchtigten, Insel Samos, wo er von Königen und Völkern der umliegenden Gegenden die üblichen Beyträge zum bevorstehenden Kriege, aber auch die geschicktesten Tänzer, Schauspieler und Tonkünstler empfieng, und während die ganze römische Welt bey den Zurüstungen stutzte, sprach man zu Samos nur von neuen Liedern, Comödien und Balletten, und hatte keinen andern Kummer, als den, nach erfochtenem Siege noch neue Feste zu erfinden, da man sich schon jetzt in diesem edlen Bestreben erschöpfte. Endlich verliess Antonius die schwelgerische Insel und kam nach

Athen, immer in Begleitung der Circe, die ihn bezaubert hielt. Aber in Athen war noch Jedermann von Octaviens Ruhme voll und alle die Ehrenbezeugungen, welche die Herzen der Athenienser unaufgefordert ihr erwiesen, mußte Cleopatra durch Geschenke erkaufen. Antonius selbst trat vor sie an der Spitze von abgeordneten Bürgern der Stadt, um sie für die Beherrscherin der Welt zu erklären und das schändliche Gelübde abzulegen, daß er sich nie mit Octavien versöhnen, sie ferner nicht als seine Gemahlin betrachten wolle. Er sandte auch sogleich Octavien den Befehl zu, sein Haus in Rom zu verlassen. Und sie verließ es in Thränen schwimmend, Thränen, welche minder durch den Schmerz der tief gekränkten Gattin als durch die Furcht der edlen Römerin flossen, daß nun um ihretwillen ein Bürgerkrieg wüthen werde. Sie nahm ihre Kinder mit sich, auch die der Fulvia, deren verblendeten Vater zu retten sie noch nicht verzweifelte. Die wenigen Freunde, die zu Rom ihm noch übrig geblieben, sammelte sie um sich, berathschlagte mit ihnen und es ward beschlossen, daß einer der gewandtesten

Unterhändler sich nach Athen begeben solle, um dem Antonius das Schwert zu zeigen, das an Einem Haare über seinem Haupte schwebte, um ihn zu bewegen den schimpflichen Fesseln der Buhlerey sich zu entreissen, weil er nur in diesem Fall hoffen dürfe, den Titel und die Macht eines Imperators im Orient sich zu erhalten. Ja, dieser Gesandte wurde auf Octaviens Bitten abgefertigt, gleich nachdem er sie verstossen hatte.

Der Abgeordnete entledigte sich seines Auftrags mit Klugheit und Muth. Nur in Cleopatra's Gegenwart wurde ihm vergönnt, den Antonius zu sprechen; aber das fesselte seine Zunge nicht; kühn trug er alles vor, was ihm zu sagen geboten worden. Vergebens! denn sie wußte ihren Sklaven zu überreden, daß man ihm nur Fallstricke lege; und hätte sich der Bote nicht eilig von Athen entfernt, so würde er ihrer Rache nicht entgangen seyn.

Nun gab der Senat auf des Augustus Verlangen ein Decret, welches der Königin von Aegypten, als Usurpatorin römischer Provinzen, den Krieg, und ihren Buhlen aller seiner Würden ver-

lustig erklärte. Augustus verließ Rom um seine Schwester und das Vaterland zu rächen. Die klügsten Generale des Antonius riethen, den Feind zu Lande zu erwarten, allein Cleopatra stimmte für ein Seetreffen, obgleich die Flotte des Augustus der ihrigen weit überlegen war. Sie drohte, im Rausch des Glücks, das Capitolium und das ganze Reich in Brand zu stecken. Als beyde Kämpfer bey Actium einander gegenüber standen, bedeckten sie die Gewässer mit einer solchen Menge von Schiffen, daß es schien, die Cykladen und alle Inseln des Archipel hätten vom Grunde sich losgerissen um auf dem Meere zu schwimmen. Jedes Schiff trug Thürme, aus welchen die Soldaten brennende Pfeile auf die feindliche Flotte abdrückten. Der Ausgang der Schlacht bey Actium ist weltkundig. Cleopatra floh zuerst, und ehe noch die Schlacht entschieden war. Sie segelte so eilig nach Aegypten, als gebiete der Schrecken den Winden.

Kaum sah Antonius ihre Galeeren von seiner Flotte sich trennen, da dünkte ihm geziemender seine Geliebte zu begleiten, als mit den Seinigen

im Treffen Stand zu halten. Diese vertheidigten ohne Haupt sich dennoch lange und tapfer. Während der Feldherr als der schlechteste Krieger unter ihnen sich zeigte, schien jeder gemeine Krieger ein braver General zu werden. Doch endlich unterlagen sie. Als die fliehende Cleopatra den fliehenden Antonius hinter sich erblickte, ließ sie ihn auf ihre Galeere holen. Hier saß er auf dem Verdeck den Kopf in beyde Hände gestützt, und sprach lange kein Wort mit der Buhlerin, bis ihre Weiber sie mit einander aussöhnten. Von Alexandrien aus wurde ein Bote geschickt, der vom Augustus die Gnade begehren sollte, Aegypten der Cleopatra und ihren Kindern zu erhalten, dem Antonius aber zu vergönnen, daß er als Privatmann zu Athen sein Leben beschliesse. Es wurde abgeschlagen, doch Cleopatern Hoffnung gemacht, daß man sie schonend behandeln werde, wenn sie den Feind des römischen Reichs tödten oder vertreiben wolle. Derjenige, der diesen Auftrag ihr hinterbrachte, war ein schöner, geistreicher Mann, der schnell ihre Gunst, aber auch die Eifersucht des Antonius erweckte. Schimpflich mit Ruthen gepeitscht sandte dieser ihn

zurück. Die Königin verdoppelte ihre Liebkosungen um den bösen Eindruck zu verlöschen, und die üppigsten Feste begannen aufs neue in Alexandrien. Aber schon verließen nach und nach die letzten Anhänger den entarteten Helden, und seine Galeeren giengen zu dem Feinde über.

Als er diese Schreckenspost vernahm, glaubte er von seiner Buhlerin sich verrathen, und wollte sich umbringen. In dieser Stimmung verließ sie ihn, vielleicht fürchtend, er werde seine Wuth endlich gegen sie selbst kehren. Mit zweyen ihrer Weiber verschloß sie sich in das prächtige, von ihr erbaute Grabmahl, und ließ dem Antonius hinterbringen, sie sey tod. Diese Nachricht konnte er nicht überleben, er stürzte in sein Schwert. In Blut gebadet trug man ihn zu dem verschlossenen Grabmahl, wo Cleopatra und ihre Weiber ihn an Stricken mühsam hinaufzogen, und er in ihren Armen starb. Augustus weinte in seinem Zelte der alten Freundschaft eine Thräne und beseufzte die Verblendung eines solchen Mannes. Zu der Verführerin des Besiegten sprach der Sieger Gnadenworte, um ihren Selbstmord zu verhüten, denn

er wollte für seinen Triumph sie aufsparen. Einer seiner Officiere kam noch zu rechter Zeit in das Grabmahl, da sie eben einen Dolch sich in die Brust stossen wollte. Sie wurde von nun an streng bewacht.

Noch einmahl hoffte sie Rettung von ihren Reitzen. Hatten doch Antonius und der junge Pompejus, hatte doch selbst Cäsar ihr nicht widerstanden. Sie bat den Imperator um eine geheime Unterredung, weil sie wichtige Dinge ihm zu vertrauen habe. Durch alle Künste ihres Putztisches bereitete sie sich zu dieser Unterredung vor. Augustus fand sie liegend auf einem Ruhebette, umgeben von Gemählden des Cäsar, und in den Briefen blätternd, welche dieser große Mann ihr einst geschrieben hatte. In Trauerkleidern lag sie da, erhob sich beym Eintritt des jungen Imperators, trat ihm schwermüthig entgegen, wurde von ihm zurück auf das Ruhebette geführt und erschöpfte nun vergebens alle die Zauberkünste, durch die sie vormals über Männerherzen so unbeschränkte Gewalt übte. „Dein Vater" sprach sie, „hat „mir die Krone Aegyptens auf das Haupt ge-

„ setzt. Könnte ich dir schildern, wie er gegen
„ mich gesinnt war. — Doch hier sind seine Brie-
„ fe, lies. Er schrieb sie alle mit eigner Hand.“
Augustus, des Triumphes gedenkend, der seiner Schwester Rache vollenden sollte, sprach ihr Trost zu, versicherte, sie habe nichts zu fürchten, entzog ihr nichts von ihrem königlichen Staate. Allein die Schlaue durchschaute sein Vorhaben; und als sie sah, daß ihre letzten Hoffnungen an des Jünglings kaltem Unwillen scheiterten, gab sie sich den Tod, einen Zettel an Augustus hinterlassend, in welchem sie bat, neben dem Antonius begraben zu werden. Eilig sandte der Imperator hin um ihren Tod zu verhüten. Man fand das Grabmahl fest versperrt, und als es mit Gewalt erbrochen wurde, lebte Cleopatra schon nicht mehr. In ihrem kostbarsten Schmuck lag sie auf dem Ruhebette, zu ihren Füßen der Leichnam einer ihrer Vertrauten, die andere, sterbend, konnte noch berichten, wie ihre Gebieterin die That vollbracht.

Freudetrunken empfiengen die Römer den jungen Sieger in ihren Mauern. Nur Octavia trauerte und erfüllte jede Pflicht des Wohlstandes,

doch mehr mit Ernst als kummervoll, wie es einer solchen Wittwe geziemte. Sie entzog sich aller Theilnahme an Staatsgeschäften und lebte blos für ihre Kinder aus beyden Ehen. Ihr Liebling war der junge Marcellus. Er war auch der Liebling seines Oheims und des ganzen römischen Volkes, das in ihm den Bürgen der Dauer seines Glückes sah, denn Augustus verheelte es nicht, daß nach ihm dieser Jüngling, den schon jetzt jede Tugend schmückte, der Herr der Welt seyn werde. Was Wunder, daß Octavia stolz auf diesen von ihr gebildeten Sohn war und einst von ihm Ersatz für alle Leiden hoffte. Schon in seinem funfzehnten Jahre machte man ihn zum Aedilis curulis; ein wichtiges Amt, zu dem sonst 37 Jahre erforderlich waren. Denn unter dessen Obhut standen die Tempel, die Schauspielhäuser, die öffentlichen Spiele, die Stadtmauern und die Gerichtssäle. Marcellus verwaltete das Amt als ein erfahrner Mann, freilich von seiner Mutter geleitet, welche die Gelegenheit ergriff, des Volkes Vergnügen mit Pracht und Geschmack zu befördern und die öffentlichen Plätze mit herrlichen Denkmälern zu zieren.

Augustus beschloß den Marcellus mit seiner reizenden aber leichtsinnigen Tochter Julie zu vermählen, und Alles schien sich zu vereinigen, um diesen Jüngling auf den höchsten Gipfel des Glückes zu erheben, auf dem so selten der Würdigste steht. Aber plötzlich wurde er von einer Brustkrankheit befallen. Man rieth ihm nach Bajä zu gehen, um des dortigen heilsamen Wassers sich zu bedienen. Mit ihm zugleich befand sich dort ein Arzt der Livia, der ihm den Gebrauch der warmen Bäder widerrieth, hingegen den der kalten ihm empfahl. Man argwöhnte, es habe Livia den Arzt dazu vermogt, aus Eifersucht, weil ihr eigner Sohn einst den Thron nicht besteigen sollte.

Marcellus starb, Rom trauerte, die Welt klagte, Octavia war vernichtet. Der Leichnam wurde nach Rom gebracht und auf dem Marsfelde verbrannt, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Männern widerfuhr. Sein Grab am Ufer der Tiber umgaben die Bildsäulen der größten Helden. Prachtvoll feyerte man sein Leichenbegängniß. Dichter und Geschichtschreiber wetteiferten

zu seinem Ruhme, und Properz in seinen Elegieen verwünschte das, leidenden Kranken ehemals so wohlthätige Bajä, machte es zum Aufenthalt einer feindseligen, neidischen Gottheit.

Octavia hatte den Kelch der Leiden bis auf den letzten Tropfen geleert. Nie versiegten ihre Thränen um Marcellus. Jeden Trost verschmähte sie und am letzten Tage ihres Lebens war ihr Schmerz nicht milder als an dem Tage, da der geliebte Sohn begraben wurde. Sie begehrte kein Bildniß von ihm, es war in ihr Herz gegraben; sie wollte seinen Namen nicht nennen hören, und doch schwebte er immer auf ihren Lippen. So schildert sie Seneca. Eines Tages hatte ihr Bruder sie eingeladen, einer Vorlesung des Virgil von dessen sechsten Buche der Aeneide beyzuwohnen. Der Dichter beschreibt darin, wie Aeneas in die Unterwelt hinabsteigt, und wie dessen Vater Anchises in einer langen Weissagung die berühmtesten Römer an ihm vorüberführt. Zuletzt erscheint auch der grosse Marcellus, der Besieger Hannibals und der Gallier. Ihm folgt ein schöner Jüngling in glänzender Waffenrüstung, doch mit niedergeschla-

genem Blick. Erstaunt bemerkt Aeneas das jauchzende Gefolge, welches den Jüngling umgiebt, dessen auffallende Aehnlichkeit mit dem Helden, dem er folgt und vor Allem einen widrigen Schatten, der um sein Haupt schwebt. Weinend fährt Anchises fort, erzählend wie die Götter diesen jungen Fürsten der Welt nur gezeigt und schnell wiederum entzogen, aus Furcht, Rom mögte im längern Besitz eines so kostbaren Geschenkes übermüthig werden. Er schilderte den lauten Schmerz auf dem Marsfelde und längs der Tiber, weil des Vaterlandes Stütze, die Tugend und Treue der alten Zeit fallen würde. „Unglücklicher Sohn!" rief er aus, „könntest du dem unerbittlichen Schicksale dich entziehen, ach du würdest einst Marcellus seyn!" Bey diesen Worten sank Octavia in eine lange Ohnmacht. Augustus weinte und verbot dem Dichter weiter zu lesen. Nie wollte hinfort die trauernde Mutter wieder etwas zum Ruhme ihres Sohnes hören; doch belohnte sie den Virgil mit zehn Sestertien für jeden Vers der Stelle, von der sie so tief bewegt worden. Es waren ein und zwanzig Zeilen, für welche der Dichter mehr

als 5000 Goldthaler empfieng. Octavia zog sich nun ganz in die Einsamkeit zurück und wohnte nicht einmal mehr den öffentlichen Feyerlichkeiten des Götterdienstes bey. Die Kinder des Antonius von der Fulvia hatte sie mütterlich erzogen, aber diese Großmuth genügte ihr noch nicht. Sie nahm sich jetzt auch der Kinder an, die er mit Cleopatra erzeugt hatte. Sie vermählte die jüngere Cleopatra mit dem Könige von Mauritanien, einem durch Geist und Kenntnisse berühmt gewordenen Manne. Ihr Bruder, dessen einzige Tochter durch den Tod des Marcellus verwittwet worden, konnte für Julien keinen zweiten würdigen Gatten finden, wenn er nicht mit Agrippa sie vermählte. Aber dieser Agrippa war bereits mit Marcella, Octaviens Tochter verbunden. Doch kaum gewahrte die edle Römerin, daß der Imperator um einen würdigen Eydam bekümmert sey, als sie, wie immer, sich selbst vergessend, den Agrippa nöthigte, ihre eigene Tochter zu verstossen, die sie dann mit dem jungen Antonius, dem Sohn der Fulvia vermählte.

Das Glück ihrer Familie war noch das einzige Geschäfft, dem sie sich widmete. Zwey Töchter hatte sie noch, beyde Antonia genannt. Die Eine wurde die Gattin des Domitius, die andere die des Drusus. Die letztere wurde von Octavien vorzüglich geliebt, denn sie glich der edlen Mutter an Körper und Seele; auch war ihr, wie jener, eine volle Leidensschaale zugemessen, denn sie mußte den Tod ihres Sohnes Germanicus, des liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit beweinen und starb von Gram verzehrt, eine Zeugin der Ausschweifungen ihres Enkels Caligula. Octavia verließ ihre Einöde nicht wieder. Der Glanz, mit dem ihr Bruder seinen Thron umgab, war ihr zuwider. Sie legte die Trauerkleider nie wieder ab, überlebte aber den Liebling ihres Herzens noch dreyzehn Jahre. Bey ihrem Begräbniß hielt Augustus selbst die Leichenrede im Tempel des Julius Cäsar. Ihrem Andenken widmete er einen Porticus, eine Bibliothek, einen öffentlichen Platz und einen Tempel, die alle den Namen der geliebten Schwester führten.

Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeschi, Oberstallmeisters der Königin Christine von Schweden, aufgesetzt von dem Pater Le Bel, Priester des Ordens der heiligen Dreyfaltigkeit des Klosters zu Fontainebleau, dessen Beichtvater. d. 16ten Novbr. 1657.

Die Hinrichtung des Marquis Monaldeschi, welche auf Befehl der Königin von Schweden zu Fontainebleau geschah, hat vielen Streit über die Frage veranlaßt: ob ein Souverain, der sich außer seinen Staaten befindet, das Recht habe, seine Leute aus eigner Macht zu strafen? — Das gute Vernehmen, welches zwischen Schweden und Frankreich stets bestanden, hat ohne Zweifel gehindert, daß die Sache nicht weiter getrieben worden und es scheint, der König habe durch sein

Schweigen andeuten wollen, daß die königliche Macht demjenigen überall folge, der einmal damit bekleidet gewesen, so daß er, wo er sich auch befinde, diese Macht ausüben darf über alle seine Leute, wenn sie nicht Unterthanen des Fürsten sind, in dessen Staaten er sich aufhält. Doch es ist nicht meine Absicht, und ich bin auch nicht kühn genug, über eine solche Frage entscheiden zu wollen, sondern ich werde mich begnügen, treulich alle Umstände der Begebenheit zu berichten. Am 6ten Novbr. 1657 um ein Viertel auf 10 Uhr Vormittags, schickte die Königin von Schweden, die damals im Schlosse von Fontainebleau wohnte, einen Bedienten zu mir, der mich fragte: ob ich der Superior des Klosters wäre? und als ich es bejahte, sagte er mir, er habe Befehl mich zu Ihrer Majestät zu führen, die mit mir sprechen wollte. Ich nahm mir nicht die Zeit, einen Begleiter zu suchen, um die Königin nicht warten zu lassen, sondern folgte dem Bedienten bis in ihr Vorzimmer, wo man mich einige Augenblicke stehen ließ. Dann kam der Bediente zurück und ließ mich in das Zimmer der Königin treten. Ich fand sie allein.

Nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bewiesen, fragte ich, was Ihro Majestät von Dero Knecht verlange? — Sie sagte, ich möchte ihr folgen, um sich ungestörter mit mir unterhalten zu können. Wir giengen in die sogenannte Hirsch-Gallerie, wo sie mich fragte: ob sie schon sonst mit mir gesprochen habe? — Ich antwortete, ich hätte die Ehre gehabt sie unterthänigst zu bewillkommnen, sie habe das gnädig aufgenommen und das sey alles. Hierauf sagte die Königin: ich trüge ein Gewand, welches ihr Vertrauen einflösse, und begehrte von mir, unter dem Siegel der Beichte geheim zu halten, was sie mir jetzt entdecken werde. Ich erwiederte: Geheimnisse betreffend, sey ich von Natur blind und stumm, und da ich diesen Character gegen Jedermann behaupte, um wie weit mehr gegen eine solche Fürstin; und fügte hinzu: die heilige Schrift sagt: Sacramentum regis obscondere bonum est. (Es ist gut die Geheimnisse der Könige zu verheelen.) Hierauf gab sie mir ein Packet ohne Ueberschrift mit drey Siegeln und befahl mir, es ihr in Gegenwart eines Dritten wieder zuzustellen, wenn sie es verlangen

würde. Ich mögte, sagte sie, Tag, Stunde und Ort wohl wahrnehmen, da sie dieses Paquet mir eingehändigt, und so verließ ich die Königin in der Gallerie.

Sonnabends am 10ten November um 1 Uhr Nachmittags, ließ mich die Königin abermals durch einen Kammerdiener rufen. Ich gieng in mein Cabinet, um das mir Anvertraute zu mir zu stekken, weil ich vermuthete, daß sie es zurück verlangen werde; dann folgte ich dem Kammerdiener, der mich in die Hirschgallerie führte, und, sobald wir hinein getreten waren, die Thür hinter sich mit so vieler Hastigkeit verschloß, daß ich ein wenig darüber stutzte. Da ich die Königin in der Mitte der Gallerie erblickte, im Gespräch begriffen mit Einem aus ihrem Gefolge, den man den Marquis nannte, (ich habe nachher erfahren, daß es der Marquis Monaldeschi war) so näherte ich mich mit einer tiefen Verbeugung. Sie begehrte ziemlich laut, in Gegenwart des Marquis und noch drey anderer Herren, das Paquet von mir, welches sie mir anvertraut habe. Zwey von den Dreyen standen vier Schritt von der Königin entfernt, der

dritte (ihr Garde-Capitain) ihr ziemlich nahe. Sie bediente sich folgender Ausdrücke: „Mein „Vater, geben Sie mir das Paquet zurück, wel„ches ich Ihnen überliefert.“ Ich trat näher und überreichte es ihr. Sie nahm es, betrachtete es einige Zeit, öffnete es, und zog die darin enthaltenen Briefe und Schriften hervor, die sie dem Marquis lesen ließ, ihn befragend mit ernster Stimme und zuversichtlichem Anstand: ob er sie wohl kenne?

Er leugnete es, jedoch erblassend. „Wie? „Sie wollen diese Briefe und Schriften nicht er„kennen?“ fragte sie. Es waren in der That nur Copien von der Königin eigener Hand. Nachdem sie dem Marquis Zeit gelassen, über diese Copien nachzudenken, zog sie endlich die Originale hervor, zeigte sie ihm, nannte ihn Verräther und zwang ihn, seine Handschrift und sein Petschaft anzuerkennen. Sie befragte ihn mehreremale, der Marquis entschuldigte sich so gut er konnte, und schob die Schuld auf verschiedene Personen. Endlich aber warf er sich der Königin zu Füssen und flehte um Verzeihung. In diesem

Augenblicke zogen die drey Gegenwärtigen ihre Degen.

Da stand er auf, drängte die Königin aus einem Winkel der Gallerie in den andern, sie immerfort bittend, ihn zu hören. Ihro Majestät schlugen ihm das nie ab, sondern hörten ihn mit grosser Geduld an und ohne das mindeste Zeichen von Aufwallung oder Zorn zu geben. Auch wandte sie sich einmal zu mir, als er eben wieder ängstlich flehte, sie möchte ihn doch nur geduldig anhören, und sprach: „Mein Vater, Sie sind Zeuge, daß ich „nichts gegen diesen Menschen vor habe, und daß „ich dem Verräther, dem Treulosen so viel Zeit „lasse, als er will, und mehr als er von einer „Beleidigten fordern könnte, um sich zu rechtferti„gen, wenn er es vermag.“ Sie näherte sich bey diesen Worten dem Marquis und stützte sich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Knopf. (Der Herr Pater vergißt, wie man sieht, auch die unbedeutendste Kleinigkeit nicht, allein ich habe, um den Character seiner Schrift treu wieder zu geben, nichts unterdrücken mögen.) — Endlich übergab der Marquis, von der Königin

dazu aufgefordert, ihr einige Papiere und zwey oder drey kleine, zusammengebundene Schlüssel, die er aus der Tasche zog, bey welcher Gelegenheit zwey oder drey kleine Geldstücke auf die Erde fielen. Es mogte höchstens eine Stunde verflossen seyn. Da er nun durch sein Antworten die Königin nicht befriedigte, so näherte sich Ihro Majestät mir und sagte ziemlich laut, aber gesetzt und gelassen: „Mein Vater, ich gehe und lasse Ihnen diesen Menschen. Bereiten Sie ihn zum Tode und sorgen Sie für seine Seele."

Wenn dieses Urtheil gegen mich selbst wäre gesprochen worden, so würde ich nicht heftiger erschrocken seyn. Bey diesen fürchterlichen Worten stürzte der Marquis zu ihren Füssen, und ich selbst kniete nieder und bat für den armen Menschen um Gnade. Sie antwortete mir: „sie könne ihn „nicht begnadigen; der Verräther sey weit straf„barer, als manche, die zum Rade verdammt „würden; er wisse wohl, daß sie ihm, als einem „getreuen Unterthan, ihre wichtigsten Geschäffte „und geheimsten Gedanken vertraut habe. Sie „wolle ihm nicht einmal alle die Wohlthaten vor-

„rücken, die er von ihr empfangen; sie habe an-
„ihm stets wie an einem Bruder gehandelt, und
„habe ihn auch wirklich als ihren Bruder betrach-
„tet. Sein eigenes Gewissen müsse sein Henker
„seyn."

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ mich bey den drey Männern, die noch immer mit bloßen Degen da standen, um die Hinrichtung zu vollziehen. Als die Königin fort war, fiel der Marquis mir zu Füssen, und beschwür mich, ihr nachzugehen und um Gnade für ihn zu bitten. Indessen ermahnten ihn die drey Männer sehr dringend zu beichten, und hielten ihm dabey die Degenspitzen gegen den Leib, doch ohne ihn zu berühren; und ich, mit Thränen in dem Auge, ermahnte ihn gleichfalls, Gott um Vergebung zu bitten. Da gieng der Anführer der drey Männer noch einmal zu ihrer Majestät, um deren Barmherzigkeit für den armen Marquis zu erflehen, kam aber traurig zurück mit dem Befehl, die Hinrichtung zu beschleunigen, und sagte weinend: „Mar-
„quis, denken Sie an Gott und an Ihre Seele,
Sie müssen sterben." Da gerieth der Marquis

auſſer ſich, warf ſich noch einmal zu meinen Füſſen, und beſchwur mich den letzten Verſuch zu machen, um die Königin zu bewegen. Ich that es, fand ſie allein in ihrem Zimmer, mit einem heitern Geſicht ohne die mindeſte Wallung. Ich kniete nieder. Mit Thränen und Schluchzen bat ich ſie, um der Wunden Chriſti willen, den Marquis zu begnadigen. Sie ſagte mir, es thue ihr ſehr leid, daß Sie meine Bitte nicht erfüllen könne. Da der Verbrecher die höchſte Grauſamkeit und Treuloſigkeit an ihrer eigenen Perſon ausüben wollen, ſo dürfe er nie Gnade hoffen; und wiederhohlte, es wären Viele gerädert worden, die es weit weniger verdient hätten, als dieſer Verräther. Da ich ſah, daß meine Bitten nichts vermogten, ſo nahm ich mir die Freyheit, ihr vorzuſtellen, daß ſie in einem Schloſſe des Königs von Frankreich ſich befinde und wohl bedenken ſolle, was ſie thue, und was der König dazu ſagen werde. Worauf ſie mir antwortete: „ſie nehme Gott zum Zeugen, „daß ſie allen perſönlichen Haß gegen den Marquis unterdrücke, und ſich blos an deſſen Ver„brechen halte, welches nie ſeines gleichen haben

„werde, und die ganze Welt angehe. Der König „von Frankreich habe ihr sein Schloß nicht als „einer flüchtigen Gefangenen eingeräumt; sie sey „Herr ihres Willens und dürfe Gerechtigkeit an „ihren Leuten üben überall, zu jeder Zeit, ohne „Jemanden Rechenschaft schuldig zu seyn, als „Gott allein; auch sey, was sie thue, nicht ohne „Beyspiel.“ Ich antwortete, der Fall mögte doch verschieden seyn, und wenn Könige dergleichen gethan hätten, so wäre es nicht in fremdem Lande geschehen. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich fürchtete, zu weit gegangen zu seyn, und ich fügte noch hinzu: „Madame, bey der „Ehre und Achtung, die Sie in Frankreich sich „erworben, bey der Hoffnung, die alle gute Franzosen auf Ihre Unterhandlung setzen, bitte ich „demüthigst, Eure Majestät wylle eine Handlung „vermeiden, die, wenn Sie auch in Rücksicht „Ihrer gerecht ist, doch von den Menschen als „heftig und übereilt betrachtet werden wird. „Seyn Sie lieber großmüthig und barmherzig „gegen den armen Marquis, oder übergeben Sie „ihn den königlichen Gerichten und lassen ihm

„ seinen Prozeß in aller Form machen. Dadurch „ werden Sie nicht allein Ihre eigene Zufrieden„ heit befördern, sondern auch den Beynamen der „ Bewundernswürdigen sich erhalten, den „ Jedermann Ihnen beylegt.“

„ Wie, mein Vater?“ antwortete sie, „ ich, „ die ich unbeschränkte Gewalt über meine Unter„ thanen habe, soll mich herablassen, Gerechtig„ keit zu erflehen gegen einen verrätherischen Be„ dienten, von dessen Verbrechen ich die Beweise, „ von ihm selbst geschrieben und besiegelt, in mei„ nen Händen habe? — — Nein, nein, mein „ Vater! Ich werde den König davon unterrich„ ten. Gehen Sie und sorgen Sie für seine „ Seele. Mein Gewissen verbietet mir, Ihren „ Bitten Gehör zu geben.“ Und so schickte sie mich zurück. Ich merkte indessen wohl an der Veränderung ihrer Stimme bey den letzten Wor„ ten, daß, wenn sie die Sache hätte aufschieben und einen andern Ort wählen können, sie es ge„ wiß gethan haben würde; aber jetzt war sie schon zu weit gegangen, und sie konnte ihren Entschluß nicht mehr ändern, aus Furcht, der Marquis

mögte entwischen und vielleicht ihr eigenes Leben in Gefahr gerathen. In dieser Noth wußte ich nicht, was ich thun sollte. Fort konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt hätte, mein Gewissen und meine Barmherzigkeit hielten mich zurück, um den Marquis zum Tode zu bereiten. Ich trat also wieder in die Gallerie, umarmte den armen Unglücklichen, badete ihn in meinen Thränen, und ermahnte ihn so gut ich konnte und es Gott gefiel mir einzugeben, sich zum Tode zu entschliessen und an das Heil seiner Seele zu denken, da auf dieser Welt weder Hoffnung noch Leben mehr für ihn sey. Bey dieser traurigen Botschaft entfuhren ihm einige Laute des Schmerzes, dann kniete er vor mir, der ich auf einer Bank in der Gallerie saß, und hub seine Beichte an. Als er aber schon weit damit gekommen war, stand er plötzlich wieder auf, und schrie laut vor Schmerz. Es gelang mir, ihn zurück zu bringen. Er vollendete seine Beichte in lateinischer, französischer und italiänischer Sprache, so wie ihm in der Angst die Ausdrücke einfielen. Als ich eben über einen Zweifel ihn befragte, trat der Allmoseniter

der Königin herein. Sobald der Marquis ihn gewahr wurde, lief er auf ihn zu, ohne die Absolution abzuwarten, denn die Hoffnung Gnade zu erlangen war erwacht. Sie sprachen lange leise mit einander, sich bey den Händen haltend, und in einer Ecke der Gallerie zurückgezogen. Als die Unterredung geendigt war, gieng der Allmosenirer hinaus und nahm den Anführer der drey Männer mit sich; der kam aber einige Augenblicke nachher ohne den Allmosenirer zurück und sagte: „Marquis, bitte Gott um Vergebung, du mußt „sterben. Hast du gebeichtet?“ Bey diesen Worten drängte er ihn gegen die Mauer am Ende der Gallerie, wo das Gemählde des heil. Herrmann hängt, und ich konnte mein Gesicht nicht so ganz abwenden, daß ich nicht gesehen hätte, wie er einen Stoß nach dem Unterleibe führte, und der Marquis, um den Stoß zu pariren, den Degen mit der rechten Hand faßte, und der Andere, den Degen zurückziehend, ihm drey Finger zerschnitt, und der Degen blieb gebogen. Da rief er seinen Helfershelfern zu: der Marquis sey gepanzert. Er trug in der That ein Panzerhemd,

welches 9 bis 10 Pfund wog. Und in demselben Augenblicke wiederhohlte Jener den Stoß nach dem Gesichte, da schrie der Marquis: „Mein „Vater! mein Vater! — Ich näherte mich und die andern zogen sich ein wenig zurück. Er kniete nieder, bat Gott um Vergebung, sagte mir noch einige Dinge und ich ertheilte ihm die Absolution, ihm als Busse auferlegend, daß er den Tod um seiner Sünden willen geduldig leiden, und allen denen verzeihen solle, die ihn umbrächten. Da warf er sich auf den Boden und im Fallen gab ihm ein anderer einen Hieb über den Kopf, der den Hirnschädel entblößte. Er lag auf dem Bauche und machte ein Zeichen mit der Hand, daß man ihm den Hals abschneiden solle. Derselbe Mensch versetzte ihm darauf noch zwey oder drey Hiebe auf den Hals, aber ohne ihm großen Schaden zuzufügen, weil das Panzerhemd, welches bis unter den Kragen heraufstieg, die Streiche abhielt. Ich ermahnte ihn immerfort, an Gott zu denken, und zu Tilgung seiner Sünden geduldig zu leiden. Da fragte mich der Anführer, ob er ihn vollends umbringen solle? Ich

fuhr ihn rauh an und sagte: es wäre meines Amts nicht ihm zu rathen; ich begehrte das Leben des Unglücklichen und nicht seinen Tod. Er bat mich um Verzeihung und gestand, er habe Unrecht gehabt, mich so zu fragen.

Der arme Marquis erwartete indessen den Gnadenstoß, als er aber die Thür aufgehen hörte, faßte er noch einmal Muth, wandte sich um, und da er den Allmosenirer erblickte, kroch er zu ihm hin so gut er konnte, indem er sich an den Wänden hielt, und begehrte mit ihm zu sprechen. Der Allmosenirer trat ihm zur Linken, ich stand zur Rechten. Der Marquis faltete die Hände und sagte leise etwas zu Jenem, der aber nichts weiter antwortete, als: „bitten Sie Gott um Vergebung" worauf er, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, ihm die Absolution ertheilte, mich bat bey ihm zu bleiben, und zu der Königin zurücke kehrte.

In demselben Augenblicke stach derjenige, der ihm die Hiebe auf den Hals versetzt hatte, und dem Allmosenirer zur Linken stand, ihm einen langen schmalen Degen durch die Brust. Da

stürzte der Marquis zu Boden auf die rechte Seite, sprach nicht mehr, röchelte aber noch länger als eine Viertelstunde, während der ich ihm so gut ich konnte Trost zusprach. Nachdem er all sein Blut verlohren, starb er dreyviertel auf vier Uhr Nachmittags.

(Die Hinrichtung des Unglücklichen hatte also fast drey Stunden gedauert.) Ich sprach ein de profundis und Vaterunser. Der Anführer der drey Männer bewegte einen Arm und einen Fuß des Leichnams, knöpfte ihn auf, suchte in den Taschen, fand aber nichts als ein kleines Gebetbuch und ein kleines Messer. Dann giengen alle drey, und ich folgte, um Ihro Majestät Befehl zu vernehmen. Als die Königin von dem Tode des Marquis vergewissert wurde, wiederhohlte sie, wie schmerzlich es ihr sey, daß sie gezwungen gewesen dergleichen zu thun, daß sie aber blos gerecht gehandelt habe, und Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie empfahl mir, die Leiche wegbringen zu lassen und zu begraben; sie wolle mehrere Messen für seine arme Seele anordnen. Ich ließ einen Sarg machen, und die Leiche auf einen Karren

setzen, weil sie sehr schwer, das Wetter nebligt und der Weg schlecht war. So wurde sie von meinem Vicarius und Kapellan nach dem Kirchspiele gebracht, und dort in der Kirche neben dem Weyhkessel eingesenkt. Dieß geschah Montags den 12ten November Abends um dreyviertel auf sechs Uhr. Die Königin schickte mir durch zwey Kammerdiener 100 Livres ins Kloster, um Gott für die Seele des Marquis zu bitten. Am 13ten des Monats wurde bey Glockengeläute die Todtenfeyer für ihn verkündigt, und am 14ten mit allem Anstand in der Kirche von Avon, wo er begraben liegt, gehalten. Die verordneten Messen lasen wir, und baten die göttliche Langmuth, die Seele des armen Verstorbenen in seinem Paradiese aufzunehmen. So weit der Pater le Bel. Man hat behauptet: Monaldeschi habe ein Pasquill auf die Königin geschrieben und ihre galanten Abentheuer aufgedeckt. Mit Freuden habe sie die Gelegenheit ergriffen, einen Günstling los zu werden, den sie nicht mehr liebte; sie habe ihn zu ihren Füssen schleppen lassen, ihn entlarvt und dann ihrem Garde-Capitain und zwey neuen

Günstlingen befohlen, ihn umzubringen. Nach vergeblichem Widerstande sey er unter deren Streichen gefallen. Die Königin, die ihn schon todt geglaubt, sey zu ihm hingetreten, ihn noch verhöhnend. Als er ihre Stimme vernommen, habe er noch einmal die Arme nach ihr ausgestreckt, worauf sie gerufen: „Wie? du lebst noch?“ Die Mörder hätten ihre Streiche wiederhohlt, Christine aber geschrieen: „nein, meine Wuth ist „noch nicht gesättigt! Vernimm, Verräther! daß „die Hand, die so viele Wohlthaten dir gespen„det, dir jetzt den letzten Stoß giebt!“ worauf sie ihn selbst vollends ermordet. Dem allen widerspricht des Paters treuherzige Erzählung. Der Kardinal Mazarin schrieb an die Königin: „daß „eine so abscheuliche Handlung Ihro Majestät „für immer von dem Hofe Ludwigs entfernen „müsse, da sowohl der König, als er selbst und „alle rechtliche Leute dadurch empört worden wä„ren.“

Sie antwortete: „Monsieur Mazarin. Die„jenige, die Ihnen das Detail von dem Tode „meines Stallmeisters Monaldeschi erzählt haben,

„waren übel unterrichtet. Ich finde es sehr selt-
„sam, daß Sie so viele Menschen aufbieten, um
„das Factum aufzuklären. Ich sollte freylich über
„Ihr Verfahren mich nicht wundern, so närrisch
„es auch ist; aber ich hätte nie geglaubt, daß Sie,
„oder ihr junger hochmüthiger Herr es wagen
„würden, mir die geringste Empfindlichkeit darü-
„ber zu zeigen.“ „Wisset denn, Ihr alle, so
„viel Eurer sind, Knechte und Herren, Kleine
„und Grosse, daß es mir beliebt hat, so zu
„handeln, und daß ich Niemanden Rechenschaft
„von meinen Handlungen schuldig bin, am wenig-
„sten einem Prahlhans (Fanfaron) von Ihrer
„Gattung. Sie spielen eine seltsame Rolle für
„einen Menschen Ihres Standes; aber was Sie
„auch für Ursachen gehabt haben mögen mir zu
„schreiben, so bekümmere ich mich nicht im min-
„desten darum. Sie sollen wissen, und es Jeder-
„mann wieder sagen, der Lust hat es zu hören,
„daß ich nichts nach ihrem Hofe frage und am
„wenigsten nach Ihnen; daß, um mich zu rächen,
„ich nicht nöthig habe, zu Ihrer furchtbaren
„Macht meine Zuflucht zu nehmen. Meine Ehre

„hat es verlangt, mein Wille ist ein Gesetz, wel-
„ches Sie respectiren müssen. Schweigen ist Ih-
„re Pflicht, und Viele, die ich nicht höher achte
„als Sie selbst, werden wohl thun zu lernen,
„was sie ihres Gleichen schuldig sind, ehe sie un-
„geziemenden Lärm machen.“ „Erfahren Sie
„endlich, Mons. le Cardinal, daß Christine über-
„all Königin ist, wo sie sich befindet, und daß,
„wo es ihr auch belieben möge sich aufzuhalten,
„die spitzbübischsten Menschen (fourbes) immer noch
„besser seyn werden als Sie und ihre Ver-
„trauten.“ „Der Prinz Condé hatte wohl Recht
„auszurufen, als Sie ihn unmenschlicher Weise
„zu Vincennes gefangen hielten: Der alte
„Fuchs, der bis jetzt Gott und den Teu-
„fel betrogen hat, wird nie aufhören,
„die guten Staatsdiener zu mißhan-
„deln, wenn das Parlament ihn nicht
„verabschiedet, oder diesen illüstren
„H** (faquin) de Piscina streng bestraft.
„Glauben Sie mir also, Julius, führen Sie
„sich so auf, daß Sie mein Wohlwollen verdie-
„nen. Hüten Sie sich, jemals ein unbescheidenes

„Wort über mich laut werden zu lassen! und wä-
„re ich am Ende der Welt, ich werde es erfah-
„ren; denn ich habe Freunde und Höflinge, die
„eben so schlau sind als die Ihrigen, obgleich
„schlechter besoldet.“ Man kann leicht denken, daß, nach einem so ungezogenen Schreiben, Christine Frankreich schnell verlassen mußte. So sagt ein übel unterrichteter Schriftsteller (La Place), der die Erzählung des Paters le Bel hat abdruken lassen, sammt den Briefen des Cardinals und der Königin.

Aber diese beyden Briefe sind sicher nie geschrieben worden; denn so erzählt Frau v. Motteville, eine unverdächtige Zeugin, in ihren Memoiren: „Um diese Zeit (1657) machte die Königin von Schweden unvermuthet und gleichsam wider des Königs Willen, eine zweyte Reise nach Frankreich, die ihr nicht so gut gelang als die erste. Sie wurde genöthigt zu Fontainebleau zu bleiben, wo sie viel Langeweile hatte, denn sie empfieng wenig Besuche. Auch begnügte sie sich nicht, allen ihren Launen zu folgen, sondern sie zeigte auch, daß sie sehr grausam sey.“ Nun erzählt

Frau v. Motteville die Hinrichtung des Monaldeschi, fast ganz so wie der Pater le Bel; nur fügt sie noch einige Umstände hinzu. Der Gardecapitain habe Sentinelli geheissen, dessen Bruder sey Christinens Günstling gewesen, und von Monaldeschi aus Eyfersucht vieler Verbrechen fälschlich angeklagt worden; doch habe man den eigentlichen Grund der Geschichte nie erfahren. Als Sentinelli für den Verurtheilten gebeten, habe die Königin sich lustig darüber gemacht, daß er den Tod fürchte, ihn einen Poltron genannt und gefaßt: „Er muß sterben! und damit er zu beichten gezwungen werde, so verwundet ihn.“ Nach der Hinrichtung habe diese barbarische Prinzessin in ihren Zimmern eben so ruhig gescherzt und gelacht, als ob sie die löblichste Handlung vollbracht hätte. „Die Königin Mutter“ fährt Frau von Motteville fort, „und der ganze Hof verabscheuten diese That, verhöhnten aber auch zugleich den armen Todten, daß er nicht den Muth gehabt habe sich zu retten oder zu vertheidigen; denn was half ihm sein Panzerhemd? er hätte wenigstens einen guten Dolch bey sich führen sollen.“

„Man lies die Königin von Schweden sich sehr lange zu Fontainebleau langweilen, um ihr Geringschätzung zu zeigen, aber sie bat den Minister so wiederhohlentlich, sie nach Paris kommen zu lassen, daß man es endlich nicht mehr abschlagen konnte. Sie kam also zu dem Ballet, welches der König in diesem Jahre im Carneval tanzte, am 24ten Februar 1658 (also länger als ein Vierteljahr nach der That). Sie wäre auch gern ganz in Paris geblieben, allein man gab ihr zu verstehen, daß man sie nur wenige Tage da dulden würde. Man logirte sie auch deswegen im Louvre in die Zimmer des Kardinals Mazarin, um ihr zu zeigen, daß sie sie bald wieder verlassen müsse. Sie blieb aber doch während den Carnevals-Lustbarkeiten, die sie gern mit machte.“ „Ihr Betragen war in nichts der Ehre zuwider, ich meyne der Ehre, die von der Keuschheit abhängt, Denn wenn sie über diesen Punkt Blössen gegeben hätte, so würden die Höflinge nicht ermangelt haben es auszuposaunen. Allein übrigens zeigte sie wenig Klugheit, wenig Lebensart und grossen Hang zum Vergnügen. Sie lief auf die Masken-

bälle, gieng, blos in männlicher Begleitung, in alle Comödien in dem ersten besten Wagen den sie antraf und von Philosophie war nicht eine Spur an ihr zu finden. Sie reiste endlich in den ersten Tagen der Fasten ab, nachdem sie einiges Geld vom Könige empfangen, und kehrte nach Rom zurück, wo die That, welche sie in Frankreich verübt hatte, ihr keine Achtung erwarb."

Das klingt ganz anders als jener Bericht. Wenn der französische Hof irgend einen Schritt gethan hätte, um die That laut zu mißbilligen, so würde Frau v. Motteville es gewiß erfahren und mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit berichtet haben. Daß man den Grund von Christinens Zorn gegen Monaldeschi nie mit Gewißheit entdeckt hat, gesteht auch sie. Andere wollen, der Pater le Bel habe die Briefe selbst gelesen, die Monaldeschi gegen die Königin geschrieben, und ausgesagt, dieser Günstling habe es aus Liebe und Eyfersucht gethan, einer römischen Dame zu gefallen, in die er sterblich verliebt gewesen. Ein junger Cardinal, ein Freund von Monaldeschi und Günstling Christinens, habe das galante Aben-

theuer entdeckt, und ihr die Briefe ihres Stallmeisters zugeschickt. Wie er aber zu diesen Briefen gekommen? das weiß Niemand. Es bleibt immer sehr sonderbar, daß bis jezt der Schleier von einer so laut gewordenen Begebenheit noch nicht hat weggezogen werden können. Möge noch hier stehen, was d'Alembert von dieser Amazone sagt; „Der wenige Anstand, mit dem sie alles that; die „wenigen Vortheile, die sie, um Menschen zu „beglücken, aus ihren Kenntnissen und ihrem „Geiste zog; ihr oft übel angebrachter Stolz; „ihre zweydeutigen Reden über die Religion, „welche sie verlassen, und über die welche sie angenommen hatte; endlich die herum irrende Lebensart, die sie unter Fremden führte, von denen „sie nicht geliebt wurde; Alles das rechtfertigt „mehr als sie selbst geglaubt hat, die Kürze ihrer „Grabschrift: Vixit Christina, Ann. 72.

Schreiben der deutschen Urgroßmütter an die deutschen Urenkelinnen.

Liebe Kinder! wenn wir so mit unsern Spinnrädern und Webestühlen Abends im Paradiese sitzen und die feinsten Hemden für die lieben Engelein verfertigen, so lassen wir uns wohl bisweilen von euch da unten, von Eurem Thun und Treiben vorerzählen und schütteln nicht selten die Köpfe, und Ihr sollt wissen, daß es ein gar wundersamer Anblick ist, wenn so viele Millionen Urgroßmütter auf Einmal die Köpfe schütteln. Endlich haben wir beschlossen an Euch zu schreiben, und haben die Nonne Roswitha gebeten, unsere Gedanken auf ein himmlisches Palmenblatt zu verzeichnen. Wir haben ihr dictirt, was uns eben

einfiel. Alles durcheinander, wie es Urgroßmüttern geziemt.

— Vielleicht erwartet Ihr auch eine Beschreibung von unserm hiesigen Aufenthalt, der mit unter etwas langweilig ist; aber da müßt Ihr warten, bis Frau von Stael zu uns herauf kommt, die wird Euch alles fein ordentlich beschreiben, denn wir hören, daß sie weder spinnt noch webt, sondern schreibt.

Hört, liebe Kinder! es will verlauten, ihr wäret lauter Mamsells und Madams geworden, und es wäre keine Jungfrau, keine Hausfrau, ja nicht einmal eine Metze mehr unter Euch zu finden; Ihr sollt sogar das Wort Metze als ein Schimpfwort gebrauchen, und es übel nehmen, wenn man Euch Jungfer nennt; wir wollen nicht hoffen, daß ein zartes Gewissen Euch dazu treibt, sondern aus christlicher Liebe vermuthen, daß Euch unbekannt geblieben, welch' ein Ehrentitel in unsern Zeiten der Titel einer ehrbaren Jungfrau war. Wir hatten Druidinnen und Alrunen, die zwar keine Gavolte tanzen konnten, hingegen die Rathgeberinnen

ganzer Völker, und selbst von den römischen Kaisern hochgeehrt wurden. Was die Metze betrifft, so dürft Ihr ja nur Eure Bibel nachschlagen — leider will man behaupten, es wären jetzt gar wenige unter Euch, die noch eine Bibel hätten, Ihr läset nur kleine, närrische Büchlein, die alle Jahr zum Vorschein kommen und am Ende jedes Jahres wieder vergessen würden — wir wollen das aber nicht glauben, sondern Euch auf das Buch der Richter, das fünfte Kapitel, den 30sten Vers verweisen, da werdet Ihr sehen, daß noch zu Luthers Zeiten eine Metze keine leichtfertige Dirne war, und wir könnten Euch manches Beyspiel anführen, wo das Wort Metze in rühmlicher Bedeutung sogar von Euren Urgroßvätern gebraucht worden. Also liebe Kinder! thut die Mamsells bey Seite und werdet wieder Metzen, das wird Euch frommen an Leib und Seele. —

Wir hören auch, daß Ihr zwar fleißig auf Tanzgelage, aber gar nicht mehr in die Kirchen geht, vielleicht weil Euch nicht vergönnt wird, in den Kirchen mit zu sprechen. Freylich ist es nicht mehr wie vor alten Zeiten, da ohne uns

kein Gottesdienst vollbracht werden konnte, und wir wollen Euch auch nicht verhalten, daß der Ausspruch des Apostels: „die Weiber sollen in der Kirche schweigen“ unter Allem was er gesagt hat, uns eben nicht das klügste zu seyn scheint; es mag wahr seyn, daß wir bisweilen in der Begeisterung ein wenig zu viel geredet haben; darum sollt Ihr aber doch fein züchtiglich die Kirchen besuchen, denn es bleiben Euch noch Orte genug übrig, wo Ihr reden könnt so viel Euch beliebt, zum Exempel in den sündigen Theatern während des Spieles. Wir vernehmen, daß ihr da sehr laut zu schwatzen pflegt, und das rühmen wir, denn so wird das Böse vom Theater nicht gehört. Am meisten hat uns geschmerzt zu hören, daß Ihr oft Euch schämt, deutsche Frauen zu seyn und daß Ihr den Minnesold am liebsten Fremdlingen spendet. Ey! ey! liebe Metzen! was sollen wir dazu sagen? — Wir wollen lieber nichts sagen, sondern Euch blos erzählen, in welchen hohen Ehren wir, sowohl bey Fremden als bey unserm eigenen Volke gestanden, damit Ihr gebührlich nach gleichem Ruhme trachten möget.

Uns fragte man in bedenklichen Fällen um Rath; wir setzten uns als Richterinnen Fürsten zur Seite; wir entschieden in den verworrensten Händeln und die Streitenden waren zufrieden mit unserm Spruch. Durch feyerliche Verträge haben die Celten und Carthaginenser uns zu Schiedsrichterinnen erwählt. Ihr mögtet glauben, wir dürften nur der uralten Zeiten uns rühmen? — O nein! hier sitzt noch manche jüngere Schwester unter uns, die gleicher Ehre würdig erfunden worden. Hier sitzt eine Herzogin Elisabeth von Bayern, die in einem Handel ihres Gemahls mit dem Bischoff von Freysingen gerichtet, und aus rechtlichem Gemüthe gegen ihren Eheherrn gesprochen — eine hessische Prinzessin Sophie, die von den verbrüderten Grafen von Waldeck vor kurzem, nemlich vor 600 Jahren, zur Schiedsrichterin erkohren worden — eine thüringische Prinzessin Elisabeth, der von zwey hessischen Landgrafen gleiche Ehre widerfuhr. Solche Beyspiele könnten wir Euch bey Hunderten zu Gemüthe führen. Bedenkt nun selber, was wir waren und was Ihr seyd. Warme Patriotinnen waren wir, und um

Euch das zu beweisen, soll unsere Schwester Roswitha Euch eine Rede abschreiben, die unsere Schwester Bunduica vor mehr als 1700 Jahren gehalten, da sie ihren Landsleuten das römische Joch verhaßt machen wollte. Da werdet Ihr eine Probe von weiblicher Beredsamkeit lesen, die Euch gar sehr in Verwunderung setzen wird.

(*) Schön war unsere Bunduica, schön und von erhabener Gestalt, ernsten Angesichts, voll tönender Stimme, ihr gelbes Haar wallte bis zu den Schenkeln hinab. Sie trug eine lange goldene Kette, ein vielfarbiges, weites Gewand und einen Speer in der Rechten. So geschmückt hub sie an in der feyerlichen Volksversammlung: „Ist „noch Einer unter Euch, dem Knechtschaft köst„licher dünket als Freyheit? — Gab es auch „Manchen, den die schmeichelnden Versprechun„gen der Römer täuschten, so ist doch diese Täu„schung längst verschwunden; „Ihr alle erkennt, „wie sehr wir fehlten, „als wir die väterlichen

(*) Jo. Xiphilin. Epit. Dion. in vit. Neron. l. 6.

„Sitten und Rechte gegen die fremde Herrschaft
„vertauschten. Denn ich bitte Euch, was giebt
„es noch Drückenderes und Schändlicheres, das
„uns nicht wiederfahren wäre, seit diese Römer
„unser Land zum Erstenmal erblickt? Sind wir
„nicht unserer besten Kräfte beraubt? Müssen
„wir nicht die noch übrigen für sie opfern? müs-
„sen wir nicht — ausser Allem was wir geben,
„ausser den Aeckern, die wir für sie pflügen —
„auch mit unsern Körpern ihnen zinsbar seyn? —
„Besser Einmal unser Heil versuchen, als Jahr
„für Jahr die falschen, trügerischen Freyheits-
„nahmen erkaufen. Besser ehrlich sterben, als
„ein zinsbares Haupt umher tragen! — Doch was
„rede ich, da sie nicht einmal vergönnen umsonst
„zu sterben; denn wie mancherley Abgaben wir
„selbst für die Todten zahlen müssen, wisset Ihr
„Alle. Die Knechte anderer Völker werden min-
„destens durch den Tod frey, nur bey den Rö-
„mern leben die Todten zu der Römer schnödem
„Gewinn, und die Lebenden, gleich den Todten,
„werden beraubt und geplündert. Was dürfen
„wir denn von künftigen Zeiten hoffen, da sie

„uns gleich anfangs so gierig behandeln? — Ge-
„fangenen wilden Thieren wird geschmeichelt, um
„sie zu zähmen, uns Menschen nicht.“

„Doch ich will mehr reden: wir selbst haben
„unser Elend geschmiedet, als wir den ersten
„Fuß auf unsere Insel ihnen zu setzen vergönnten;
„nicht alsobald sie vertrieben, gleich jenem Julius
„Cäsar; ihnen, da sie noch fern waren, nicht die
„Gefahren der Schiffahrt zeigten, wie dem Augu-
„stus und Caligula. Besitzen wir deshalb eine so
„grosse Insel, und sind wir deshalb durch das
„Meer von andern Völkern getrennt, daß wir
„unter einem andern Himmel, in andern Ländern
„wohnen sollen, deren Namen zuvor die Weise-
„sten unter uns nie gehört? sollen wir uns ver-
„achten und zertreten lassen von Menschen, die
„sonst nichts verstehen als die Herren zu spielen?
„— Auf ihr Bürger! Freunde und Verwandte!
„Denn wir bewohnen ja alle dasselbe Land, wir
„tragen ja alle Einen Namen, darum seyd Ihr
„Alle mir verwandt — auf! das Versäumte
„nachzuhohlen, jetzt da wir der Freyheit uns noch
„erinnern, thut was Eurer würdig ist, auf daß

„wir nicht blos den leeren Namen der Freyheit „unsern Nachkommen hinterlassen. Denn wenn „wir — edel und in Freyheit erzogen — unser „Glück vergessen können, was dürfen wir von „denen erwarten, die in der Knechtschaft auf„wachsen? — Ich brauche euch nicht zu ermah„nen: Haßt Euern jetzigen Zustand; denn Ihr „haßt ihn schon; ich brauche Euch nicht zu erin„nern an alles, was Ihr künftig noch zu fürch„ten habt, denn ihr fürchtet es schon. Doch „rühmen und danken will ich Euch, wenn Ihr „selbst das nöthige beschließt; wenn Ihr Euch „selbst und mir schnelle Hülfe gewährt; wenn „Ihr Euch nur nicht einbildet, Euch vor den „Römern zu fürchten. Weder an Zahl noch „Stärke sind sie Euch überlegen. Sind Eure „Zelte nicht sicherer als ihre Mauern? ich achte „Eure Schilde stärker als alle ihre Waffen. Sie„gen wir, so werden wir leicht sie saugen; müs„sen wir fliehen, so haben wir Berge und Sümpfe, wohin sie uns nicht folgen können, denn sie „hindert die schwere Rüstung sowohl am Fliehen „als am Verfolgen. Hunger, Durst, Kälte und

„Hitze können sie nicht so ertragen wie wir. Man-
„gelt ihnen Brod, Wein und Oel, so sterben sie,
„uns aber ist jede Würzel eine Speise, jeder Saft
„ein Oel, jedes Wasser ein Wein, jeder Baum
„ein Haus. Uns sind diese Gegenden bekannt,
„sind gleichsam unsere Kriegsgefährten, ihnen un-
„bekannt und feindlich. Wir schwimmen und wa-
„ten durch Ströme, sie wissen kaum der Schif-
„fe sich zu bedienen. Drum auf mit Gott!
„laßt sie erfahren, daß Hasen und Füchse nicht
„so verwegen seyn dürfen, Hunden und Wölfen
„zu gebieten. Wir sind nicht ägyptische, durch
„Nutocris beherrschte Lastträger, noch assyrische
„Krämen unter dem Scepter einer Semiramis;
„wir wollen keiner Messaline, keiner Agrippine,
„noch jetzt einem Nero gehorchen, der ein Mann
„genannt wird, ob er gleich nur ein Weib ist,
„da er sich weibisch schmückt und zu der Cither
„singt; wir sind Britten, welche nicht gelernt
„haben den Acker bauen noch Schätze sammeln,
„wohl aber Krieg zu führen für Vaterland,
„Weib und Kind!“

„Göttin! ich flehe von dir den Sieg gegen „die schändlichen, gottlosen, unersättlichen Männer, wenn man anders diejenigen Männer nennen darf, die sich mit warmem Wasser waschen, „bey der Tafel schwelgen, nach Salben riechen, „mit Knaben auf weichen Polstern sich wälzen. „Kein Nero soll künftig über uns herrschen! er „beherrsche singend den Römer, der es würdig „ist einem solchen Weibe zu dienen, dessen Tyranney er schon so lange erträgt!“ Seht, liebe Metzen, so sprach Bunduica. Dafür sitzt sie auch hier unter uns in grossen Ehren; aber Euer Ruhm ist nicht fein, und wir mögen gar nicht nachsagen, was man Euch Schuld giebt. Ihr werdet es noch dahin bringen, daß man ein Weib wieder nur halb so hoch achten wird als einen Mann, wie im Sachsen-Spiegel, der nur das halbe Wehrgeld für den Todschlag eines Weibes verordnet. In den alemannischen und bayrischen Gesetzen hingegen war es gerade umgekehrt, da galten wir doppelt so viel, als ein Mann, vermuthlich weil wir es verdient hatten. Wir spendeten unsere Gunst am liebsten Helden, aber den Helden unseres Volks,

die wir gern auf halsbrechende Proben stellten, wie die schöne Lathgertha den tapfern Regner Lodbrog (*). Wir nahmen auch selber Theil an den Kriegsgefahren, wie Ihr schon im Tacitus lesen könnt, und wenn unsere Männer geschlagen wurden, so streuten wir den Siegern keine Blumen, sondern hiengen uns allenfalls an die Deichseln unserer Wagenburg auf. Merkt euch das, liebe Metzen, und wisset, daß wir von nun an keine einzige Mamsell oder Madam mehr unter uns aufnehmen werden.

(*) Saxo hist. Dan. I. VIIII. p. 169.

Die Geschichte der Weiber.

Wenn die guten Urgroßmütter die Geschichte der Weiber (ich meine the history of Woman von William Alexander) gelesen hätten, so würden sie die Köpfe auch manch liebesmal geschüttelt haben. Wenn man die Griechen und Römer liest, so findet man höchst selten die Weiber von einer sehr vortheilhaften Seite dargestellt. Dichter, Redner, Geschichtsschreiber, drücken um die Wette satyrische Pfeile auf sie ab. Homer läßt in der Odyssee den Agamemnon sagen, es gebe nichts boshafteres und schamloseres als ein Weib. Freylich hatte Agamemnon sehr gerechte Ursachen, sich über seine eigene Frau zu beklagen, denn sie war ihm nicht allein während er vor Troja lag, untreu, sondern sie ermordete ihn auch bey seiner Zurückkunft; was

Wunder! daß Agamemnon im Reiche der Schatten auf die Weiber schimpft? Das mag den Homer bey den Damen entschuldigen. Aber man findet dieselben Bitterkeiten gegen das schöne Geschlecht auch in andern Schriftstellern, die keine solche Veranlassung dazu hatten. Juden, Kirchenväter, Mönche, haben die Weiber mit einer wahrhaft cynischen Ungeschliffenheit behandelt. Ein Sekten-Stifter, Namens Severus, trieb die Unverschämtheit gar so weit, zu behaupten, ein böser Geist sey der Stammvater der Weiber. Aber es gieng ihnen wie den Diamanten, die bald in hohem, bald in geringem Werthe stehen, und für denjenigen, der sie nicht kennt, gar keinen Werth haben. Je aufgeklärter und geschliffener die Männer wurden, je mehr galten die Weiber. Da wetteiferten Dichtkunst und Geschichte, um sie zu preisen, wie sie denn auch wohl verdienen. Der Verfasser der oben genannten Geschichte betrachtet sie in allen Ständen und Lagen ihres Lebens; er spricht von ihrer Erziehung, ihren Zeitvertreiben, Arbeiten, Fehlern und Tugenden, Rechten und Verrechten, Putztischen und Heyrathsgebräuchen.

„Dreytausend Jahre lang" sagte er, „waren „die Weiber ein Gegenstand der Satyre, als „das Ritterwesen entstand und mit ihm eine gänz„liche Umwälzung in den Urtheilen und Empfin„dungen über und für das schöne Geschlecht, wel„ches nunmehr fast den himmlischen Wesen gleich„gestellt wurde; es mißhandeln war eine Gottlo„sigkeit, es verläumden eine Blasphemie, und „doch war die Zeit des Ritterwesens nicht die der „Wissenschaften. Als diese vollends anfiengen, „sich mit der Galanterie zu vereinigen, da begnüg„te man sich nicht mehr gegen denjenigen Lanzen „zu brechen, der sich unterfieng die Weiber zu „schmähen, sondern man bestrebte sich, die Erha„benheit des schönen Geschlechts über das unsrige „darzuthun, und der zarten Liebe unter allen irr„dischen Glückseeligkeiten den ersten Rang anzu„weisen."

In den ältesten Zeiten besangen die Dichter nur Heldenthaten, oder reiche Fürsten, die ihnen Brod gaben. In den Ritterzeiten begannen sie ihre Leyer der Schönheit und Liebe zu widmen. Bald erlaubten sie sich die ausschweifendsten Hyperbeln.

Sie verglichen ihre Geliebten nicht mehr blos mit Engeln — die waren ihnen schon viel zu gering — sondern mit Gott selbst, und setzten sie auch wohl noch ein wenig über ihn. Bocaz läßt in allem Ernst den lieben Gott sich bey den Damen bedanken, daß sie ihm so kräftigen Beystand gegen seine Feinde leisten. Petrarca vergleicht seine Laura mit Jesus Christus. Ein anderer Dichter, der zugleich Priester war, erklärt, daß er gar nicht wünsche ins Himmelreich zu kommen, wenn er dort seine Geliebte nicht finden sollte. Aus diesem Tone sangen und sprachen nicht blos Troubadours, nein, alle Männer aus allen Ständen, wenn sie nur singen und sprechen konnten. Das war eine goldene Zeit für die Damen.

Bocaz scheint der Erste gewesen zu seyn, der, zu Ehren des schönen Geschlechts, etwas mehr als Lieder schrieb. Er gab ein Buch von berühmten Frauen in lateinischer Sprache heraus, wozu die heilige wie die profane Geschichte, und selbst die Fabel ihm Beyspiele liefern mußten. Er fand ein Heer von Nachahmern. Franz Sordonati sammelte noch hundert und zwanzig Beyspiele von

berühmten Frauen, die ihnen entschlüpft waren. Diese Art von Büchern wurde Mode, und in wenigen Jahren gab es mehr als zwanzig Schriftsteller, die den Ruhm der Weiber verkündeten. Man beschränkte sich nicht auf die höhern Stände, Fama stieg mit ihrer Trompete sogar bis in die Küche hinab. Der Mönch, Hilario da Costa, beschloß, alle seine Vorgänger zu übertreffen. Er schrieb zwey Bände in Quart, jeden Band 800 Seiten stark. Sie enthielten das Lob aller Frauen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die nur irgend durch Talente oder Tugenden sich ausgezeichnet hatten. Daß er aber ein Mönch war, erkannte man leicht, denn nur Catholikinnen genossen die Ehre von ihm gelobt zu werden. Viel Rühmens machte er von der Königin Marie von England, schwieg aber gänzlich von ihrer Schwester Elisabeth.

Hundert und sechzig Ehrendenkmäler hatte Hilario geliefert. Ein gewisser Paul de Ribeira ließ ihn weit hinter sich, denn er schrieb ein ungeheures Werk unter dem Titel: Triumphe und Heldenthaten von achthundert

Weibern. Diese Mode gieng vorüber wie alle Moden und es schlichen sich wieder allerley ketzerische Urtheile über die Weiber ein. Man betrachtete sie als blosse Werkzeuge unsers Vergnügens, man sprach ihnen alle wahre Empfindung ab und vermied, sich ernstlich an sie zu fesseln. In England hatte die Verderbtheit des Hofes Carls des Zweyten alle Weiber angesteckt und die Männer fiengen an sie zu verachten. Da wurde es wieder Mode gegen sie zu schreiben. Der Graf von Rochester gab das Beyspiel, welches bald von Pope nachgeahmt wurde, auch von Swifft, Young und vielen andern. In neuen Zeiten hat man sie wechselsweise gescholten und gepriesen. Eine sehr gelehrte Lobschrift hat Gottfried Schütze auf sie geschrieben; Schade daß so viel Lateinisch darinn vorkommt. Die Schriften unsers Meiners sind bekannt, wiewohl nicht sehr lesbar. Hingegen ist Segur, sur les femmes in Jedermanns Händen. Des Engländers Buch, von dem hier die Rede ist, mag man auch wohl weitschweifig nennen, doch läßt er sich nie zu kleinlichen Details herab; seine Bemerkungen sind

verständig, in seinem Styl behauptet er durchgehends eine gewisse Würde. Bey Gelegenheit stellt er auch recht interessante Untersuchungen über allerley Gegenstände an, die, bald näher, bald entfernter, Bezug auf die Geschichte der Weiber haben, zum Beyspiel über den Ursprung der Magie und der Verschnittenen, über den Gebrauch der Diamanten und der Seide.

Ich gebe die letztere zur Probe. „Die Seide soll aus Persien nach Griechenland gebracht worden seyn 323 Jahr vor Christus, und aus Indien nach Rom 274 Jahr nach Christus. Unter Tibers Regierung verbot der Senat den Männern, sich durch Tragen seidner Stoffe zu entehren, die nur für die Weiber gemacht wären. Man glaubte damals, die Seide wäre ein vegetabilisches Produkt wie die Baumwolle. Im Jahr 555 brachten zwey Mönche die Eyer von Seidenwürmern aus Indien nach Constantinopel. Man brütete sie auf Dünger aus, man ernährte die Insekten mit den Blättern des Maulbeerbaums und sie vervielfältigten sich dermassen, daß man bald zu Constantinopel, Athen, Theben und Co-

rinth Seiden-Manufakturen anlegen konnte."
„Der König Roger von Sicilien ließ im Jahr 1130 Fabrikanten von Constantinopel nach Palermo kommen, von diesen lernten die Sicilianer die Kunst. Aus Sicilien kam sie nach Spanien und Italien; einige Zeit vor Franz dem Ersten wurde sie in den mittägigen Provinzen Frankreichs eingeführt. Heinrich IV. errichtete Seidenmanufakturen, aber mit vieler Mühe, denn sein Minister Sülly war ganz dagegen. Im Jahr 1286 sah man die ersten seidenen Kleider in England, und erst 1620 lernte man dort deren selbst verfertigen. 1719 wurde die berühmte Maschine von Combe erfunden, die zum Drehen der Seide dient. Sie ist aus 26586 Rädern zusammen gesetzt, die alle durch ein Einziges, und dieses hinwiederum durch Wasser, in Bewegung gesetzt werden." „So wurde die Seide in Europa bekannt, aber noch war sie viel zu selten und viel zu theuer, um häufig gebraucht zu werden. Heinrich II., König von Frankreich, war der erste Monarch in Europa, der seidne Strümpfe trug. Unter der Regierung Heinrich des Achten von England, hat

te man dort noch keine gesehen. Sir Thomas Grasham machte seinem Nachfolger, Eduard VI., ein Geschenk mit ein Paar seidenen Strümpfen, und das waren die ersten, die in England getragen wurden. Im ganzen Lande sprach man von diesem Geschenk als von einer großen Seltenheit." Hier ist doch Einiges zu ergänzen, und manches Irrige zu berichtigen. Die Alten hielten die Seide nicht für ein vegetabilisches Produkt, sondern glaubten, eine Art von Spinne oder Schnecke ziehe sie aus ihrem Leibe und wickele sie um die kleinen Zweige der Bäume. Sie nannten dieses Insekt Ser, von Seres, dem Namen eines scythischen Volkes, bey dem es gefunden wurde. Daher heißt auch die Seide auf Lateinisch Sericum. Aber diese Ser hat sehr wenig Aehnlichkeit mit dem Bombix oder Seidenwurm. Dieser stirbt jährlich, jene lebt 5 Jahr. Auf der Insel Cos wurde die Kunst erfunden, die Seide zu verarbeiten, die Erfinderin war ein Mädchen, Pamphilie, ihr Vater hieß Platus. Man sollte ihr doch wenigstens zu Lyon einen Altar errichten. In Rom wog man die

Seide lange mit Gold auf. Vopiscus erzählt, der Kaiser Aurelian habe seiner Gemahlin ein seidenes Kleid, welches sie inständigst von ihm begehrte, abgeschlagen, weil es zu theuer sey. Die Seidenarbeiter, welche König Roger nach Sicilien und Calabrien verpflanzt, waren nicht gutwillig gekommen, sondern sie machten einen Theil der Beute aus, die er, auf seinem Zuge zum heiligen Grabe, in Athen, Corinth u. s. w. erobert hatte. Jakob I. König von England, gab sich viele Mühe, die Seidenwürmer dort einzuführen, und empfahl seinen Unterthanen mehreremal vom Thron herab Maulbeerbäume anzupflanzen, allein es gelang ihm nicht. Die Franken trugen sehr früh seidene Kleider, wie aus der Lebensbeschreibung des heiligen Eligius zu ersehen ist. In Deutschland gab es schon unter den sächsischen Kaisern Seidenwebereyen; sie waren in den Händen der Frauenzimmer, weshalb auch Otto II. in einer Urkunde sie weibliches Kunstwerk (artificium femineum) nennt. In Lyon selbst, dieser grossen Seidenmanufaktur-Stadt, wird wenig Seide gebaut, aber sehr viel eingeführt. Vor der Revolution

betrug diese Einfuhr jährlich 6000 Ballen, jeden Ballen zu 160 Pfund gerechnet. Von diesen kamen 1400 aus der Levante, 1600 aus Sicilien, 1500 aus Italien, 300 aus Spanien, und 1200 aus Languedoc, Provence und Dauphiné. Als die Manufakturen im höchsten Flor dort waren, zählte man 18000 Arbeiter, aber schon im Jahr 1698 war ihre Zahl bis auf 4000 geschmolzen. Wie viele deren jetzt sind, ist mir unbekannt. In Tours gab es 700 Seidenmühlen, 8000 Webereyen und 40000 Arbeiter; aber auch hier verminderten sich die Mühlen bis auf 70, die Webereien und Arbeiter bis auf 1200 und 4000.

Die türkische Seide kommt vorzüglich aus Aleppo, Tripolis, den Inseln Candia, Cypern u. s. w., die persische aus Smyrna, wohin sie durch Caravanen gebracht wird. Ein holländischer Schriftsteller versichert, daß drey persische Städte am caspischen Meere allein jährlich 30000 Ballen Seide liefern. Vergebens haben die Russen einigemal versucht, Smyrna diesen wichtigen Handel zu entreissen und ihn durch die Wolga und Dwina nach Archangel zu verpflanzen. Ein Genueser that die-

sen Vorschlag dem Zaar Wasili. Die Franzosen hatten dieselbe Idee im J. 1626; auch der Herzog von Holstein schickte deshalb 1633 eine Gesandschaft nach Persien. Der Zaar Alexis erneuerte den Versuch im J. 1668, allein der Aufruhr der Cosacken und die Einnahme von Astracan störten dieß Projekt. Ein Erdbeben, welches um eben diese Zeit Smyrna zerstörte, würkte mehr, und es war um den Seidenhandel dieser Stadt geschehen, wenn nicht die Türken alles aufgeboten hätten, um ihn zu erhalten. China ist so reich an Seide, daß eine einzige seiner Provinzen, Tschekiong, nicht allein das ganze Reich, sondern auch einen grossen Theil von Europa damit versorgen könnte. Die Seide ist der vorzüglichste Handelsartikel der Chinesen und beschäftigt dort die meisten Menschen.

Auch Japan würde eine ungeheure Menge Seide liefern, wenn die Japaner uns nur Zutritt in ihr Land gestatteten. Man schilt sie deshalb Barbaren, allein mich dünkt, sie thun sehr wohl daran. Das Beyspiel aller der Staaten in fremden Welttheilen, in welchen die Europäer sich eingewurzelt haben, ist nicht anlockend, sondern

hat bewiesen, daß sie überall nur die Herren spielen wollen. Die Stadt Kasem Basar, ungefähr im Mittelpunkt der vormaligen Staaten des grossen Moguls gelegen, soll jährlich 22000 Ballen Seide, jeden zu 100 Pfund, liefern.

Auch im Norden von Europa, und zwar im Brandenburgischen, hat man vor einem halben Jahrhundert angefangen, Seidenwürmer zu erziehen und schon im Jahr 1774 wurden daselbst gegen 7000 Pfund Seide gewonnen. Sie soll aber an Güte der nicht gleichkommen, die in wärmern Gegenden erzielt wird. Im Jahr 1709 versuchte ein gewisser Präsident Bon in Montpellier Seide aus den Fäden der Spinnen zu gewinnen, doch nicht aus den Fäden, aus welchen sie ihr Gewebe machen, sondern aus denen, in welche sie ihre Eier wickeln und die weit stärker sind. Es gelang ihm, eine graue Seide zu erhalten, die sich leicht spinnen ließ, und deren Fäden feiner und stärker waren, als gewöhnliche Seide. Man behauptete, die Spinnen würden viel mehr Seide liefern als die Seidenwürmer, weil sie weit fruchtbarer sind, denn eine einzige Spinne legt

5 bis 600 Eyer, ein Seidenschmetterling hingegen nur etwa hundert. Von 7 bis achthundert Spinnen stirbt kaum eine jährlich, aber von hundert kleinen Seidenwürmern bringen es bey aller Vorsicht kaum 40 so weit, ihren Cocon zu bilden. Die Eyer der Spinnen hingegen werden ohne alle Sorgfalt ausgebrütet. Die Mütter sterben einige Zeit nachher; die Jungen bleiben zehn bis eilf Monate in ihren Cocons ohne Nahrung. Wenn sie auskriechen, so thut man sie in Papierdüten oder Töpfe, über welche man ein mit Stecknadeln durchstochenes Papier bindet. Man füttert sie mit Fliegen. Die Spinnencocons liefern, nach Maaßgabe ihrer Leichtigkeit, mehr Seide als die der Seidenwürmer, nemlich 13 Unzen geben 4 Unzen reine Seide und 3 sind schon hinlänglich, um das größte Paar seidne Strümpfe zu verfertigen, die von gewöhnlicher Seide hingegen wiegen 7 bis 9 Unzen.

Der Präsident Bon zeigte der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier ein Paar Strümpfe von Spinnenseide vor, die nicht mehr als zwey und eine viertel Unze wogen, und ein Paar Handschuh dreyviertel Unzen an Gewicht. Sie waren

eben so stark und fast eben so schön als gewöhnliche, aber grau wie Mäuse. Er schickte dergleichen auch nach Paris an die Akademie der Wissenschaften, welche dem berühmten Reaumur auftrug, die Erfindung zu prüfen.

Dies geschah und Reaumur fand, daß alle Fliegen in ganz Frankreich nicht hinreichen würden, so viel Spinnen zu ernähren, als nöthig wären, um die Manufakturen mit Seide zu versorgen. Und überdieß, wie sollte man es anfangen, um täglich so viele Fliegen zu fangen? — Die Spinnen fressen zwar auch Raupen, Schmetterlinge, Tausendfüsse u. dgl., aber wo sollte man die wieder hernehmen? — Reaumur kam auf den Einfall, ihnen Regenwürmer in Stücken zerschnitten zu geben. Sie frassen auch die, und es schien leichter, deren in grossen Quantitäten zu sammeln, da man nur bey Nachtzeit mit einer Laterne über die Felder gehen darf. Sie frassen auch die weiche Substanz aus den Federn junger Vögel und zwar fast am liebsten. Solcher Federn würden die Gastwirthe in Menge liefern können, auch könnte man sie bisweilen lebendigen Vögeln ausreissen,

ohne ihnen zu schaden. Folglich wären die Spinnen, durch Regenwürmer und Federn, in Ansehung ihrer Nahrung schon mehr gesichert als die Seidenwürmer, da die Maulbeerbäume so oft vom Froste leiden. Aber es ergiebt sich eine andere Schwierigkeit. Wie und wo soll man so viele Spinnen beherbergen? — Thut man sie zusammen in Ein Behältniß, so leben sie anfangs ganz einträchtig, arbeiten an Einem Gespinnste, fressen von Einer Feder: allein sehr bald werden sie uneinig, die Grossen fressen die Kleinen, und von einigen Hunderten bleibt am Ende nur Eine übrig. Will man jede einzeln logiren? — Wie viel Zeit würde erforderlich seyn, einer Jeden täglich ihr Futter zu geben! Alle Arten von Spinnen liefern auch nicht brauchbare Seide. Die kurzbeinigen geben die beste, behauptete Bon, aber Reaumur beweiset, daß viele kurzbeinige gar keine Seide liefern, und viele wiederum eine Seide die zu schwach ist.

An Verschiedenheit der Farben würde die Spinnenseide den Vorzug haben, denn die der Seidenwürmer ist nur gelb oder weiß, hingegen die

der Spinnen gelb, weiß, grau, himmelblau und sehr schön kaffeebraun. Die Spinne, welche die letztere liefert, findet man auf dem Ginster. Ein Faden eines Spinnegewebes kann aber nur zwey Gran tragen, ohne zu zerreissen, vom Cocon genommen trägt er 36 Gran; hingegen der Faden eines Seidenwurms bis zwey und ein halbes Quentchen, folglich ist er viermal stärker: auch fast viermal dicker ist er. Wenn man also vier oder fünf Faden der Spinne zu Einem machte, so würde er um nichts dicker seyn als der Faden eines Seidenwurms, allein nie den Glanz haben, weil die vereinigten Fäden Zwischenräume werfen würden, die einen Wiederschein gäben. Reaumur stellte hiernach eine Berechnung auf. Der feinste Seidenfaden, dessen man sich zum Nähen bedient, besteht aus 200 Fäden, wie sie vom Cocon gehaspelt werden, und müßte von einer Spinne aus 36000 Fäden bestehen, wenn er eben so stark seyn sollte. (Die Berechnung ist zu weitläuftig, um sie hier mitzutheilen.) Es würde nicht möglich seyn, diese ungeheure Anzahl von Fäden so zu vereinigen, daß sie nicht leere Zwi-

schenräume liessen, und daher würden die Fabrikate von Spinnenseide immer sehr viel dicker seyn als die von gewöhnlicher Seide: jene liefert folglich mehr Umfang aber nicht mehr Stärke.

Zwölf Spinnen geben nicht mehr Seide als Ein Wurm, ja man kann zwanzig Spinnen annehmen, da sich viele Männchen darunter befinden, die keine Cocons liefern. Also würden 55296 Spinnen dazu gehören, um Ein Pfund Seide hervorzubringen, und das müßten noch die dicksten Spinnen im ganzen Lande seyn; denn von der gewöhnlichen Gattung würde man 663552 bedürfen blos zu Einem Pfunde. Diese Billionen Spinnen müßten Jede einzeln gefüttert werden, und Jede einzelne eine so geräumige Wohnung erhalten, daß sie bequem ihr Gespinnst machen könnte; die Spinnen-Seide würde also viel theurer seyn als die gewöhnliche, es wäre denn, daß man sehr dicke Spinnen-Arten aus Amerika verschriebe, die vielleicht hier eben so einheimisch werden würden, als die Seidenwürmer.

Nach diesem Bericht Reaumurs verlohren die Spinnen ihren Prozeß gegen die Seidenwürmer

und es war nicht mehr die Rede von ihnen. Ich hoffe, die Damen werden mir verzeihen, daß ich sie so lange von einem Gegenstande unterhalten habe, der ihnen nicht gleichgültig seyn kann, da die Seide so oft zu ihrem Schmucke dient, obschon ich behaupten mögte, daß sie am schönsten sind in weissen feinen Gewändern, wenn man von Seide nichts an ihnen erblickt, als ihr seidenes Haar.

Biron's Verhaftung.

Es fehlt uns nicht an Denkschriften von Augenzeugen vieler merkwürdigen Begebenheiten, (und für das innwendige Räderwerk der Geschichte sind solche Denkschriften immer am wichtigsten.) Schade nur, daß sie gewöhnlich so schlecht geschrieben sind, daß man Leuten, die nicht gerade zur gelehrten Zunft gehören, unmöglich zumuthen kann sie zu lesen. Wenn Clio's Blumenkörbchen auch kein anderes Verdienst hat, als daß es bequemen Lesern Blumen vor das Ruhebett bringt, die sie selbst auf den Steppen nie gesucht haben würden, so möchte das gerade nicht das geringste Verdienst seyn.

Zu der Classe von Schriften, von welchen hier die Rede ist, gehören auch Mannsteins Nachrichten von Rußland von 1727 bis 1744. Der Verfasser war Generaladjutant des berühmten Grafen Münnich, sah also vieles mit eignen Augen und giebt es treulich wieder. Theils fehlt ihm aber die Darstellungsgabe gänzlich, theils besteht die Hälfte seiner Nachrichten aus trocknen Tagebüchern von Kriegsbegebenheiten. Bey der Verhaftung des berüchtigten Biron, Herzogs von Kurland, spielte er eine Hauptrolle. Der Großvater dieses Biron hieß eigentlich Bieren, war Stallmeister des Herzogs von Kurland, besaß ein kleines, ihm von seinem Herrn geschenktes Bauergut und hatte zwey Söhne, deren Einer als Oberförster seines Vaters Gütchen erbte. Dieser hinterließ drey Söhne. Zwey derselben sind Generale in russischen Diensten geworden, der Dritte studirte in Königsberg, kam 1714 nach Petersburg und wünschte Kammerherr bey der Braut des Prinzen Alexis zu werden. Man stutzte über seine Vermessenheit, wieß ihn verächtlich ab, und rieth ihm warnend Petersburg zu verlas-

ken. Da schmeichelte er sich in Mietau bey Bestuscheff, dem Vater des nachmaligen Großkanzlers ein, der viel am Hofe der Herzogin Anna galt, die eine Tochter Peters des Ersten war. Durch seinen Gönner gelang es ihm, hier Kammerherr zu werden, und nun war sein erstes Bestreben, seinen Wohlthäter zu stürzen. Als ein schöner, einnehmender junger Mann wurde er bald der Günstling der Herzogin, ohne den sie nicht leben konnte. Das weckte die Eifersucht des Curländischen Adels, der ofte Händel an ihn suchte. Darum wünschte er mit einem Fräulein aus irgend einer alten Familie sich zu verbinden, empfieng aber manches Körbchen, bis er endlich ein Fräulein Dreyden, Hofdame der Herzogin, überredete, ihm, selbst ohne Einwilligung ihrer Verwandten, die Hand zu reichen. Nun meynte er, es könne ihm nicht fehlen, in die kurländische Ritterschaft aufgenommen zu werden, allein er wurde dennoch unfreundlich zurückgewiesen. Auch in Moskau hatte seine Undankbarkeit gegen Bestuscheff ihn verächtlich und verhaßt gemacht, und als die Herzogin einst Geld begehrte, antworteten

die Minister ohne Umschweife: ihr werde man gern alles zugestehen, man wolle aber nicht Bieren dadurch bereichern.

Nach des Kaisers Tode wurde die Herzogin Anna zur Kaiserin gewählt, doch, unter mehrern Bedingungen, ihr auch diese vorgeschrieben, ihren Günstling nicht mit nach Rußland zu bringen. Sie versprach es, hielt aber nicht Wort, denn er folgte ihr auf dem Fusse, wurde Graf, Oberkammerherr und erhielt das blaue Band.

Daß keine große Seele in diesem Emporkömmling wohnte, mag schon der einzige Umstand beweisen, daß er nicht einmal den Stolz besaß für den ersten seines Stammes gelten zu wollen, sondern daß er jetzt den Nahmen und das Wappen der französischen Herzoge von Biron annahm, gleich als sey er ein Sprößling aus dieser Familie. Er liebte ausschweifende Pracht und besonders die schönsten Pferde. Der kaiserliche Gesandte, Graf Ostein, pflegte zu sagen: „Biron raisonnirt „über Pferde wie ein Mensch, und über Menschen „wie ein Pferd.“ Er war hochmüthig, grob, geitzig, unversöhnlich und grausam. Als erster

Höfling gab er sich viele Mühe, die Verstellungskunst zu lernen, allein es gelang ihm nicht.

Als der letzte Herzog von Kurland aus dem Hause Kettler starb, (1737) ließ die Kaiserin Truppen aus Riga in Kurland einrücken, welche den Adel überreden mußten, denselben Bieren, den er nicht in sein Corps hatte aufnehmen wollen, jetzt zu seinem Herzog zu wählen. Der Adel begab sich in die Hauptkirche, singend komm heiliger Geist! während die russischen Truppen die Kirche umzingelten, worauf denn der heilige Geist nicht ermangelte, die begehrte Wahl zu inspiriren. Ehe die Kaiserin 1740 starb, ernannte sie diesen Biron zum Reichsverweser, mit Uebergehung ihrer Nichte, der Prinzessin Anna, die sie an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählt hatte. Er war allgemein verhaßt, dennoch blieb anfangs alles ruhig, und man murrte nur leise. Aber ihn peinigte der Argwohn. Er hatte überall seine Spione; durch sie erfuhr er, daß die Prinzessin mißvergnügt sey und daß einige Gardeoffiziere verächtlich von ihm gesprochen hatten. Er ließ sie verhaften, ihnen die Knute ge-

ben, Andere nach Sibirien schicken; selten ver-
gieng ein Tag, an dem nicht einige Unglückliche
seinem Mißtrauen wären geopfert worden. Prinz
Anton Ullrich selbst bekam Befehl, seine Aemter
niederzulegen und sich nicht öffentlich sehen zu las-
sen. Man kann denken, in welcher Unruhe der
Prinz und seine Gemahlin lebten. Doch nun er-
hob sich der Feldmarschall Münnich, ein ehrgei-
ziger Mann, stolz auf seine Siege und der schon,
als die Kaiserin noch lebte, bald Hospodar von
der Moldau, bald Herzog von der Ukraine wer-
den wollte. Er hatte gehofft, unter Birons Ver-
waltung die erste Rolle zu spielen, da aber dieser
ihm nicht traute, ihm nichts verwilligte, so be-
schloß er dessen Sturz. Oft hatte er schon, im
Nahmen des Staatsverwesers, der Prinzessin
Anna unangenehme Botschaften bringen müssen;
einst, als er abermals eine solche Botschaft aus-
richtete, und die Prinzessin klagte: man quäle
sie; unter Birons Herrschaft habe sie nur Unglück
zu erwarten, und gern wolle sie mit ihrer Fami-
lie sich nach Deutschland begeben; da ergriff Mün-
nich den Augenblick und erbot sich, wenn sie ihn

wolle schalten lassen, sie von des Herzogs Tyran-
ney zu befreyen. Sie nahm den Vorschlag mit
Freuden an, und überließ ihm ganz dessen Aus-
führung. Münnich fuhr fort, dem Staatsverwe-
ser zu schmeicheln und wurde hinwiederum von ihm
sehr höflich behandelt, oft zur Tafel geladen
und Abends in vertraulichen Gesprächen zurück
gehalten.

Das geschah auch am 18ten December, als
der Feldmarschall bereits mit der nächtlichen Aus-
führung seines Plans schwanger gieng. Der Her-
zog war den ganzen Abend unruhig und zerstreut.
Von ungefähr fragte er den Grafen Münnich: ob
er in seinen Feldzügen nie etwas wichtiges bey
Nacht unternommen habe? — Fast wäre der Feld-
marschall aus der Fassung gekommen, denn er
mußte vermuthen, der Herzog habe Argwohn ge-
schöpft. Indessen hatte er, als ein vollkommner
Hofmann, sein Gesicht in seiner Gewalt, und
antwortete gleichgültig: „er erinnere sich keiner
grossen Unternehmung bey Nacht, aber sein Grund-
satz sey, jede gute Gelegenheit zu ergreifen, die
sich darbiete.“ Dieser kleine Zufall bestimmte ihn,

die Catastrophe zu beschleunigen. Abends um 11 Uhr verließ er den Staatsverweser und als er heim kam, sagte er zu Mannstein, seinem Generaladjutanten, er solle sich um zwey Uhr in der Nacht bereit halten, weil er ihn brauchen würde. Um diese Zeit ließ er ihn rufen, und fuhr mit ihm in den Winterpallast zu der Prinzessin. Hier schlief Alles. Münnich ließ Fräulein Mengden, die Hofdame und Favoritin der Prinzessin, wecken; diese sprach einen Augenblick mit ihm und weckte dann die Prinzessin nebst ihrem Gemahl. Doch nur die Erstere kam heraus und hatte eine kurze Unterredung mit dem Feldmarschall, worauf dieser durch den Adjutanten alle Offiziere rufen ließ, die im Pallast die Wache hatten. Sie kamen. Die Prinzessin redete sie an, schilderte alles Ungemach, welches sie durch Biron erleiden müsse, erklärte, sie halte für schimpflich, es länger zu ertragen, darum solle der Feldmarschall den Herzog verhaften, und sie hoffe, die Herren Offiziere würden an der Spitze ihrer Mannschaft, dessen Befehlen gehorsamen.

Alle waren augenblicklich bereit. Sie gab einem Jeden die Hand zu küssen, umarmte Einen nach dem Andern; dann stiegen sie sämmtlich, von dem Feldmarschall angeführt, die Treppe hinab, und liessen die Wache ins Gewehr treten. Der Graf erklärte den Soldaten kurz, wovon die Rede sey, und alle riefen einstimmig, sie würden ihm folgen, wohin er sie führe. Man ließ die Gewehre laden. Ein Offizier mit 40 Mann blieb bey der Fahne zurück. Die übrigen 80 zogen mit dem Feldmarschall nach dem Sommerpallast, den der Herzog bewohnte. Etwa 200 Schritte vom Pallast machten sie halt! Graf Münnich schickte Mannstein an die Offiziere ab, die bey dem Staatsverweser die Wache hatten, und ließ ihnen den Willen der Prinzessin andeuten. Auch diese machten keine Schwierigkeit, erboten sich sogar behülflich zu seyn; so schnell wird ein ungerechter Machthaber von Allen verlassen! Hierauf erhielt Mannstein Befehl, nebst einem Offizier und zwanzig Mann in den Pallast zu dringen, den Herzog zu verhaften, und, wenn er die geringste Gegenwehr thäte, ihn ohne Barmherzigkeit niederzustossen. Mannstein

betrat den Pallast, ließ aber, um nicht Aufsehen zu erregen, seine Leute von ferne folgen. Da alle Schildwachen ihn kannten, so liessen sie ihn Alle unbedenklich passiren, denn er konnte ja, als Generaladjutant des Feldmarschalls, mit irgend einem wichtigen Auftrage an den Herzog abgeschickt seyn. So kam er glücklich durch den Garten bis in die Zimmer. Nun war ihm aber Birons Schlafzimmer unbekannt, er wußte nicht, wo er es suchen sollte, und gerieth einen Augenblick in grosse Verlegenheit. Mehrere Bediente in den Vorzimmern traf er wohl an, allein er wollte nicht zu früh Lärm machen.

Endlich entschloß er sich, auf gut Glück immer vorwärts zu gehen, in Hoffnung daß er am Ende das Zimmer wohl finden werde. Nicht lange so stand er vor einer verschlossenen Thür. Die Bedienten hatten vernachlässigt, die Riegel des Einen Flügels derselben oben und unten einzuschieben, die ganze Thür war daher leicht aufzusprengen und diesem, so geringfügig scheinenden Zufalle verdankte vielleicht die ganze Unternehmung ihr unblutiges Gelingen; denn wäre Biron früher

erwacht, vielleicht hätte er sich gerettet, und wer weiß, welch ein Aufruhr dann entstanden wäre.

Jetzt hingegen stand Mannstein plötzlich vor seinem Bette, in dem er, nebst seiner Gemahlin, so fest schlief, daß nicht einmal das Aufsprengen der Thüre ihn erweckt hatte. Mannstein zog die Bettvorhänge auf, und begehrte mit dem Staatsverweser zu sprechen. Plötzlich fuhren nun beyde schlaftrunken in die Höhe, und schrieen aus Leibeskräften, da natürlich ein so überraschender Besuch ihnen nichts Gutes weissagte. Von ungefähr stand Mannstein an derjenigen Seite des Bettes, wo die Herzogin lag. Diesen Umstand machte sich Biron zu Nutze, sprang auf der andern Seite hinaus, und wollte unter das Bett kriechen. Aber Mannstein eilte um das Bett herum, warf sich auf ihn, umklammerte ihn mit beyden Armen, und hielt ihn fest bis die Wache herzu kam. Als Biron endlich auf seinen Füssen stand, wollte er sich wehren und schlug mit den Fäusten um sich, allein die Soldaten erwiederten seine Faustschläge mit derben Stössen ihrer Flintenkolben. Sie warfen ihn zu Boden, verstopften ihm den Mund mit ei-

nem Schnupftuch, banden ihm die Hände mit einer Schärpe, und trugen ihn so nackend in die Wachtstube, wo er mit einem Soldatenmantel bedeckt und in des Feldmarschalls ihn erwartenden Wagen gesetzt wurde. Ein Offizier stieg zu ihm hinein und brachte ihn nach dem Winterpallaste. Seine Gemahlin war im blossen Hemde ihm bis auf die Strasse gefolgt. Hier nahm ein Soldat sie auf die Arme und fragte Mannstein, was er mit ihr anfangen solle? Dieser befahl ihm, sie zurück in ihr Zimmer zu tragen, eine Mühe, die dem Soldaten zu beschwerlich schien, weshalb er sie mitten in den Schnee warf und davongieng. In diesem elenden Zustande fand sie der Hauptmann der Wache, ließ ihr Kleider bringen und führte sie in ihr Zimmer zurück. Es scheint unbegreiflich, und Mannstein selbst gesteht, es sey ein halbes Wunder, daß eine solche Unternehmung mit nicht mehr als 80 Mann so leicht ausgeführt werden konnte. Birons Wachen hatten Befehl, sobald er sich schlafen gelegt, Niemanden einzulassen, und Jeden der mit Gewalt eindringen wolle, auf der Stelle niederzustossen." Auch im Garten unter sei-

nem Fenster stand ein Offizier mit 40 Mann, und der ganze Pallast war mit Wachen umgeben. Nur die stärkste Wache fehlte, die Liebe und Treue, und so wurde der Unwürdige in wenigen Minuten gestürzt, zu grossem Jubel des ganzen Volkes. Man führte ihn zuerst nach Schlüsselburg, wo einige Senatoren ihn verhörten und ihm das Leben absprachen. Doch die Prinzessin schenkte ihm das Leben und verwieß ihn blos nach Sibirien. Ein Ingenieuroffizier wurde vorausgeschickt, um dort ein Gefängniß für ihn zu erbauen. Es ist sehr merkwürdig, daß der Feldmarschall Münnich den Riß zu diesem Gefängniß mit Bleystift entwarf, ohne zu ahnden, daß er selbst es einst bewohnen werde; denn die Kaiserin Elisabeth berief Jenen zurück und schickte diesen an seine Stelle. Der Herzog bekam Erlaubniß, in Jaroslaw zu wohnen, durfte auch, acht Meilen im Umkreis, mit der Jagd sich erlustigen. Ich hebe noch einige unterhaltende Anekdoten aus Mannsteins Nachrichten aus. Der kurländische Adel, der unter seinen alten Herzogen grosse Freyheiten genossen hatte, konnte sich unter Birons Tyranney an den

Zwang nicht gewöhnen, sprach und mukrte oft zu laut, und viele Glieder desselben zogen sich dadurch Verweisungen nach Sibirien zu. Man bediente sich dabey eines sonderbaren Verfahrens. Verlarvte Personen ergriffen den Schuldigen, wenn er es sich am wenigsten versah, warfen ihn in einen wohl verschlossenen Wagen und entführten ihn. So wurde einst ein Sacken, der an der Thür seines Landhauses stand, plötzlich entführt. Fast zwey Jahre lang fuhr man mit ihm der Kreuz und Queer durch verschiedene Provinzen. Keine Menschenseele bekam er zu sehen, und selbst seine Begleiter erschienen ihm nur verlarvt. Endlich spannte man eines Abends die Pferde vom Wagen und liess ihn stehen. Der Gefangene rührte sich nicht die ganze Nacht hindurch und erwartete am Morgen, daß man, wie gewöhnlich, weiter mit ihm fahren werde. Aber es war schon heller Tag und Niemand bekümmerte sich um ihn. Aus dem Wagen schauen konnte er nicht und wußte also nicht wo er war. Indem er noch über das Räthsel nachsann, hörte er plötzlich in der Nähe seine Landessprache reden. Nun klopfte er, man öffnete

den Wagen, und siehe, er befand sich auf derselben Stelle, von der man, vor fast zwey Jahren, ihn entführt hatte.

Er klagte nun beym Herzog, der, das Gaukelspiel vollendend, auch nicht ermangelte, seine Klage dem Hofe vorzulegen. Da kam der Bescheid, sobald Sacken die Thäter anzeigen könne, sollten sie streng bestraft werden.

Von der dortigen Pracht am Hofe erzählt Mannstein, man habe vergebens unermeßliche Summen aufgewandt, um es andern Höfen gleich zu thun. Umsonst hätten sich die Höflinge in Gold- und Silberstücke gewickelt, der russische Geschmack habe überall hervorgeleuchtet; eine schlecht gekräuselte Perücke bey einem kostbaren Kleide, oder eine elende Equipage bey dem prachtvollsten Anzuge. So auch die Damen, unter welchen man viele schöne Gesichter, aber selten einen edeln Wuchs finde. In den Häusern wäre Gold- und Silbergeschirr, aber auch Schmutz gehäuft anzutreffen gewesen. (Wie anders ist das alles jetzt!) Ein Galanteriehändler, sagt Mannstein, wurde in wenigen Jahren reich, wenn er auch nichts als eini-

gen Credit mitbrachte. (Hierin mögte sich wohl nichts geändert haben.) Bey Hofe wurde hoch gespielt, oft in wenigen Stunden bis 20000 Rubel gewonnen und verlohren. Die Kaiserin selbst hielt bisweilen Bank, dann durften aber nur die Eingeladenen pointiren, man zahlte blos mit Marken; die verlohrnen löste die Kaiserin mit baarem Gelde aus, die gewonnenen hingegen gab sie unentgeldlich zurück. Ein wahrhaft kaiserliches Spiel. Sie liebte Musik und Schauspiel. Es gab italiänische und deutsche Comödie, die sich gemeiniglich mit Prügeln endigten. Im Jahr 1736 wurde die erste Oper in Petersburg aufgeführt, fand aber weniger Beyfall als die Comödie. Getrunken wurde jetzt nicht am Hofe wie zu Peter des Ersten Zeiten, die Kaiserin konnte den Anblick eines Betrunkenen nicht ertragen. Nur der Fürst K*** hatte die Erlaubniß, so viel zu trinken als ihm beliebte. (Mannstein sagt nicht warum.) Doch wurde Einmal im Jahr, am 29sten Januar, am Thronbesteigungstage der Kaiserin, ein Bachusfest gefeyert. Da trank Jeder, vor der Kaiserin knieend, einen grossen Becher voll ungarischen Wein aus.

Hofnarren waren noch sehr beliebt. Peter der Erste soll ihrer bisweilen über ein Dutzend zu gleicher Zeit gehabt haben. Die Kaiserin Anna hatte deren sechs, von welchen zwey Ausländer, la Costa und Pedrillo, die übrigen vier aus angesehenen russischen Familien waren. (Mannstein nennt sie auch.) Die Schwänke, an welchen sich die Kaiserin ergötzte, würden heutzutage kein Glück mehr machen. Die Narren mußten einander die Beine unterschlagen, sich bey den Haaren raufen, sich blutig kratzen u. s. w. wobey der ganze Hof sich todt lachen wollte.

La Costa war ein portugiesischer Jude, den schon Peter der Erste zum Könige der Samojeden ernannt hatte. Pedrillo war ein Italiäner, der nach Petersburg kam, um in der Oper den Baß zu spielen. Er fand aber, daß die Narrheit mehr eintrage als die Musik, ernarrte sich in 9 Jahren über 20000 Rubel, und war so klug, mit diesem Gelde davon zu gehen. Die ersten 10000 Rubel ernarrte er auf eine komische Art. Biron neckte ihn einst, sprechend er sey mit einer Ziege verheyrathet. Pedrillo verbeugte sich tief, sagte, der Herzog

habe Recht, seine Frau werde nächstens in die Wochen kommen, und er lade hiermit den ganzen Hof ein, die Wöchnerin zu besuchen. Man versprach es. Nun herrschte damals der Gebrauch in Rußland, (und ich glaube er herrscht noch) daß Jeder, der eine Wöchnerin besucht, ihr ein Geschenk machen muß. Pedrillo schlug das Wochenbett auf dem Theater auf, legte sich sammt seiner Ziege hinein, und ließ den Vorhang aufziehen. Dieses Schauspiel belustigte den ganzen Hof ungemein, die Kaiserin beschenkte die Wöchnerin reichlich, alle Grosse folgten ihrem Beyspiel, und Pedrillo steckte lachend seine 10000 Rubel in die Tasche. Die Kaiserin stiftete auch einen Narrenorden für Pedrillo und la Costa, den sie den Orden von Sanct Benedetto nannte. Eines russischen Gebrauchs erwähnt Mannstein, von dem ich nie gehört, vielweniger Zeuge davon gewesen, der folglich ohne Zweifel nicht mehr existirt. Wenn man einen verheyratheten Mann besucht, sagt er, und dessen Gattin zugegen ist, so muß der Mann den Gast bitten, seiner Frau einen Kuß zu geben. Dieser bittet hingegen, ihm mit gutem Beyspiel

vorzugehen, und nun wird die Frau von der ganzen Gesellschaft geküßt. Sie muß auch den Gästen allerley starke Getränke präsentiren, „daß man bersten mögte" sagt der Verfasser. Will Jemand nicht trinken, so giebt sie ihm die schönsten Worte, und wirft sich endlich gar ihm zu Füssen. 1741 kam eine persische Gesandschaft nach Petersburg. Thomas Kuli Chan hatte sie abgefertigt, und zwar mit 16000 Mann und 20 Kanonen, um die Nachricht von seinen Siegen über den grossen Mogul dem russischen Hofe zu melden. Ein so grosses Gefolge fand man doch bedenklich. Man ließ schnell Truppen gegen Astracan vorrücken, und an der persischen Gränze ein Lager aufschlagen. Dann erklärte man dem Gesandten, daß der Weg nach Moscau durch eine grosse Wüste gienge, wo seine 16000 Begleiter Mangel an Lebensmitteln leiden würden, er mögte folglich nur 3000 mitbringen. Das geschah. Er zog im July zu Pferde in Petersburg ein und ihm folgten, ausser den 3000 Mann, 14 Elephanten, die sein Herr den russischen Grossen zum Geschenke machte. Der Kaiserin überreichte er

eine Menge grosse, aber ungeschliffene Diamanten. Anfangs befürchtete man, Thomas Kuli Chan mögte wohl im Schilde führen, Astracan zu erobern, allein er hegte viel freundlichere Gesinnungen, denn er wünschte, die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Kaiserin, zur Gemahlin zu erhalten, und soll sich sogar erboten haben, unter dieser Bedingung die christliche Religion in seinem Reiche einzuführen. Die Regentin war nicht abgeneigt, allein sie wagte den Schritt doch nicht.

Von dem Feldmarschall Münnich urtheilt Manstein, daß er, wie gewöhnlich die grossen Feldherren, mehr Glück als Verstand gehabt. Bey der Belagerung von Oczakow im Jahr 1737 habe er die größten Fehler begangen und hätte von Rechtswegen geschlagen werden müssen. Er fieng den Sturm an, ohne die Lage der Stadt recognoscirt zu haben und ohne zu wissen auf welche Art sie befestigt sey. An der Seeseite wurde sie blos durch eine einzige, beschädigte Mauer gedeckt, und wäre da leicht zu erobern gewesen, allein er ließ gerade an der stärksten Seite Sturm laufen, und ohne alle Mittel über den Graben der Contrescarpe zu

kommen, von dessen Daseyn man nichts eher wußte bis man vor ihm stand.

Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit von den Gefahren gesprochen, die bisweilen durch einen falschen Lärm in einem Lager entstehen. Auch Mannstein erzählt davon ein merkwürdiges Beyspiel, welches sich in dem Kriege gegen Schweden 1741 zutrug. Es war Nachts um 11 Uhr. Die russische Armee war still und unbemerkt bis gegen Willmanstrand vorgerückt. Der Obriste, der dort kommandirte, hatte vier Mann ausgeschickt, um, von der Dunkelheit begünstigt, die Russen zu recognosciren. Aber ein Vorposten im Walde wurde sie gewahr, und gab Feuer. Kaum war der Schuß gefallen, so griffen plötzlich zwey Regimenter von der zweyten Linie zu den Waffen, und feuerten eine halbe Stunde lang immer darauf los, ohne daß man ihnen Einhalt thun konnte. Sogar ihre Kanonen lösten sie einigemal. Dadurch wurden in der ersten Linie ein Offizier und 17 Mann theils getödtet, theils verwundet. Die Generale Lascy und Keith waren in grosser Lebensgefahr, denn sie hätten zwischen beyden Linien kleine Zelt-

auffchlagen laſſen, in welchen ſie ſchliefen, und mehrere Kugeln waren durch dieſe Zelte gegangen. Ungefähr 200 Dragonerpferde wurden durch das Feuern ſcheu, riſſen ſich los, und rannten auf die Landſtraſſe nach Willmanſtrand. Ein ſchwediſcher Vorpoſten zu Pferde, der eine halbe Meile von den Ruſſen ſtand, hörte das Feuern, und zugleich das Getrappel der losgeriſſenen Pferde, die auf ihn zukamen, meynte, es wäre eine feindliche Parthey, nahm die Flucht, wurde von den leeren Pferden gejagt, und dieſe kamen mit ihm zugleich in die Stadt, ehe noch die Schweden die Brücke aufziehen konnten.

Durch dieſen friſchen Lärm erhielt der General Wrangel die erſte Nachricht von der Annäherung der Ruſſen, und rückte mit Tagesanbruch ihnen entgegen. Fürwahr, ſeit Erfindung des Pulvers liegt Mars nicht mehr in den Feſſeln der Venus, ſondern Fortuna iſt ſeine Göttin.

Bruchstücke aus den Memoiren der Frau von Motteville.

(Fortsetzung.)

Es giebt viele hübsche Damen die durch ein ewiges kränklich thun sich interessant zu machen glauben, ohne zu ahnden, wie lästig und lächerlich sie dadurch werden. Man sollte glauben, es müßte ihnen selber bisweilen höchst beschwerlich seyn, aber die Eitelkeit für recht zart gelten zu wollen, überwiegt Alles. Sie bedienen sich der Kränklichkeit wie eine Mode, sie putzen sich damit, oder glauben doch sich damit zu putzen. So schildert auch Frau v. M. die Herzogin von Orleans, eine Prinzessin von Lothringen, die ihr Gemahl während seiner Verbannung geheyrathet hatte. Damals mogte sie noch eine gemeine Ge-

sundheit gehabt haben, denn als Nancy erobert wurde, rettete sie sich als Page verkleidet auf einem Karren. Ludwig XIII, ihr Schwager, drang oft in ihren Gemahl, eine Verbindung zu zerreissen, die gegen des Königs Willen geschlossen worden, allein vergebens. Nun kam sie fast nicht aus ihrem Zimmer, behauptete, die geringste Bewegung verursache ihr Ohnmachten, konnte sich nicht einmal entschliessen, ein paar Schritte nach ihrer Kapelle zu thun, und nahm lieber das Abendmahl im Bette. Wenn sie der Königin einen Besuch abstatten wollte — welches in zwey Jahren einmal zu geschehen pflegte — so ließ sie sich in einem Sessel tragen, oder mit so viel Umständen, daß es immer als ein Wunder gefeyert wurde, wenn sie glücklich bis zum Palais royal gelangte. Oft war sie kaum drey Schritte von ihrem Pallast entfernt, so schrie sie schon, man solle sie zurückbringen, sie könne es nicht länger aushalten, obgleich man nichts an ihr gewahr wurde. Sie aß trocknes Brod und hatte immer einen Vorrath davon in der Tasche. Gegen rothlederne Stiefeln trug sie einen entsetzlichen Abscheu. Sie hatte schöne Züge

und war doch nicht schön; Verstand, und schien doch keinen zu haben. Sie war fett und mager zu gleicher Zeit; denn Gesicht und Busen erschienen voll, Arme und Hände entfleischt. Der Herzog liebte sie und liebte sie auch nicht; oft spöttelte er über sie und sagte, sie spreche nur mit ihrem Beichtvater, den sie um Rath frage, mit welchem Fusse sie zuerst aus dem Bette steigen solle. Sie liebte ihren Gemahl mit der Eifersucht des Stolzes und trennte sich nie von ihm. Als daher eine Reise ins Bad ihm angerathen wurde, entschloß sie sich ihn zu begleiten, und nun konnte sie auf Einmal jede Bewegung recht gut vertragen, denn sie wich während der ganzen Reise nicht aus seinem Wagen. —

Ein pikantes Gegenstück zu diesem Gemählde möge die Gemahlin des dänischen Gesandten liefern, der damals (1647) nach Frankreich kam, um der Königin für die Bemühungen zu danken, die sie angewandt, um den Frieden zwischen Dännemark und Schweden wieder herzustellen. Diese Dame, die nicht genannt ist, war eine Tochter ihres Königs von einer Mutter, die ihm an die

linke Hand getraut worden, eine Gewohnheit, welche Frau v. M. mit Recht bisarr nennt. Sie bildete sich nicht wenig darauf ein, und trug deshalb einen kleinen Hut von schwarzem Sammt, behauptend, daß in Dännemark nur die Königstöchter ein solches Hütlein tragen dürften. Sie war sehr hübsch und wußte einen gewissen Ernst mit einer fast naiven Ungezwungenheit sehr gut zu paaren. Die Königin zeigte ihr die innern Zimmer, die Bäder, die Kapelle. Sie betrachtete alles ohne Bewunderung und lobte sparsam aber mit Kenntniß. Frau v. Motteville war zugegen, und da sie wohl wußte, wie eitel die Königin auf ihre schönen Hände war, so sagte sie zu der Gesandtin, vermuthlich werde sie weit begieriger seyn, diese zu bewundern, als alle die schönen Sachen die man ihr gezeigt. Ohne Umstände ergriff die Fremde die Hand der Königin, zog ihr den Handschuh aus, lobte und küßte die Hand, hob ihr auch ganz vertraulich das Halstuch auf, um ihren Busen zu sehen. Heutzutage würden dergleichen Manieren wohl kein Glück bey Hofe machen, allein die geschmeichelte Königin fand sie

allerliebst, und sprach den ganzen Tag von nichts als von der artigen Dänin, die mit gleicher Zwanglosigkeit die Königin von England umarmte. Frau v. M. macht bey dieser Gelegenheit die ächt französische Bemerkung, daß es doch wohl in allen Ländern liebenswürdige Leute geben mögte.

Das Murren gegen den Liebling der Königin, den Cardinal Mazarin, wurde jetzt immer stärker. In seinem eigenen Vorzimmer murmelte man sich Verwünschungen gegen ihn in die Ohren, weil er sich vor Niemanden sehen ließ. Er kannte diese Stimmung und lachte darüber. Ich lasse sie reden, sagte er, wenn sie mich nur handeln lassen. Eine Maxime, die nicht alle Machthaber befolgen, obgleich sie so gut wie jener Kardinal wissen, daß diejenigen, die am meisten hinter dem Rücken schelten, am tiefsten kriechen, wenn der Gefürchtete erscheint. Frau v. M. sagt ein schreckliches Wort von ihm, aber leider ein Wort, welches von den Meisten gesagt werden kann, die am Ruder stehen: Er liebte keine Tugend und haßte kein Laster. Vielleicht sollte man fragen, ob Männer, deren Ziel des Staa-

tes Wohlfahrt ist — ein Ziel, welches zu erreichen, jedes Mittel gut seyn muß — irgend eine Tugend lieben, irgend ein Laster verabscheuen dürfen? Tugend und Laster sind in ihren Händen nur Werkzeuge. Wer mögte sie darum beneiden! Die Königin war nach Compiegne gegangen und der Cardinal folgte ihr einige Tage nachher. Als er in den Wagen stieg, war der ganze Hof voll blauer Ordensbänder, die sich schon glücklich schätzten, ihn nur von weitem gesehen zu haben. Alle Menschen sind Sklaven des Glücks, fügt Frau v. M. hinzu, und ich kann sagen, daß ich am ganzen Hofe Niemanden gesehen habe, der nicht ein Schmeichler gewesen wäre, der Eine mehr der Andere weniger. Manche schämen sich ihrer Schwachheit, aber wenn ihr eigenes Interesse ins Spiel kommt, so handeln sie doch in der nächsten Viertelstunde wieder eben so. Während die Kriegsflamme an den Gränzen wüthete, und die Königin selber in der Nähe war, beschäftigte man sich an ihrem Hofe mit einer wichtigen Angelegenheit. Mademoiselle nemlich war auffer sich, daß die Prinzessin von Condé in der Kirche ihren

Fußteppich gerade in der nemlichen Art ausbreiten ließ, als Mademoiselle den ihrigen. Das gab einen heftigen Rangstreit. Der Herzog von Orleans und die Königin selbst hatten alle Hände voll zu thun, um ihn zu schlichten.

Man muß gestehen, daß Frau v. M. eine vollendete Hofdame war, wie folgender Zug beweisen mag. Sie war dem Hofe diesesmal nicht gefolgt, da sie aber einen Besuch in die Normandie abstattete, so machte sie einen Umweg von einer starken Tagereise, um die Königin zu überraschen. Sie hatte dazu ihre guten Ursachen. „Man argwöhnte" so erzählt sie, „ich sey mit meinem Loos nicht zufrieden, und die Königin behandle mich nicht so gut als mein Ehrgeiz es wünsche. Ich war dem Minister verdächtig; er beurtheilte mich nach der allgemeinen Verderbniß, und glaubte, ich mischte mich in allerley Händel, die ihm zuwider waren. Er sagte mir das selber eines Tages und bewieß es dadurch, daß ich ihm nie Böses von andern vorschwatzte, daß ich die Unzufriedenen anhörte, in ihrem Vertrauen wäre, und von ihnen als eine zuverläßige Person gerühmt

würde, welches doch nichts anders heissen könne, als: bey mir könne man ohne Gefahr murren. Welch' ein Elend, daß wir unter der Gewalt eines Mannes leben mußten, dem Ehrlichkeit ein Verbrechen war. Ich sagte ihm, daß er seinen Ohrenbläsern gerade am wenigsten trauen dürfe, daß hingegen Leute wie ich, die Niemanden Böses zufügen wollen, ihren Pflichten stets treu bleiben werden. Diese Explication söhnte uns zwar nicht miteinander aus, aber ich vermied dadurch grosse Unannehmlichkeiten, die mir drohten. Um den Höflingen zu zeigen, daß ich bey der Königin noch immer in Gunst sey, überraschte ich sie, weil ich wußte, sie würde mich mit einem heitern Gesicht empfangen, und das war mir genug. Denn am Hofe ist nichts leichter als die Zuschauer zu blenden, und man muß ihnen niemals das Vergnügen machen, sie merken zu lassen, daß wir nicht so glücklich sind als sie sich einbilden, oder so unglücklich als sie wünschen. Es gelang mir vollkommen. Ich fand die Königin an ihrem Näherahm u. s. w." Diese wenigen Zeilen verdienten schon eine Stelle in Balthasar Gracians Höfling.

Im Vorbeygehen erzählt Frau v. M., daß der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, nicht allein in seiner Kindheit, sondern auch als er schon erwachsen war, sein größtes Vergnügen darin fand, die Damen die ihm gefielen zu putzen, ihnen selber die Kopfzeuge aufzusetzen, Schmuck anzulegen u. s. w. und daß er sich besser darauf verstand als die Damen. Welch' ein hoffnungsvoller Prinz! Der Kardinal ließ um diese Zeit drey Nichten und einen Neffen aus Italien kommen, die, ob sie gleich noch Kinder waren, mit vielen Umständen empfangen wurden. Der Graf von Nogent wurde ihnen entgegen geschickt, ein Höfling, von dem Frau v. M. bey dieser Gelegenheit ein treffendes Bild entwirft. Er spielte den Spaßmacher bey Hofe und sprach unaufhörlich, ohne daß man ihm vorwerfen konnte, daß er wirklich etwas sage. Er war witzig auf seine Weise, dabey nicht bösartig, denn er redete von Niemanden auf der Welt übles. Nie hatte er einen Unglücklichen beschützt, aber auch nie Einen gestürzt. Man konnte ihn nicht achten aber auch nicht hassen. In der Kunst zu schmeicheln war er

Meister und er machte die Honneurs der ganzen Welt. Das sind eben die rechten Menschen, um bey Hofe Glück zu machen, auch hatte er das seinige über alle Erwartung gemacht. Jetzt präsentirte er die kleine Familie des Cardinals der Königin, die sie sehr artig fand und sehr freundlich gegen sie war. Dann erschienen die kleinen Mädchen bey Hofe, Jedermann drängte sich um sie, fand sie schön, reizend, allerliebst; es war ein solches Gedränge, daß der Herzog von Orleans der Frau v. M. zuflüsterte: „ich fürchte das Leben der armen Kinder ist hier in Gefahr, man „wird sie ersticken." Und der Marschall von Villeroi sagte: „Jetzt haben die kleinen Mädchen „noch nichts, aber wir werden sie bald genug mit „Reichthümern und Würden überschütter sehen. „Was den Knaben betrifft, so braucht er mehr „Zeit um groß zu werden, und es könnte sich „wohl treffen, daß er sein Glück nur gemahlt zu „sehen bekäme." Er wollte damit sagen, daß der Oheim wohl fallen könnte, ehe der Neffe im Stande sey, von der jetzigen Grösse desselben Vortheil zu ziehen. Seine Prophezeihungen tra-

sen richtig ein, denn die Nichten wurden grosse Damen, der Neffe starb. Ein Italiäner sagte der Frau v. M., man könne sich zu Rom nicht genug verwundern, daß man in Paris aus diesen Kindern so viel Wesens mache, denn dort habe sich Niemand um sie bekümmert. Er spöttelte über die Franzosen, daß sie von solchen Günstlingen sich beherrschen liessen.

Der Kardinal spielte bey der Ankunft seiner Familie eine sehr ernste Rolle. Er war im Cabinet der Königin als die Kinder gebracht wurden, gieng aber sogleich fort und legte sich schlafen. Er spottete selber über alle die Aufmerksamkeiten, die man seinen Nichten erwieß, und im Grunde hatte er doch grosse Absichten mit ihnen, woraus man schliessen mag — fügt Frau v. M. hinzu — daß die besten Comödianten nicht immer auf dem Theater stehen. Er selber vertraute der Prinzessin Palestrina, eine Italiänerin, daß schon die Größten des Reichs sich um die Ehre bewürben, die kleinen Römerinnen zu heyrathen. (Lieber Gott! muß nicht der Weise sich glücklich schätzen, an keinem Staatsruder zu stehen, wenn es auch

nur deßhalb wäre, weil man da die Menschen nothwendig muß verachten lernen?) Uebrigens strafte der Herr Cardinal sich selber Lügen, indem er seine Nichten kommen ließ, denn er hatte einige Jahre zuvor, als ein Transport von Statüen aus Rom anlangte, zu seinen Freunden gesagt, daß diese die einzigen Verwandten wären, die er nach Frankreich verpflanzen wolle. Freylich ließ er sich nachher von der Königin selber bitten, seinen Entschluß zu ändern. — Es ist ein drolliges Gefühl, welches den Leser ergreift, wenn er die Kleinlichkeiten der Höfe liest. Man mögte sagen, es sey nicht der Mühe werth, sich einen Augenblick damit zu beschäfftigen, aber warum macht es denn Vergnügen? vielleicht weil man in solchen Augenblicken sich nicht blos den Grossen gleich, sondern auch wohl noch ein wenig über sie stellt. Madame d'Hautefort, die vormalige vertraute Freundin der Königin, war nun Herzogin von Schomberg, und hatte auf das Ehrenamt einer Dame d'Atour für 200000 Livres Verzicht geleistet; aber noch immer nicht auf die Hoffnung, die Gunst der Königin wieder zu ge-

winnen. Es ist in der Ordnung, daß die Ehren-
dame der Königin das Hemd überreicht, wenn
nicht etwa eine Prinzessin vom Geblüt gegenwärtig
ist, der sie diesen schmeichelhaften Vorzug über-
läßt. Ist die Dame d'Atour zugegen, so theilt
die Ehrendame mit ihr gewisse Functionen. Nun
bemächtigte sich aber eines Tages die Herzogin
von Schomberg des beneideten Hemdes in Gegen-
wart der Prinzessin von Condé und der Marquise
von Senecey; die letztere war Dame d'Atour.
Da sagte die Königin sehr ernst zu ihr: „Mada-
„me, Sie werden nicht gewahr, daß Frau von
„Senecey hier ist, und daß Sie ihr Amt ver-
„walten." Frau von Schomberg antwortete ziem-
lich lebhaft: sie habe jene wohl gesehen, aber es
komme ihr zu. Die Königin antwortete mit glei-
cher Lebhaftigkeit: „Ihnen Madam? haben Sie
„nicht Verzicht darauf geleistet? Habe ich Ihnen
„nicht 200000 Livres dafür geben müssen?"
„O ja" erwiederte Frau von Schomberg, „aber
„ich habe das Geld noch nicht empfangen, und
„folglich glaubte ich auch ein Recht zu haben. —"
„Mit nichten" sagte die Königin, „Sie sollen

„bezahlt werden. Dazu ist noch Geld genug in „Frankreich, und Sie sollen wissen, daß, wenn „man einmal mein Herz verlohren hat, es schwer „wieder zu gewinnen ist.“ Jetzt fieng Frau von Schomberg an zu weinen, und begleitete die Königin den ganzen Tag in Thränen schwimmend. Der ganze Hof kam endlich in Bewegung, in allen Winkeln wurde geflüstert, die Sache pro und contra erwogen; mit Gesichtern, auf welchen Begebenheiten zu lesen waren, die dem Staate Gefahr zu drohen schienen, zog man einander bey Seite, und fragte: Wissen Sie schon? Was halten Sie davon? — Die Aufhebung der Belagerung von Lerida machte bey weitem nicht so viel Geräusch. — Um diese Zeit kam der Landgraf von Hessen nach Frankreich, und wurde sehr wohl aufgenommen, besonders wegen seiner Mutter, die, trotz aller Gefahren die sie umringten, der französischen Parthey stets treu geblieben war. Ganz Europa verehrte diese edle Fürstin, und die Königin vergalt ihr jetzt in ihrem Pockennarbigen Sohne, indem sie ihn in ihrer Gegenwart — sitzen ließ. —

Die gute Königin! sie war vielleicht abhängiger,

als irgend eine Frau in Frankreich. Das beweiset folgende Anekdote. Ihr Sohn, der Herzog von Anjou, befand sich nicht recht wohl, während sie in Fontainebleau war. Die Aerzte, nach damaliger Sitte, gaben ihm eine Menge Purganzen und trieben das so lange, bis sie ihm die Ruhr ancurirt hatten. Indessen wurde bey der Königin von seiner Krankheit immer als von einer Kleinigkeit gesprochen, bis eines Abends ein Courier die Nachricht brachte, ihm sey zur Ader gelassen worden. Das war ein Zeichen, daß er ein heftiges Fieber hatte. Die bestürzte Mutter erklärte augenblicklich, sie wolle am andern Morgen nach Paris fahren. Meynt man, sie habe das thun dürfen? die Mutter habe ihr todtkrankes Kind besuchen dürfen? o nein! der Herr Cardinal kam sehr früh am Morgen und gab ihr einen großen Verweiß, daß sie sich unterfangen einen solchen Gedanken zu fassen, dessen Ausführung nur allgemeines Schrekken verbreiten würde. Man müsse, sagte er, für das Wohl des Staates den mütterlichen Kummer zu unterdrücken wissen. Kurz, sie durfte nicht fahren, die arme Königin! denn der Herzog von

Orleans hätte ja einen Augenblick glauben können, daß er dem Throne nun bald um einen Schritt näher treten werde. — Drollig erzählt Frau v. M. den Tod des braven Marschalls de Gassion, der auf dem Bette der Ehre starb, und noch sterbend Seelen-Größe bewieß. „Er war ein Hugenott" sagt sie, „folglich kann ich ihn doch nicht loben „und ihm keinen Theil an dem Blute unsers Er„lösers geben, ob man mich gleich versichert hat, „daß er in seinen letzten Augenblicken Christi Barm„herzigkeit angerufen." (!) Sie hatte ihn selbst gekannt und aus seinem Munde gehört, daß er im fünfzehnten Jahre mit 20 Sous in der Tasche und seinen Schuhen an einen Stock gebunden, das väterliche Haus verlassen und gemeiner Soldat geworden. Blos durch seine Tapferkeit schwang er sich bis zum Marschall von Frankreich empor, und wenn er ja einem Günstling zu nahe kam, so war es blos um Lob von diesem einzuerndten. Richelieu verglich ihn mit Bertrand du Guesclin, meynte aber er sey nicht so grob als jener Held gewesen. Die ganze Armee trauerte um ihn, der Hof hingegen nicht; er war ja kein Höfling. Es war bekannt,

warum der Kardinal ihn nicht leiden konnte. Gassion hatte einst einen Brief von ihm empfangen, der unausführbare Befehle enthielt. Er wurde hitzig, warf den Brief auf die Erde, und sagte: Der Pfaff wolle den General spielen. Das vergaß Mazarin ihm nie. Im November dieses Jahres bekam der junge König die Blattern. Alle die nur irgend auf Jugend und Schönheit Anspruch machten, flüchteten aus dem Palais royal, und Frau v. M. rühmt es sich selber zum grossen Verdienste an, daß sie bey dieser Gelegenheit die Königin nicht verlassen. Das Verdienst war eben nicht groß, denn sie hatte die Pocken schon gehabt, sie meynte aber, man bekomme sie oft zweymal. Diesesmal ließ die Königin sich ihre Muttergefühle nicht wegvernünfteln; ihr Bett wurde in dem Zimmer des Kranken aufgeschlagen, sie verließ ihn keinen Augenblick und wurde selber krank davon, denn allerdings schwebte sein Leben einige Tage in Gefahr. Die Pocken waren zurückgetreten, man ließ ihm viermal zur Ader. Seine Mutter fiel in Ohnmacht. Die kindlichen Aeusserungen seiner Liebe vermehrten noch ihren Schmerz. Alle Augenblicke

rief er sie, bittend, sie wolle bey ihm bleiben, er empfinde seine Krankheit weniger, wenn er sie nur sähe. Auch versicherte die Königin nach seiner Genesung der Frau v. M., daß sie während ihrer Angst um ihn nicht ein einzigesmal daran gedacht habe, daß sie in dem Sohne einen König, sondern nur daß sie einen geliebten Sohn verliere, welches wir der zärtlichen Mutter gern glauben wollen. Wenn er gesund war hingegen, dachte sie ein wenig zu oft an die Königswürde dieses Kindes. Nicht allein mußte ihm Jedermann sagen, daß er der Herr sey, sondern sogar, wenn er mit seinem jüngern Bruder spielte, und irgend ein kleiner Zwist zwischen ihnen entstand, mußte dieser nachgeben und gehorchen, der König mogte Recht haben oder nicht. Welche Erziehung für einen Prinzen! war es denn ein Wunder, daß Ludwig XIV ein Despot wurde?

Der Herzog von Orleans hatte, während der Krankheit des Königs, Einmal einem Souper bey-

und ein andersmal freundlich geduldet,

n Prophezeyungen sprach, die auf seine

öße deuteten. Die Königin erfuhr bey-

des und zeigte ihm deshalb einige Kälte. Der Prinz von Condé war vorsichtiger. Obgleich die Königin ihm Couriere über Couriere schickte, um seine Zurückkunft von der Armee zu beschleunigen, so kam er doch nicht eher, als bis die Gefahr des jungen Königs vorüber war, damit es nicht scheinen mögte, als ob er begierig sey die etwa eintretende neue Ordnung der Dinge zu benutzen. Die Königin schwebte in Gefahr, die Regentschaft zu verlieren, wenn ihr ältester Sohn starb. Freylich wäre dann ihr zweyter Sohn auf dem Throne gefolgt, allein sie hätte von neuem zur Regentin gewählt werden müssen, welches schwerlich geschehen wäre, da man sie nicht mehr so liebte als vormals. Ueberhaupt würde es wohl sehr wenige Fürsten auf der Welt geben, die, wenn sie auch unter dem lautesten Volksjubel die Regierung angetreten hätten, nach einigen Jahren noch einmal durch desselben Volkes Stimme gewählt werden würden; daraus folgt aber noch gar nicht, daß sie schlecht regiert haben müßten, sondern nur die Unmöglichkeit es den meisten recht zu machen, und die ewige, verdammte Sehnsucht nach Veränderung.

Der schlaue Cardinal hatte natürlich auch schon seine Maaßregeln genommen auf den Fall, daß der König stürbe; er hatte dem Günstling des Herzogs von Orleans, dem Abbé de la Riviére den Kardinalshut und Theil an der Herrschaft zugesagt, wenn er den Herzog nach des Ministers Willen stimmte. Kurz, der ganze Hof war geschäftig wie ein Ameisenhaufen, bis die Wiederherstellung des Königs alle diese Intriguen plötzlich abschnitt. — Das neue Jahr 1648 erschien. Die Königin freute sich darüber am letzten Abend des alten Jahres, hoffend, das neue werde ihr mehr Glück bringen als sie im Alten genossen, aber ein kluger Höfling, Sanneterre, flüsterte der Frau v. M. ins Ohr, er fürchte das Gegentheil, denn die Gemüther wären alle so verstimmt, daß Unruhen sich voraus sehen liessen. Er hatte nur zu wahr prophezeyt, denn sie begannen wirklich schon am 5ten Januar, wo 800 Kaufleute in Paris wegen einer neuen Auflage sich empörten, bis in die Zimmer des Herzogs von Orleans drangen, Hülfe von ihm begehrten, und zu verstehen gaben, sie würden, wenn er ihr Begehren abschlüge, sich selber Hülfe schaffen.

Er versprach ihnen mit der Königin zu reden, erinnerte sie an ihre Pflicht, und entließ sie mit den gewöhnlichen Fürstenworten: Wir wollen sehen. (On verra.) Am andern Morgen versammelten sie sich aufs neue, insultirten den Sohn des Finanzministers, und sogar den ersten Präsidenten, der sie mit muthigem Ernst bedrohte, Galgen aufrichten zu lassen und die Rädelsführer daran zu hängen. Allein sie antworteten ihm keck: er solle die Galgen nur aufrichten lassen, sie würden die schlechten Richter daran knüpfen, die ihnen Gerechtigkeit verweigerten und Sklaven der Hofgunst wären. An demselben Tage empörten sich auch die Requerenmeister, weil man deren zwölf nur machen wollte. Sie hatten sämmtlich ihre Stellen gekauft und fürchteten, daß der Werth derselben durch diese Maaßregel verringert werden mögte. Sie weigerten sich ihre Aemter zu verwalten, schwuren auf die Bibel, in jeder Verfolgung standhaft zu bleiben, giengen zum Kardinal, und Einer derselben, Domin, sprach so stark und dreist, das Seine Eminenz in keine geringe Verlegenheit geriethen. Man hielt geheimen Rath, es wurden

donnernde Arrêtés erlassen, allein der Minister war nicht ruhig, denn er sah nun wohl, daß er der Gegenstand des öffentlichen Hasses geworden sey. In der Nacht vom 10ten auf den 11ten Januar schossen die Bürger auf den Strassen, und auf die Anfrage der Polizey, was das bedeuten solle? antworteten sie keck: sie versuchten ihre Gewehre zum Dienst des Königs, wenn man aber noch mehr Geld von ihnen erpressen wolle, so würden sie es machen wie die Neapolitaner, die damals im Aufruhr begriffen waren. Auch gab es Leute, die in dieser Nacht den Bürgern ansagten, sie mögten ihre Häuser mit Brod versorgen. Am Morgen, es war ein Sonnabend, gieng die Königin, nach ihrer Gewohnheit, in die Kirche Notre Dame, um die Messe zu hören, da folgten ihr ein paar hundert Weiber, Gerechtigkeit! schreyend. Sie wollten ihr sogar in den Weg knieen, die Garden verhinderten es. Bey ihrer Zurückkunft sagte die Königin: sie sey in Versuchung gewesen das Volk anzureden, aber sie habe die Insolenzen dieser Canaille gefürchtet.

Es wurde wiederum Rath gehalten. Das Garderegiment mußte unter den Waffen bleiben. Man vertheilte Wachen in alle Viertel der Stadt. Der Marschall von Schomberg stellte die Schweizer auf. Paris glich in dieser Nacht einem Lager. Es wurde wieder viel geschossen. Am 12ten gieng der König wieder zum erstenmale aus, um in der Kirche Notre Dame Gott für seine Genesung zu danken. Schon seit acht Tagen hatte die Königin es gewünscht, und man wollte es nicht länger aufschieben, um nicht den Schein zu geben als fürchte man sich. Aber seine Garden wurden verdoppelt, alle Sicherheitsmaßregeln genommen, auch der gewöhnliche Prunk vermehrt, um dem Volke zu imponiren, fast der ganze Hof begleitete ihn zu Roß und zu Fuß.

Im geheimen Rathe wurde indessen beschlossen, daß der König noch einmal im Parlament erscheinen sollte, um die gehässigen Edikte mit Gewalt durchzusetzen. Das geschah am 15ten. Der Kanzler und der erste Präsident hielten Reden, die dem Hofe und der königlichen Gewalt schmeichelten, der Generaladvocat Talon hingegen sprach mit

Wärme und Würde für das Volk, schilderte dessen Elend, bat die Königin sich dessen in der Stunde ihres Gebets zu erinnern; sagte, sie beherrsche keine Sklaven, sondern ein freyes Volk, das mit Abgaben dermassen belastet sey, daß es nur noch die Seele sein nennen dürfe, weil man doch Seelen nicht an den Meistbietenden verkaufen könne; daß die im Felde errungenen Lorbeern kein Brod wären, welches die Unterthanen essen könnten u. s. w. Daß eine solche Kühnheit dem Minister höchlich mißfiel, kann man denken. Die Edikte wurden gemässigt, aber die Gemüther nicht beruhigt. Man schrie über die Verschwendung des Hofes, die Habsucht des Ministers. Dem letztern that man Unrecht. Frau v. M. sagt, der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé wären die eigentlichen Verschwender gewesen. „Mazarin," fügt sie hinzu, „war nur ein Corsar, jene Fürsten „aber die grossen Räuber, wie Alexander." — Man schrie auch sehr laut über die Verzögerung des Friedens. Ein Italiäner erzählte bey dieser Gelegenheit der Frau v. M., daß der Pabst, (als man ihm gesagt habe, die Franzosen wünschten den

Frieden und würden die Wahrscheinlichkeit glücklicher Erfolge gern der allgemeinen Wohlfahrt opfern) spöttelnd geantwortet habe: „Um Frieden zu erlangen voi altri francesi non volete donare che quelche non havete.“ (Ihr Franzosen wollt nur geben was ihr nicht besitzt.) (Es scheint in der That, als ob das Urtheil über diese berühmte Nation seit mehreren Jahrhunderten immer dasselbe gewesen sey. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit einer merkwürdigen Stelle in der Vorrede zu Leibnitzens Codex juris gentium, die also lautet: Gallia certe inter regnandi hodie artes habet, ubi vix ictum intulit, statim de pace verba jaeere; ita simul et belli commoda percipiuntur, et ad pacifici animi laudem aspiratur.)

Am 16ten ließ die Königin sämmtliche Requettenmeister vor sich kommen und empfieng sie mit großem Pomp. Der Kanzler hielt eine Rede, welche die Königin aus eigner Bewegung unterbrach, sprechend: sie wären seltsame Leute, daß sie sich einbildeten, die königliche Gewalt beschränken zu können, und sie werde ihnen wohl zeigen, daß es

in ihrer Macht stehe, so viele neue Stellen zu erschaffen, als ihr beliebe. Dann fuhr der Kanzler fort, gab ihnen einen derben Verweiß, und befahl ihnen, das Papier, auf dem sie sich zu gegenseitigem Beystand durch ihre Unterschrift verpflichtet hätten, auszuliefern, oder schriftlich zu versichern, daß kein solches Papier vorhanden sey. Da warfen sie die Köpfe in die Höhe, machten eine tiefe Verbeugung und entfernten sich, aber nur um sich in Corpore ins Parlament zu begeben, und gegen die Registrirung des sie betreffenden Edicts zu protestiren. Das Parlament empfieng diese Protestation, obgleich das Edict in Gegenwart des Königs durchgegangen war, und behauptete, es habe ein Recht dazu, es dürfe dem Könige Vorstellungen machen, auch wenn eine Sache bereits durchgegangen wäre. Nun ließ die Königin das Parlament vor sich berufen, sagte, sie gestehe jenes Recht ihm zu, aber weiter als bis zu Vorstellungen solle es nicht zu gehen wagen. Das würkte auch nichts. Das Parlament versicherte mit schönen Worten seine Treue, that aber nach wie vor was ihm beliebte. Gern hätten die Mißvergnügten den Her-

zog von Orleans, des Königs Oheim, in ihr Interesse gezogen, allein er hielt sich still und blieb der Königin ergeben aus Grundsätzen oder aus Schwäche. Dasselbe that der Prinz von Condé. In solchen unruhigen Zeiten wurde das Carneval dießmal sehr still gefeyert. Der Zwist mit dem Parlament dauerte fort. Die Königin berief es abermals nach Hofe und wollte da in dessen Gegenwart das Blatt zerreissen lassen, auf welchem es sich eine Modification des königlichen Edicts erlaubt hatte. Sie war deswegen früher wie gewöhnlich aufgestanden, mußte aber, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, die Botschaft vernehmen, daß das Parlament um Erlaubniß bitte, sich nicht einfinden zu dürfen. Es wurde dennoch auf den Nachmittag beschieden, war aber schon nicht mehr versammelt, als dieser Befehl ankam, welches denn abermals wieder sehr respectswidrig befunden wurde. Am andern Morgen erschien es endlich, machte Entschuldigungen und erhielt aufs neue die strenge Weisung, spätestens binnen acht Tagen alles in Ordnung zu bringen. Da die Requetenmeister noch immer auf ihrem Starrsinn beharrten, so

mußten die Staatsräthe ihre Geschäffte verrichten, um zu zeigen, daß man ihrer entbehren könne; aber alle Gerichtshöfe vereinten sich, um sie zu schützen.

Hier schaltet Frau v. M. ein Intermezzo ein, welches nicht weniger als Lafontaine's schöne Erzählungen die Gewalt der Liebe beweiset. Der Herzog von Guise, ein berühmter Held, liebte Mademoiselle de Ponts noch immer auf das zärtlichste. Er hatte schon drey Frauen genommen, ohne eigentlich zu glauben, daß er vermählt sey. Die aufrührerischen Neapolitaner hatten ihn an ihre Spitze berufen. Er war auf einem kleinen Fahrzeug nach Neapel abgegangen, drey Galeeren entwischt die ihn jagten, hatte sich unter Begünstigung der Nacht durch die ganze feindliche Flotte geschlichen, war ohne Truppen, ohne Geld, ganz allein an's Land gestiegen, mit grossem Jubel empfangen worden, und hatte bereits manche von den Parisern bewunderte Heldenthat verrichtet. Während seiner Abwesenheit hatte er die Geliebte einem nicht strengen Kloster anvertraut, wo sie, wie Frau v. M. meynt, sich mit den Gedanken wiegte,

Königin von Neapel zu werden, und übrigens ziemlich locker lebte. Die Mutter des Herzogs ersuchte die Königin, aus Furcht Mademoiselle de Ponts mögte ihrem Sohne folgen, sie in strengere Verwahrung bringen zu lassen, worauf ihr das Kloster der Nonnen der Jungfrau Maria zum Aufenthaltsort angewiesen wurde. Als ihr Liebhaber das erfuhr, schrieb er einen Brief an die Königin, den Frau v. M. vom Original copirte. Hier ist er. „Madame! Ich habe mein Leben für „Sie gewagt, indem ich Ihnen Königreiche und „Provinzen eroberte. Ich habe durch meine blosse „Gegenwart, ohne Geld, ohne Brod, Völker „Ihnen treu erhalten. Ich habe den Krieg ge„führt ohne Pulver und ohne Soldaten. Ich ha„mich täglich der Verrätherey und dem Gifte „blos gestellt, und nie einen andern Lohn erwar„tet als den, nach so vielen Mühseligkeiten mein „Leben mit Mademoiselle de Ponts beschliessen zu „dürfen. Wie hätte ich nicht hoffen sollen, daß „Ew. Majestät uni meinetwillen ihr mehr Achtung „beweisen würde? es hat mich sehr geschmerzt, „zu erfahren, welche Strenge Sie gegen dieselbe

„verübt, und ich bitte Ew. Majestät, in Rücksicht „alles dessen, was ich bereits für Ihren Dienst „gethan habe und noch zu thun entschlossen bin, „Mlle. de Ponts auf andere Weise zu behandeln, „wenn Ihnen anders daran gelegen ist, das Le„ben Ihres treuesten Dieners zu erhalten.“ Auch an den Kardinal schrieb er: „Meine Leidenschaft „für Mlle. de Ponts ist treuer und heftiger als „jemals, welches Ew. Eminenz zur Gnüge be„kannt ist. Sie werden sich wundern, daß ich „Sie nicht von Geschäften, sondern blos von mei„nem Unglück unterhalte. Das ist eine Würkung „meiner Verzweiflung. Ich habe für nichts auf „der Welt Sinn, und ich schwöre Ihnen, daß „weder Ehrgeiz noch der Wunsch meinen Namen „unsterblich zu machen, mich zu den gefährlichen „Unternehmungen getrieben, die ich begonnen, „sondern allein der Gedanke, etwas zu thun, was „mich der Liebe der Mlle. de Ponts würdiger „machen könnte, und dadurch die Königin zu „vermögen, daß sie ihr und mir mehr Achtung „bewiese. Diese Hoffnung hat mich getäuscht. „Auch über Ew. Eminenz habe ich mich zu bekla-

„gen. Unter so vielen Gefahren, in denen blos „mein Herz mich aufrecht erhalten, nach Allem, „was ich gethan, kränkt man mich in dem, was „mir das liebste auf der Welt ist. Man sperrt „meine Geliebte ein, man mißhandelt sie, und „giebt mir dadurch den stärksten Beweiß des Has„ses gegen mich selbst. Ha! mein Herr! wenn „Sie noch einen Funken der Freundschaft für „mich hegen, die Sie mir oft zugesagt, so neh„men Sie mir diesen Kummer vom Herzen, sonst „haben Glück und Grösse und selbst das Leben „keinen Reiz für mich. Ich werde mich der Ver„zweiflung überlassen und den Tod suchen, da „mein Schmerz mir Ruhe und Vernunft raubt.“ Manche Leserin wird die schöne Mademoiselle de Ponts mit Recht beneiden, so von einem Helden geliebt worden zu seyn. Frau v. M. giebt zwar zu verstehen, sie sey dessen nicht würdig und ihm nicht ganz treu gewesen, man weiß aber wohl, daß die Damen, wenn sie Eine ihrer Schwestern von einem berühmten Manne angebetet sehen, immer nicht begreifen können, wie das zugeht, und die Glückliche so viel als möglich herab zu würdi-

gen streben. Das Zeugniß der Frau v. M. möchte also auch hier verdächtig seyn. Sie meynt, die Vorfahren des Herzogs von Guise würden um eines Mädchens willen nicht so ausser sich gerathen seyn. Vermuthlich würde sie milder urtheilen, wenn sie selbst dieses Mädchen gewesen wäre. Den feurigen Liebhaber traf bald nachher ein Blitz nach dem andern. Er wurde gefangen, nach Spanien geführt und schwebte in Gefahr, den Kopf zu verlieren. Seine Mutter und Geschwister warfen sich der Königin zu Füssen, um seine Rettung flehend. Sie sandte auch sogleich einen Courier nach Spanien. Das Leben wurde ihm erhalten, allein er schmachtete lange im Gefängnisse und erduldete Mißhandlungen. Und was that indessen Mlle. de Ponts? — Auf des Herzogs Bitten hätte man ihr vergönnt, das lästige Kloster zu verlassen, wo sie jetzt, bey dem Unglück ihres Geliebten, aus freyer Wahl hätte bleiben sollen. Wenn dem Bericht der Frau v. M. zu trauen ist, so bediente sie ihrer Freyheit sich nur, um treulos zu werden. Der abwesende Herzog wurde von seinem gegenwärtigen Stallmeister ver-

drängt und als er zurück kam, endigte sich die ganze heroische Liebesgeschichte mit einem Prozeß, in dem er sie beschuldigte, sie habe ihm seine Diamanten gestohlen. Von ihrem neuen Liebhaber wurde sie auch bald wieder verlassen und sie sah sich endlich genöthigt, nach Flandern zu entweichen, um dort, wo man sie noch nicht kannte, vielleicht noch einige Eroberungen zu machen. Eine andere Geschichte machte um diese Zeit grossen Lärm am Hofe. Ein Edelmann, Namens Saujeon, wurde plötzlich verhaftet, Niemand wußte warum. Er stand im Dienst von Mademoiselle, seine Schwester war Ehrenfräulein der Herzogin von Orleans und der Herzog sah sie gern. Um so mehr wunderte man sich. Die Sache blieb ein Geheimniß zwischen der Königin, ihrem Minister, dem Herzog von Orleans und dessen Günstlinge; folglich war der ganze Hof in Bewegung, um zu errathen, was er nicht wissen sollte; man erschöpfte sich in Muthmassungen, doch lange vergebens. Der Gefangene wurde insgeheim verhört. Einer seiner Verwandten, ein Freund der Fr. v. M., entdeckte ihr endlich den wahren Grund: er hatte eine

Vermählung zwischen Mademoiselle und dem Erzherzog zu Stand bringen wollen, sonder Zweifel mit ihrer Zustimmung. Das war dem Minister verrathen worden, der ohnehin die Prinzessin nicht leiden konnte, folglich stellte er der Königin die Sache im dunkelsten Schatten vor. Sie entrüstete sich und sprach so lebhaft darüber mit Monsieur, dem Vater der Angeklagten, daß auch dieser sie nicht zu vertheidigen wagte. Die Prinzessin erfuhr etwas von dem Ungewitter, welches über ihrem Haupte schwebte, machte aber gute Miene zum bösen Spiel, und sagte lachend, sie wisse von nichts. Die Königin hielt eine geheime Rathsversammlung; am Schluß derselben wurde Mademoiselle gerufen. Niemand war gegenwärtig als die Königin, der Cardinal, ihr Vater und dessen Günstling, der Abbé de la Rivière, welcher letztere ihr ins Ohr raunte, sie werde einen scharfen Verweiß bekommen, und das einzige Mittel sich zu retten, sey demüthige Unterwerfung. Sogleich brach auch die Königin los, warf ihr vor, daß sie geheime Verständnisse mit den Feinden des Staates unterhalte; daß sie sich vermählen wol-

len ohne weder sie, die Königin, noch ihren Vater um Erlaubniß zu fragen und daß sie folglich gegen beyde sehr respectwidrig gehandelt habe. Dann rahm ihr Vater das Wort und gab ihr einen derben Verweiß. Aber sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen, behauptete standhaft, sie habe von der ganzen Sache nichts gewußt und machte noch obendrein ihrem Vater Vorwürfe, daß er bey dieser Gelegenheit sich ihrer nicht annehme, da doch seine Ehre so gut als die ihrige dabey compromittirt sey. Die Königin sagte Abends zur Frau v. M.: wenn sie eine Tochter hätte, die solche kecke Reden sich erlaubt, so würde sie dieselbe vom Hofe verbannt und in ein Kloster gesperrt haben.

Die Damen vom Hofe hatten im nächsten Zimmer wohl gehört, wie lebhaft die Unterredung war und vor Begierde gebrannt, etwas davon zu vernehmen. Sie sahen aber blos die Prinzessin wieder herauskommen mit einem Gesichte, das mehr Stolz als Schaam, mehr Zorn als Reue ausdrückte. Am andern Morgen wurde ihr eine Art von Arrest angekündigt; sie sollte Niemanden

sehen bis sie alles gestanden hätte. Man nahm ihr sogar eine ihrer Kammerfrauen, die man für ihre Vertraute hielt. Sie bekam ein Fieber und Ohnmachten, aber sie gestand doch nichts. Frau v. M. hatte den Muth, der Königin zu sagen, die Prinzessen habe Recht nicht zu bekennen, daß sie durch geheime Intriguen einen Gemahl zu erhalten gesucht, denn das sey ein Fehler minder schimpflich zu begehen, als ihn öffentlich zu bekennen, und es sey hart, daß ihr Vater sich ihrer nicht angenommen. Die Königin, die sich so laut über diese Sache erklärt hatte, nahm die Freymüthigkeit der Frau v. M. etwas übel, sagte es auch dem Herzog von Orleans wieder, der es gleichfalls ungnädig vermerkte. Frau v. M. ließ sich aber dadurch nicht abschrecken; sie wandte sich an des Herzogs Günstling, erklärte ihm, daß Jedermann ihn tadeln würde, wenn er die Sache noch weiter triebe, und schloß mit den Worten: „es ist wahr, die Prinzessin hat gefehlt, sie hat „vielleicht zu viel gewagt, indessen kann doch „dieser Schritt ihrem Rufe nie nachtheilig wer„den, denn Jedermann weiß, wie alt der Er-

„herzog ist, welche grosse Ohren er hat und daß „er sich blos mit Beten beschäfftigt.“ Man sah endlich ein, daß es doch wohl besser seyn würde, mildere Maaßregeln zu ergreifen. Am eilften Tage der Gefangenschaft der Prinzessin brachte ihr der Abbé de la Rivière die ersten freundlichen Worte von ihrem Vater, wiewohl immer noch von sehr ernsten Ermahnungen begleitet. Sie durfte zur Königin fahren, von der sie sehr kalt empfangen wurde. Indessen kamen die Sachen bald wieder ins alte Gleis, zu großem Vergnügen des Hofes, dem diese Geschichte schon viel zu lange währte.

Um diese Zeit flüchtete der Herzog von York, der 12 oder 13 Jahr alt war, auf Befehl seiner Mutter aus England nach Holland. Er selbst erzählte der Frau v. M., daß er ein ganzes Jahr den Entschluß zu fliehen mit sich herum getragen, ihn aber Niemanden vertraut habe, weil es so schwer gewesen ihn auszuführen. Endlich, als er eines Tages seine Wachen ins Spiel vertieft sah, entschlüpfte er durch eine Hinterthür in den Park, wo der getreue Bediente, den seine Mutter ihm

geschickt hatte, mit Frauenzimmerkleidern auf ihn wartete. Er zog sie an, und blieb einige Tage als Mädchen in London, dann schiffte er sich ein auf ein Schiff, das nach Holland segelte, und dessen Matrosen ihn für eine hübsche leichtfertige Dirne hielten. Man ließ ihm nachsetzen und fast wäre er im Angesicht des Hafens von Vlieffingen erwischt worden. Die Landung war gefährlich, der Schiffer fürchtete zu stranden, aber jetzt warf der junge Herzog schnell seine Frauenkleider von sich, entdeckte seinen Stand, und zwang den Schiffer mit der Pistole in der Hand auf jede Gefahr zu landen. In Frankreich wurde er als ein Enkel Heinrich des Vierten sehr gut aufgenommen. — Noch ein Gefangener enschlüpfte am ersten Pfingsttage dieses Jahres, und seine glückliche Entweichung erregte bey Hofe ganz andere Empfindungen als die des Herzogs von York. Es war nemlich der Herzog von Beaufort, dessen Abentheuer bereits erzählt worden, und der noch immer im Schloß von Vincennes den Haß des Kardinals trug. Seine Befreyung war ein halbes Wunder, denn er hatte keinen Einzigen von seinen eigenen

Leuten lep sich, sondern wurde blos von des Königs Leuten bedient. Ein Gardeoffizier mit sieben oder acht Gardisten schliefen beständig in seinem Zimmer und verliessen ihn keinen Augenblick. Ueberdieß war Chavigni Gouverneur des Gehölzes von Vincennes und nicht sein Freund. Noch mehr! der Cardinal hatte Wind davon bekommen, daß ein Anschlag zu Beauforts Befreyung im Werke sey, er hatte daher dem Gardeoffizier, der la Ramée hieß, seinen Gefangenen nochmals auf die Seele gebunden, und dieser hatte geantwortet, wenn der Herzog sich nicht in einen kleinen Vogel verwandeln könne, um zum Fenster hinaus zu fliegen, so sey dessen Entweichung unmöglich. Aber der Herzog verwandelte sich in keinen Vogel und entfloh dennoch. Das gieng so zu: La Ramée hatte zu Bewachung der Gefangenen unter andern einen Menschen mit sich genommen, der ihn, unter dem Vorwand, daß er einen unglücklichen Zweykampf gehabt, sehr gebeten hatte, ihm eine Freystatt in Vincennes zu verwilligen. Es geschah, und der neue Ankömmling schien den Herzog schärfer zu bewachen als alle

seine Kammeraden, ja sogar eine besondere Härte gegen ihn zu äussern; aber insgeheim verstand er sich mit ihm, benachrichtigte des Herzogs Freunde von Allem was geschehen sollte, und man wählte den ersten Pfingsttag zur Ausführung des Anschlags, weil Jedermann an diesem Tage mit dem festlichen Gottesdienste beschäfftigt war. In der Stunde, in welcher die Garden zu Mittag speisten, verlangte der Herzog in einer Gallerie spatzieren zu gehen, die zu diesem Behuf ihm verwilligt war. Sie lag weit niedriger als sein Gefängniß, aber von da bis in den Festungsgraben war doch immer noch ein ungeheurer Abgrund.

La Ramée machte keine Schwierigkeit, begleitete ihn jedoch in eigner Person. Indessen begab sich der Mitverstandene zu den übrigen Garden in den Speisesaal, trank aber nur ein Glas Wein, gab vor er befinde sich nicht wohl, gieng hinaus und schloß unvermerkt die Thür des Saales hinter sich zu. Gleichergestalt verschloß er noch einige andere Thüren, die sich zwischen jenem Saale und der Gallerie befanden, auch die Gallerie selbst verriegelte er hinter sich, und plötzlich fielen nun

Er und der Herzog über La Romée her, knebelten ihn, banden ihm Hände und Füsse, und liessen ihn so liegen. Dann befestigten sie ein Seil an das Fenster, an welchem der Bediente sich zuerst herabliess, weil es ihm am schlimmsten ergangen seyn würde, wenn die Flucht mißlungen wäre. Der Herzog folgte. Allein der Graben war sehr tief, das Seil etwas kurz. Er mußte sich fallen lassen auf die Gefahr die Beine zu brechen. Der Fall war sehr hefftig, er blieb lange ohnmächtig liegen. Vier oder fünf von seinen bestellten Leuten, die an der andern Seite des Grabens auf ihn warteten, sahen ihn liegen, hielten ihn für todt und schwebten in der peinlichsten Unruhe. Endlich ermannte er sich wieder. Sie warfen ein Seil hinab, welches der Bediente zuerst um den Leib band, denn der Herzog hatte ihm versprochen, daß immer für ihn zuerst gesorgt werden solle, und er hielt pünktlich Wort. Dann kam die Reihe an den Herzog, der, als er oben war, zum zweytenmale ohnmächtig wurde, denn ausser den Schmerzen, die ihm der Fall in den Graben verursacht, hatte auch das um seinen Leib

gebundene Seil ihm den Magen fürchterlich zusammengeschnürt. Indessen erhohlte er sich auch jezt wieder, und der Gedanke, die Frucht aller seiner Anstrengungen zu verlieren, wenn er länger hier verweile, gab ihm neue Kräfte. Er schleppte sich bis in das nächste Gehölz, wo funfzig Reiter ihn erwarteten. Ein Augenzeuge erzählte nachher der Frau v. M., daß, sobald der Prinz von seinen Getreuen sich umringt gesehen, er plözlich alle Schmerzen vergessen, sich fröhlich auf ein Roß geschwungen und gerufen habe wie Franz der Erste, als er, aus spanischer Gefangenschaft zurückkehrend, den französischen Boden betrat, ha! ich bin frey! Er gab seinem Pferde die Sporn und verschwand wie ein Blitz. In einem Garten am Rande des Grabens hatten eine Frau und ein Knabe, welche Kräuter pflückten, alles mit angesehen, aber, von den Reitern bedroht, geschwiegen. Da sie auch nicht das mindeste Interesse dabey hatten, die Flucht des Prinzen zu hindern, so blieben sie ganz ruhig bis Alles vorbey war. Dann rief die Frau ihren Mann, einen Gärtner, der sogleich zu den Garden lief,

aber es war zu spät. Der Kardinal ließ sich nicht merken, wie verdrüßlich dieser Zufall ihm war, und die Königin, die dem Herzog vormals sehr wohl gewollt, sagte lachend, er habe recht gethan. —

Es herrschte damals, dem Zeitgeist gemäß, eine drollige Mischung von Galanterie und Frömmigkeit am Hofe, und man muß lächeln, wenn Frau v. M. erzählt, daß, um einen Ablaß zu gewinnen, die Königin am 3ten Juny nicht weniger als 37 Kirchen zu Fuß besuchte, und daß sie, obgleich sehr ermüdet, dennoch die halbe Nacht im Garten des Palais royal zubrachte, von drey Damen und zwey Herren begleitet, die in frommen Gesprächen eine Art von allgemeiner Beichte ablegten. Man sprach von dem, was man Gott pflichtmäßig schuldig sey, und von dem, was man den Creaturen aus Neigung gebe, und man fand, daß man gegen die letztern weit freygebiger sey als gegen Gott. „Wir bekannten freymüthig im „Nahmen unsers Geschlechts" sagt Frau v. M., „daß auch die tugendhafteste Frau, wenn sie noch „in dem Alter ist, in dem sie sich selbst gefällt

„und andern gefallen will, Augenblicke hat, wo „sie weder christlich noch weise ist.“ Auch die Herren beichteten einen Theil ihrer Laster (une partie de leurs crimes) und das Resultat war, daß Herren und Damen, die in der grossen Welt für weise gelten wollen, es nur selten sind. Man legte sich erst mit Tagesanbruch schlafen, und vermuthlich stand man, trotz dieser frommen Nacht, eben so weltlich gesinnt wieder auf. Die Zänkereyen mit dem Parlament währten fort. Die Königin verbot dessen Mitgliedern, sich zu versammeln, sie kehrten sich nicht daran. Fünf Schatzmeister wurden verhaftet, weil sie die neue Auflage nicht bezahlen wollten. Ein Sechster beklagte sich bitterlich, daß man ihm nicht auch die Ehre anthue ihn zu verhaften. Da ließ man die Fünfe wieder los. Die Königin schickte einen Staatssecretair mit Truppen, um ihr einen aufrührerischen Parlamentsschluß zu hohlen, aber alle schwuren, sich eher niedermetzeln zu lassen als ihn heraus zu geben, und der Staatssekretair mußte unverrichteter Sachen zurückkehren. Nun wurde das Parlament abermals nach Hofe berufen, mit gros-

sem Pomp und mit sehr zornigen Gesichtern empfangen, in weitläuftigen Reden ihm sein Unrecht vorgestellt, ihm durchaus verboten, sich künftig in Staatsgeschäfte zu mischen, als die nur dem Könige zu verwalten gebührten, und zuletzt dem Protocolisten streng befohlen, binnen 24 Stunden den mißfälligen Parlamentsschluß zu bringen, damit er vernichtet werde. Der Präsident wollte antworten, allein die Königin hieß ihn schweigen und bedrohte die Ungehorsamen, sie an ihren Personen und Gütern, ja in ihren Kindern zu bestrafen.

Das half Alles nichts. Das Parlament versammelte sich gleich Nachmittags wieder, verbot seinem Protocolisten ausdrücklich, die begehrte Acte nach Hofe zu bringen, erklärte, daß es ein Recht habe, sich in die Administration der Finanzen zu mischen, und daß der Staat übel regiert werde. Die Königin wüthete und sagte zu ihren Vertrauten, sie werde nie zugeben, daß solche Canaillen das königliche Ansehen schmälerten. Aber dem Kardinal war nicht wohl dabey zu Muthe, er sagte, die Königin sey kühn wie ein Soldat, der die

Gefahr noch nicht kenne. Er gab nach und versprach, daß das Parlament alle seine angefochtenen Rechte behalten solle, wenn es wenigstens zum Schein sich unterwürfe. Allein vergebens! es beharrte auf der Forderung, daß alle gegen dasselbe ergangene Decrete cassirt werden sollten. Nicht besser gieng es dem Cardinal mit den Requetenmeistern, denen er zu verstehen gab, man werde sie sogleich in alle ihre Rechte wieder einsetzen, wenn sie nur bitten wollten. Sie bedankten sich und blieben halsstarrig. Der Parlamentspräsident sagte der Königin öffentlich in einer langen kühnen Rede: daß die Fürsten mehr durch Liebe als durch Furcht herrschen sollten; daß Gerechtigkeit das einzige Band zwischen dem Fürsten und dem Volke sey, daß aber eben diese Gerechtigkeit jetzt von allen Seiten angetastet werde; daß man Aenderung von der Zeit gehofft habe, daß man aber sehen müsse, wie täglich alles immer schlimmer gehe und dergleichen mehr.

Die Königin erschrack und verstummte. Es war zu spät, um strenge Maasregeln zu ergreifen. Das Volk, unter Auflagen seufzend, war

für das Parlament gestimmt und der Minister allgemein gehaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antoinette Bourignon.

Es wäre zu verwundern, wenn in unsern Zeiten, wo die Mystik an der Tagesordnung ist und Swedenborg wieder eine Rolle spielt, nicht auch die christliche Schwärmerin Antoinette Bourignon wieder ans Licht gezogen würde. Ich zweifle, daß die Nüchternen unter meinen Lesern sie kennen und nehme mir daher die Freyheit, sie ihnen vorzustellen; zuerst so wie sie ein gewisser Poiret in einem 1685 geschriebenen Memoire schildert. Er versichert, daß er seine Nachrichten nicht blos aus ihrer gedruckten Lebensbeschreibung und aus ihren Schriften gezogen, sondern daß sie ihm von Leuten mitgetheilt worden, die persönlich mit ihr um-

gegangen. Antoinette wurde 1616 in Flandern gebohren. Schon im vierten Jahre (!) fieng sie an gewahr zu werden, daß diese Welt nicht die beste sey. Sie bemerkte nemlich, daß die Menschen alt wurden und starben. Das gefiel ihr nicht, und flößte ihr schon damals Verachtung für unsere Zeitlichkeit ein. Sie hatte vom Paradiese reden hören, und von Christus, wie er gelehrt und gelebt; das machte ihr grosse Freude, und sie verlangte zu wissen, ob es denn nicht Menschen auf der Welt gäbe, die so lebten, wie Christus gelehrt? — O ja, sagte man ihr, die Christen. — „Und wo sind die Christen?" fragte sie weiter. Das sind wir, war die Antwort. Aber das wollte sie durchaus nicht glauben, und man kann wohl zugeben, daß schon ein vierjähriges Kind leicht im Stande seyn mögte zu bemerken, daß die Christen nicht wie Christus leben, besonders in unsern Zeiten. Sie bestand darauf in das Land der Christen geführt zu werden, wo man das Gold nicht achte und weder nach Grösse noch nach Vergnügen hasche. (Lieber Gott! wo liegt dieses Land? oder wo hat es jemals gelegen?)

Man lachte sie aus, da schwieg sie still, gieng in ein Winkelchen und betete zu Gott, daß er ihr den Weg in das Land der Christen zeigen wolle. Als sie heranwuchs, wurde sie freylich auch zu den honetten Eitelkeiten der Jugend, wie der Verfasser es nennt, mit fortgerissen, weil sie, wenn sie dergleichen nicht mitmachen wollte, den Vorwurf hören mußte, sie sey ein albernes Geschöpf; aber sie zog sehr bald sich davon zurück, that die strengste Busse und beschloß der Welt ganz zu entsagen. Dieser Entschluß war so ernstlich, daß sie im achtzehnten Jahre als Einsiedler verkleidet in eine Wüste floh, ohne zu bedenken, welche Gefahren einer achtzehnjährigen Einsiedlerin in einer solchen Einöde drohen. Sie wurde in der Gegend von Cambrai erkannt und zurück gebracht. Allein der Erzbischoff erfüllte dennoch ihren Wunsch und gab ihr eine Einsiedeley. In der Folge erlaubte er ihr, auf dem Lande in Gesellschaft einiger andern Mädchen zu leben, die von ihrer Schwärmerey angesteckt waren, sich aber keine andere Regeln vorschrieben als das Evangelium und die Liebe Gottes. Der Verfasser meldet nicht, ob

diese Mädchen hübsch oder häßlich waren. Nur im ersten Falle wäre es zwar nicht verdienstlich, aber doch schwer gewesen, der irrdischen Liebe zu entsagen. Die Jesuiten widersetzten sich der Stiftung dieser frommen Gemeinschaft. Antoinette machte die Erfahrung, daß weder Geistliche noch Weltliche, weder Vornehme noch Geringe christlich leben wollten und verschloß sich vier Jahre lang in ihre Kammer, wo sie, durch unaufhörliches Beten, sich immer mehr exaltirte. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie eine Herrschaft (Seigneurie) und 20 oder 30 Häuser geerbt, das Alles schenkte sie einem, von ihr gegründeten Hospitale, wo sie neun Jahre lang sich beschäftigte, 30 bis 50 arme Mädchen als wahre Christinnen zu erziehen. Sie war entschlossen, ihr ganzes Leben hier zuzubringen; allein gewisse Unordnungen, die sie aufdecken wollte, zogen ihr so heftige Verfolgungen zu, daß sie genöthigt war, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Sie irrte eine Weile herum und machte bey dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit manchen frommen, gelehrten Theologen, die ihr anlagen, ihre Offenbarungen über mancherley Gegenstände niederzu-

schreiben. Da schrieb sie drey Bände unter dem Titel: Das Licht der Welt, ihr Meisterwerk wie behauptet wird.

Drey andere Bände führen den Titel: Academie der Theologen, und handeln vorzüglich von der Gnade, von der Prädestination und dergleichen hohlen Dingen, die leider oft genug auch Männerköpfe verrückt haben.

Als die Jansenisten in Frankreich am heftigsten verfolgt wurden, beschlossen sie, eine Insel an der holsteinischen Küste zu kaufen, und hatten bereits einen Theil derselben an sich gebracht; aber den größten Theil hatte sich Antoinette vorbehalten, um dort, nach ihrem Lieblingsausdrucke, christlich zu leben. Sie machte jedoch bald die Erfahrung, daß die practische Moral der Jansenisten sehr verschieden von der theoretischen war, wenigstens behauptete sie das in mehreren Briefen an den Herzog von Holstein, den Magistrat von Amsterdam und andere mehr. Sie hatte viele Verfolgungen auszustehen von den Jesuiten, den Lutheranern und den sogenannten Vätern de l'Oratoire. Sie mußte Holland verlassen, von Stadt

zu Stadt nach Holstein entweichen, von da nach Hamburg, von Hamburg nach Ostfrießland, und endlich starb sie 1680 in Franecker, fast aller ihrer Güter beraubt. Soviel und nicht mehr berührt Herr Poiret von ihrem Leben. Es bleiben folglich eine Menge Lücken auszufüllen.

Bayle sagt in seinem Dictionnaire, sie sey so häßlich gebohren worden, daß ihre Familie einige Tage zu Rathe gieng, ob es nicht besser sey, sie als ein Monstrum zu ersticken. Dieser Umstand erklärt zum Theil ihren himmlischen Beruf. Es ist bekannt, daß die schönsten, galantesten Damen aus sehr natürlichen Ursachen im Alter Betschwestern werden; Antoinette hatte dieses Alter schon als Kind erreicht. Ihre Mutter lebte in keiner glücklichen Ehe mit ihrem Vater, Antoinette war oft Zeuge seiner Härte, und betete deshalb schon als ein kleines Mädchen: „Lieber Gott! gieb mir nie einen Mann!“ — Wenn sie nicht reich gewesen wäre, so hätte sie darüber ganz ruhig seyn können, aber freylich heyrathen die Männer auch Mißgeburten, wenn sie nur Geld haben, und die arme Antoinette hatte über diesen Punkt von ihrer

Mutter viel zu erdulden, die sie durchaus verheyrathen wollte. Durch ihre Bitte zu Gott, ihr ja keinen Mann zu geben, (die freylich selten i[n] hat sie bey ihren Verehrern noch mehr Bewunderung erweckt, als der heilige Augustin, welcher ganz treuherzig betete; „Lieber Gott! gieb mir Keuschheit und Enthaltsamkeit, aber noch nicht so gar bald!“ Antoinette selbst versicherte, von Jugend auf so keusch gewesen zu seyn, daß sie auch nie einen Gedanken gehabt habe, der der reinsten Jungfrau ungeziemend gewesen wäre. Ihr Lobredner fügt hinzu, ihre Keuschheit habe auch nach Aussen auf alle die Personen gewirkt, die mit ihr umgegangen. Das ist eben kein Wunder, da sie so ausserordentlich häßlich war. Es gab einmal einen Mönch, der die Keuschheit der Jungfrau Maria penetratif nannte; Jedermann, der sie angesehen, sey davon durchdrungen worden und alle Begierden hätten geschwiegen, ob sie gleich sehr schön gewesen. Das mag man in der That ein Wunder nennen. Der heilige Joseph soll, nach der Behauptung desselben Mönchs, die Gabe der Infrigidation besessen haben, die

man ihm schwerlich beneiden wird. Auf jeden Fall läßt sich vermuthen, daß auch die frömmste Nonne den lieben Gott nicht um die penetratife Keuschheit bitten, sondern zufrieden seyn wird, wenn sie selbst die Gabe der Enthaltsamkeit besitzt, ohne sie eben Andern einzuflössen. Der Vater wollte Antoinetten einen Mann aufdringen, und das war die Veranlassung zu ihrer Flucht in Mannskleidern. Aber ein muthwilliger Soldat erkannte sie für ein Mädchen, und nie schwebte ihre Keuschheit in grösserer Gefahr als damals. Ein Geistlicher rettete sie kaum aus den Armen des Soldaten. Nachdem der Erzbischoff von Cambrai sich ihrer nicht mehr annahm, lebte sie wieder eine Zeitlang still und eingezogen in Flandern, und doch begegnete ihr hier ein Abentheuer, welches die nach Aussen würkende Kraft ihrer Keuschheit eben nicht bewieß. Ein gewisser P. Saulieu, eines Bauern Sohn, verliebte sich in sie oder in ihr Geld. Er war ein schlauer Gast, der bald merkte, daß auf den gewöhnlichen Wegen ihr nicht beyzukommen sey; deshalb stellte er sich sehr heilig, spielte sogar den Propheten, den Inspirirten, versicherte, daß er

keine Begierden kenne, daß er den Krieg mitgemacht und eben so rein als eine Jungfrau wieder zurückgekommen sey, ob es gleich an Verführerinnen nicht gemangelt, die sich sogar zu ihm ins Bett gelegt; daß er keinen Sinn für leckere Speisen und Getränke habe; daß er Bier und Wein vom Wasser nicht zu unterscheiden wisse und dergleichen mehr. Nachdem er auf diese Weise Antoinetten sicher gemacht zu haben glaubte, fieng er an von Liebe zu sprechen. Man schalt ihn brav aus, er bereute, man vergab, er machte neue Versuche und wurde endlich so ungestüm, daß man ihm das Haus verbieten mußte. Da zückte er ein Messer gegen sie und drohte, die Thüren zu erbrechen, zum Fenster hinein zu steigen; Antoinette mußte es endlich der Obrigkeit anzeigen, die während des Prozesses ihre Keuschheit durch zwey handfeste Kerls bewachen ließ, denn Saulieu hatte geschworen sie zu besitzen, wenn er auch auf dem Markte von Lille gehangen werden sollte.

Er verlohr den Proceß und mußte versprechen, nie einen Ort zu betreten, wo Antoinette sich aufhielt. Aber er spielte ihr doch einen häßlichen

Streich, der vielleicht am meisten dazu beytrug, sie gegen ihn zu erbittern. Eine ihrer frommen Jungfrauen nemlich, mit der sie in christlicher Gemeinschaft lebte, und von der sie selbst sagt, sie habe ein Spiegel der Vollkommenheit zu seyn geschienen, befand sich plötzlich in gesegneten Leibesumständen und erklärte Saulieu für den Vater ihres Kindes, der sie auch nachher heyrathete. Also zu derselben Zeit, da er so verliebt in Antoinetten zu seyn vorgab, daß er lieber hängen als ohne sie leben wollte, unterhielt er mit Einem ihrer Mädchen einen so skandalösen Liebeshandel; das mogte weh thun, denn die frömmsten Damen sind doch im Grunde die eitelsten. Sie erzählt noch eine andere Geschichte — denn alte Jungfern erzählen dergleichen sehr gern — wie der Neffe eines Geistlichen sie geliebt, während sie in der Nachbarschaft eine Einsiedeley bewohnte, wie er beständig um ihre Wohnung geschlichen, ihr seine Liebe auf mancherley Weise zu erkennen gegeben; wie sie bey dem Oheim sich deshalb beklagt, dieser ihn verstossen, und der junge Mensch in der Wuth mehreremale Flintenkugeln durch ihre Hütte geschossen.

Endlich machte er überall bekannt, sie werde ihn heyrathen, ein Gerücht, welches von den Kanzeln widerlegt werden mußte, weil alle Betschwestern schwuren, sie würden Antoinetten auf der Strasse insultiren. — Es ist unbegreiflich, wie ein Monstrum den Männern so heisse Begierden einflössen konnte. Leider ist die schöne Anecdote, die Herr Poiret von ihr anführt — daß sie nemlich ihr ganzes Vermögen einem Hospitale geschenkt — nicht der Wahrheit gemäß. Sie faßte zwar einmal den Gedanken, ihrem väterlichen Erbe zu entsagen, allein sie besann sich bald eines bessern; sie behielt es nicht allein, sondern es vergrösserte sich auch unter ihren Händen. Das leztere gieng sehr natürlich zu. Sie brauchte wenig und gab keinem Menschen einen Heller. Man wird sich wundern, daß die fromme Dame Bourignon nicht wohlthätig war, allein das hatte seine guten Ursachen, die sie selbst folgendergestalt angiebt: „Ich schlage die „Zinsen zum Kapital, weil ich keine wahre „Armen finde, denn die wahren Armen sind so „selten, daß man sie in einer andern Welt suchen „muß. Wollte ich in unserm erbärmlichen Jahr-

„hundert Almosen austheilen, so würden sie nur „dazu dienen, noch mehrere Sünden zu begehen.“ Eine Maxime, die alle Geizhälse mit goldenen Buchstaben über wenigstens mit Kreide über ihre Thür schreiben sollten. Das Hospital, von welchem Poiret spricht, existirte jedoch würklich eine Zeitlang, Antoinette war dessen Vorsteherin, und hatte als solche Regel und Kleidung des heiligen Augustin angenommen, auch eine Menge frommer Jungfrauen um sich versammelt, aber Gott weiß es wie es zuging, es währte nicht lange, so hatte eine jede dieser Jungfrauen ein Engagement mit dem Teufel. Die Folge war, daß man Antoinetten für eine Hexe hielt. Der Magistrat von Lille mischte sich darein und sie entfloh nach Gent. Als etwas ausserordentliches verdient noch angemerkt zu werden, daß, so oft ihre Reden und Ermahnungen ein Weltkind bekehrten, daß es gleichsam neu gebohren wurde, sie auch würkliche, körperliche Geburtsschmerzen empfand, und zwar um so heftiger, je wirksamer ihre Reden gewesen waren. Ein dicker Herr de Cort, der ein besonders steifer Jünger von ihr wurde, rühmte sich

einst in ihrer und seines Archidiaconus Gegenwart, daß sie seinetwegen die meisten Schmerzen empfunden; da sagte der magere Archidiakonus: Das ist kein Wunder, wenn man uns beyde betrachtet.

Die Geschichte vom Ankauf der Insel Nordstrand zum Wohnsitz der Gläubigen ist sehr verworren. De Cort wandte grosse Summen darauf, Antoinette kaufte auch ein Gut daselbst; de Cort verhandelte seinen ganzen Antheil wieder an die Jansenisten; es entstanden aber schwere Processe daraus, er wurde ins Gefängniß geworfen und mußte von einem Bischoff den Vorwurf hören, er sey gierig nach Weltgütern, habe beym Handel betrogen, sey dem Trunk ergeben, und führe mit einem Mädchen von Lille (nemlich mit Antoinetten) ein skandalöses Leben. Wäre nur die Hälfte von dem wahr, so hätte Antoinette ihre Gebuhrtsschmerzen sparen können. De Cort starb 1669 und setzte sie zu seiner Erbin ein. Das mehrte die Zahl ihrer Verfolger, denn sie mußte um diese Erbschaft viele Processe führen. Sie schrieb in Amsterdam mehr Bücher, als sie Proselyten machte. Sie hadere mit allen Secten und alle Secten haderten

mit ihr. Die Carteſianer nannte ſie die abſcheulichſten Atheiſten. Da ſie eben ſo ſchnell ſchrieb als andere Leute ſprechen, ſo ſchaffte ſie ſich eine eigene Buchdruckerey für ihre Werke an, die ſie in franzöſiſcher, flämiſcher und deutſcher Sprache ausgehen ließ. Auf die Geiſtlichkeit ſchimpfte ſie wacker, das blieb natürlich nicht unvergolten. In Flensburg wurde der Pöbel gegen ſie als eine Hexe aufgewiegelt, und ſie hatte von Glück zu ſagen, daß ſie ihm entſchlüpfte. In Hamburg war ſie auch nicht länger ſicher, als bis man ihre Ankunft erfuhr. Man wollte ſich ihrer bemächtigen, ſie entfloh abermals. In Oſtfriesland nahm ein Baron Lützelburg ſie in Schutz. Sie wurde dort wieder Vorſteherin eines Hoſpitals, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie nichts zu den Koſten hergeben wolle, „denn, ſagte ſie, alle menſchliche Dinge ſind ſo unbeſtändig, daß man gar nicht wiſſen kann, ob diejenigen, denen wir heute Wohlthaten erzeigen, ſie morgen noch verdienen werden.“ Das war freylich eine vortreffliche Ausflucht, um ſich für immer das Allmoſengeben zu erſparen. Poiret ſelbſt geſteht in ſeinem Memoire,

sie habe zu viel Gutes von sich selbst und zu viel Böses von Andern gesprochen. Das mögte noch hingehen, aber sie war überhaupt so gallsüchtig und zänkisch, daß keine Magd bey ihr aushalten konnte. Ihre Jünger selbst gestanden, man müsse einen guten Magen haben, um alles zu verdauen. „Wenn „diejenigen, die bey ihr wohnten, nicht recht „starke Zähne gehabt hätten, um gewisse harte „Rinden zu zermalmen, sie würden sie Tausend„mal für Einmal im Stich gelassen haben." Auch gab es unter allen ihren Jüngern nicht vier, die bey ihr bleiben mogten. Sie selbst beliebte diese ihre Gemüthsart eine blosse Liebe zur Gerechtigkeit zu nennen, behauptete, der Zorn sey eine Tugend und stützte sich auf die Beyspiele der Apostel und Propheten. Einst machte sie ihren Freunden bittere Vorwürfe, daß sie einige Bauern, die ihr eine Kleinigkeit gestohlen hatten, nicht gerichtlich verfolgten, und als diese ihr vorstellten, sie hätten gefürchtet, ihrem eigenen Herzen weh zu thun, wenn sie die Sache zu weit getrieben hätten, antwortete sie zornig: „das sind nur Aus„flüchte einer verdorbenen Natur, die jede Mühe

„scheut. Wie oft soll ich es wiederhohlen: man „muß ohne Barmherzigkeit das Böse hindern wo „man kann.“ Diese, allen Betschwestern eigene, Gallsucht bekam ihr übrigens sehr wohl, denn sie war schon 60 Jahr als man sie kaum für 40 hal= ten konnte, und nie gebrauchte sie eine Brille. In den Gegenden, wo sie gelebt hatte, hinterließ sie wenige oder gar keine Anhänger, aber nicht lange nach ihrem Tode breiteten sich ihre Lehren in Schottland aus, und es wird zu allen Zeiten Schwärmer geben, die aus ihren Schriften himm= lische Weisheit zu schöpfen sich überreden werden. Habe ich doch selbst vor 15 Jahren eine schöne, liebenswürdige, geistreiche Dame aus der grossen Welt gekannt (die Gräfin S**) bey der ich Wer= ke der Mlle. de Bourignon auf dem Sofa fand, und die auf gutem Wege war, trotz meiner Spöt= tereyen, eine vollkommene Proselytin zu werden. Dem Leser einen kurzen Begriff von Antoinettens Lehren zu geben, ist schwer, da sie, wie alle In= spirirte, sehr verworren schrieb. Um von der wahren Christlichkeit ganz durchdrungen zu wer= den, muß man, nach ihrer Meynung, unvernünf=

lig seyn, oder, welches auf Eins herauskommt; die Vernunft unterdrücken und blos von Gott sich erleuchten lassen. Das ist ihr, schon von vielen Mystikern aufgestellter, Hauptgrundsatz.

Als ein Beyspiel, welche Art von Erleuchtungen Gott ihr bisweilen zu Theil werden ließ, möge hier noch ihre Beschreibung des ersten Menschen stehen, wie er vor dem Sündenfall gewesen. „Sein Körper war reiner und durchsichtiger als „Krystall, sehr leicht und gleichsam fliegend. In „den Adern dieses durchsichtigen Leibes sah man „Ströme von Licht, die aus allen seinen Poren „hervordrangen, auch Ströme von allerley andern „Flüssigkeiten von verschiedenen Farben, alle sehr „lebhaft und transparent. Da floß nicht allein „Wasser, sondern auch Milch, Feuer, Luft und „mehr dergleichen. Wenn Adam seine Glieder „bewegte, so ertönte ein liebliches Concert. Er „war grösser als die heutigen Menschen, trug „kurzes, geringeltes, schwärzliches Haar, auf sei„ner Oberlippe leichten Flaum. An den b e s t i a„l i s c h e n Theilen des Körpers war er gestaltet, „wie wir einst im Himmel wiederum gestaltet seyn

„werden; ich weiß aber nicht ob ich es beschrei„ben soll. Es war da wie eine Nase, und diese „Nase war eine Quelle der herrlichsten Wohlgerü„che. Da sollten auch die Menschen herauskom„men, deren Keime er alle in sich trug, denn es „befand sich in seinem Leibe ein Gefäß, welches „kleine Eyer erzeugte, und wiederum ein Anders, „mit einer Flüssigkeit angefüllt, welche diese Eyer „befruchtete. Wenn nun Adam in der Liebe Got„tes sich erhitzte, so befruchtete er jedesmal eini„ge von den Eyern und empfand dabey eine un„aussprechliche Wollust. Die Eyer giengen dann „durch die oben erwähnte Nase und aus ihnen „wurden vollkommene Menschen gebrütet. Der „erste und einzige Mensch, den Adam auf diese „Weise erzeugt hat, ist Jesus Christus. Hernach „hat Gott ihm seinen Eyerstock genommen, und „in den Körper eines Weibes gesetzt.“ — Wird man nun noch zweifeln, daß die Werke der Mlle. de Bourignon grosse Schätze für unsere heutigen Mystiker bergen?

Die Sibylle.

Der Ideensprung von Antoinette Bourignon auf die Sibylle ist sehr natürlich, denn sicher wäre Jene vor ein paar Tausend Jahren eine Sibylle, und diese in unsern Zeiten eine Bourignon geworden. Es hat ein gewisser Peter Petit im J. 1686 ein Buch de Sibylla geschrieben, welches sehr interessante Untersuchungen über dieses räthselhafte Frauenzimmer enthält. Schon vor ihm hatten Manche den Gegenstand bearbeitet, bald als Critiker, bald als Theologen und es war unter andern viel darüber gestritten worden, ob das Evangelium durch die Orakel der Sibylle bestätigt werde oder nicht. Petit war der Erste, der die Sibylle mit philosophisch-historischen Augen betrach-

tote. Da sein Buch lateinisch, folglich nicht für Jedermann lesbar ist, so liefert es mit Recht ein Blatt aus dem historischen Herbarium für Clio's Blumenkörbchen. Es ist seltsam, daß in Ansehung der Zahl der Sibyllen eine so grosse Verschiedenheit der Angaben herrscht. Varro spricht von zehen, Suidas von 14, Aelian hingegen nur von vier, Solinus und Ausonius nur von drey, Martianus Capella von zwey; endlich beweiset Petit, daß es doch nur eine einzige gewesen ist, und zwar aus sehr vielen Stellen der Alten, wo nur von Einer geredet wird. Ganz bündig scheint dieser Beweis noch nicht, denn die Alten haben auch sehr oft von Einem Gott gesprochen und hatten doch viele Götter. Wir selbst reden gewöhnlich nur von Einem Teufel und glauben doch an Viele (zumal heutiges Tages). Es gäbe hier noch ein weites Feld für unsern gelehrten Böttiger. Alle sibyllinische Schriften sollen, nach Aussage des Lactantius, in griechischer Sprache gewesen seyn, darum zweifelt Petit an der Existenz der Sibyllen von Phrygien, Babylon und Cumä, denn, sagt

er, warum hätten sie griechisch prophezeyt? warum nicht in ihrer Landessprache? — Uebrigens war der Nahme Sibylle nicht allen Prophetinnen gemeinschaftlich, wie viele Grammatiker behaupten, denn es gab eine Menge, durch Wahrsagergabe berühmte Frauenzimmer, die man nicht Sibyllen nannte. In der Folge wird die Frage untersucht: ob der Mensch von Natur die Gabe zu prophezeyen besitze? — Plutarch hat es behauptet, denn, sagt er, die Seele hat klare Begriffe von dem, was nicht mehr da ist; warum könnte sie deren nicht auch haben von dem, was noch nicht da ist? — Er beruft sich auf Beyspiele von Menschen, die in ihrer Todesstunde zukünftige Dinge vorher gesagt und auf den Dunst, der aus der Delphischen Höhle stieg und zum Wahrsagen, gleichwie der Wein zu so manchen andern Dingen, begeisterte. Petit widerlegt ihn, doch giebt er zu, daß man, um Prophet zu werden, an Leib und Seele ganz besonders organisirt seyn müsse. Besonders, aber nicht vorzüglich, denn zur Delphischen Priesterin, zum Beyspiel, wurde immer das unerfahrenste, einfältigste Mäd-

chen erwählt, und man weiß ja überhaupt aus der Geschichte, daß die Propheten gewöhnlich keinen Ueberfluß an Geist besaßen. Der Dunst der Delphischen Höhle mag allerdings von grosser, wenn gleich nicht von prophetischer Würkung gewesen seyn. Der Verfasser erzählt von einer italiänischen Kirche, in welcher ein ganzes Jahr lang ein so seltsamer Dunst aufstieg, daß alle, die in dieser Kirche verweilten, von einem Zittern am ganzen Körper ergriffen wurden, und, wenn sie nicht schnell das Freye suchten, wider Willen tanzen und allerley Verdrehungen machen mußten. Wenn solche Dünste die Einbildungskraft erwecken, so verschloß sich vielleicht Democrit deshalb in Gräber und Euripides in eine Höhle der Insel Salamin. Der Verfasser, der den Geist seines Jahrhunderts nicht abzuschütteln vermag, untersucht auch sehr ernstlich, ob die Keuschheit der Sibylle dazu beigetragen, ihr die prophetische Gabe zu verleihen? — Der heil. Hieronymus zweifelt nicht daran, sondern versichert sehr bestimmt, die Gabe der Weissagung sey der Sibylle als eine Belohnung der bewährten Jungfrauschaft zugestan-

den worden, unter deren Privilegien sie gehöre. Die Kabalisten lehrten dasselbe, und es gab sogar Leute, die sich einbildeten, der Stein der Weisen könne nur von keuschen Personen gefunden werden. (Ein schlimmes Zeugniß für die Keuschheit der Menschen, da noch Niemand ihn gefunden hat.) — Der Verfasser wendet ein, daß die berühmtesten jüdischen Propheten verheyrathet waren. Die Delphische Priesterin mußte eine Jungfrau seyn; man wählte sie anfangs sehr jung und unter den Bäuerinnen, zum Beweis, daß schon damals die Sitten der Städter nicht im besten Rufe standen. In der Folge fand man doch besser, daß sie ein gewisses Alter habe. Es war ein seltsamer Widerspruch der Heyden, daß sie ihren Apoll nur von einer keuschen Jungfrau bedient wissen wollten, und doch zugleich die skandalösesten Liebesgeschichten von diesem Apoll erzählten, Abentheuer, die ihm gelungen oder mißlungen waren. Zu den letztern gehörte besonders auch der Versuch, seine eigene Sibylle zu verführen, der ihm nicht gelang, ob er ihr gleich das, für ein Frauenzimmer lockendste, Geschenk anbot, nemlich eine

ewige Jugend. Sie wollte lieber eine alte Jungfer werden und viele Jahrhunderte hindurch einen langen Bart tragen. Petit behauptet, die Sibylle sey von Erythrea in Jonien gebürtig gewesen, oder habe zum mindesten sich lange dort aufgehalten, denn er führt alle die übrigen Sibyllen auf die Eine zurück, welche man Eriphyle oder die Erythreische nannte. Ihr langes Leben und ihre vielen Reisen hält er für die Ursache, daß man mehrere Personen aus ihr gemacht. Hier wäre also gerade das Gegentheil von dem geschehn, was dem Thebanischen Herkules widerfuhr, dem die Griechen alles zuschrieben, was fünf oder sechs andere Helden gethan hatten. Plinius und andere erzählen bekanntlich, die sibyllinischen Bücher wären zur Zeit des ältern Tarquinius nach Rom gebracht, oder von diesem nur zum Theil gekauft worden, weil die Verkäuferin derselben, ein altes Weib, zwey Drittel davon verbrannte. Aber es wird so verschieden berichtet, daß Petit den ganzen Bericht ohne Bedenken für eine Fabel erklärt. Viel unterhaltendes tischt er uns über die Grotten der Sibylle auf und kommt bey der Gelegenheit

auf die Höhle der Nymphen, die vom Homer so schön beschrieben worden, und die, wenn man dem Porphyrius glaubt, ein mystisches Räthsel in sich schließt. La Mothe le Vayer hat dieses Räthsel zu lösen gesucht, indem er die ganze Beschreibung auf die geheimsten Reize des weiblichen Geschlechts bezieht, worüber aber unser Philosoph sich sehr entrüstet und es für eine, dem Homer angethane, Beschimpfung hält. Dann spricht er von dem, was die Sibylle von ihrer Natur und ihrem Tode zu sagen pflegte. Sie rühmt sich im Pausanias einer Mittelnatur zwischen Göttern und Menschen, und im Plutarch: daß der Tod ihr die Gabe der Weissagung nicht rauben, sondern daß die Sibylle nur in das Gesicht verwandelt werde, welches wir auf der Mondscheibe erblicken. Ihr Geist, in Luft aufgelöst, werde, sammt ihren Prophezeyungen, sich überall verbreiten, und aus ihrem Körper würden Kräuter hervorwachsen, die, von Opferthieren verzehrt, den Eingeweiden derselben prophetische Kennzeichen einprägen würden. Das gieng in Erfüllung, denn ein gewisser Theopesius (beym Plutarch) hörte die Sibylle von ih-

rem Throne im Monde herab den Tod des Vespasian verkünden. Justin hat uns eine schöne Beschreibung von der Sibyllenhöhle hinterlassen, die man ihm zu Cumä zeigte, wo er auch ihr Grab gesehen haben will. Dieses Grab fand man aber auch in der Gegend von Troja, und es ging damit, wie mit unsern heutigen Reliquien, von welchen es oft so viele Exemplare giebt. Im dritten Buche seines Werks spricht Petit von der Verschiedenheit in den Weissagungen der Sibylle und andern Propheten. Sie war weder an Zeit noch Ort, noch an gewisse Gegenstände gebunden, sie umfaßte alle Jahrhunderte; da hingegen die Delphische Priesterin Apolls gute Laune abwarten mußte, um sich auf ihren Dreyfuß über die Dunsthöhle zu setzen; auch hatten ihre Prophezeyungen gewöhnlich nichts allgemeines zum Gegenstande, wie die der Sibylle, welche unter andern die verschiedenen Weltalter nach Abstufung der Metalle, auch einen allgemeinen Erdbrand prophezeyte. Sie wurde von den Römern weit höher geachtet, als von den kleinen griechischen Republiken, auch hat uns Plutarch ein Paar ihrer berühmten Weis-

sagungen, die Römer betreffend, aufbehalten. Die Verse, die unter ihrem Nahmen herumliefen, werden von vielen für untergeschoben gehalten, von dem Verfasser nicht, der es dem Cicero nicht zugeben will, daß ein Mensch, der Verse in Sylbenmaassen drechselt, unmöglich besessen seyn könne, denn — der Teufel ist mächtig. Es gab sibyllinische Prophezeyungen, die man sorgfältig verbarg, und andere, deren Sammlung wir noch besitzen, die aber ohne Zweifel untergeschoben sind, besonders alle die, in welchen von Christus die Rede ist; denn selbst der heilige Augustin gesteht, daß diese von Christen geschmiedet worden.

So weit Petit. Neuere haben ihm oft widersprochen. Sie sagen, man müsse alle Zeugnisse des Alterthums umstossen, wenn man nicht zugeben wolle, daß es mehrere Sibyllen gegeben. Plato nennt die Pythya, die Priesterinnen von Dodona, und die Sibylle. Diodor von Sicilien sagt, Daphne, die Tochter des Tiresias, sey in der Wahrsagerkunst eben so erfahren gewesen als ihr Vater, habe zu Delphos viele Orakel gegeben und sey Sibylle genannt

worden. Strabo erwähnt der erythreischen Sibylle, und noch einer andern, Athenais, welche zu Alexanders Zeiten gelebt haben soll. Er spricht auch von einer noch ältern. Pausanias erzählt lang und breit von der Sibylle Erophile, die vor der Belagerung von Troja lebte. Auch Aristoteles, der die prophetische Begeisterung für eine Gattung des Wahnsinns erklärt, nennt Bacis und die Sibylle. Man könnte noch zwanzig Zeugen hinzufügen, Varro, Cicero, Virgil, Plinius u. s. w. Am leichtesten würden die verschiedenen Meynungen sich vereinigen lassen, wenn man, wie Heraclit den Plutarch citirt, annehmen dürfte, daß die Sibylle tausend Jahre gelebt habe. Zu den Zeiten des Aeneas soll die Sibylle von Cumä schon 700 Jahre alt gewesen seyn, und doch erst in ihren besten Jahren, denn sie hatte noch drey Jahrhunderte vor sich. Da konnte sie freylich in verschiedenen Ländern gewohnt haben, unter verschiedenen Geschlechtern gewandelt seyn, und ihren Namen sehr oft verwechselt haben. Doch was kümmert uns diese ganze Untersuchung? Genug, durch den

Namen Sibylle bezeichnete man Weiber, die, ohne Priesterinnen zu seyn, oder einem gewissen Orakel anzugehören, sich für begeistert ausgaben und die Zukunft vorher sagten. Diese Prophezeyungen sammelte man. Keusch waren die Sibyllen nicht immer; wenigstens gab es Eine sehr berühmte, die stolz darauf war, eine grosse Menge Liebhaber gehabt zu haben und doch nie verheyrathet gewesen zu seyn. Mille mihi lecti, connubia nulla fuere. Das alte Weib, welches dem Tarquin die neun sibyllinischen Bücher brachte, soll wie ein Schatten verschwunden seyn. Man hielt sie selbst für die Sibylle, man versammelte die Auguren, brachte den Schatz in den Tempel des capitolinischen Jupiter, machte neue Priester, um ihn zu bewachen, und glaubte in allem Ernst, sie enthielten Roms künftige Schicksale. Indessen verbrannten sie doch in dem grossen Brande des Capitols, im Jahr 671, unter der Dictatur des Sulla. Allein man eilte den Verlust zu ersetzen, man sammelte di. Prophezeyungen aufs Neue zu Erythrea und wo man sonst deren finden konn-

12. Augustus verschloß sie in einem vergoldeten

Kasten, den er unter einem von ihm erbauten Tempel des Apollo verwahrte. Dort blieben diese Bücher bis zur Zeit des Honorius, 405 Jahr nach Christi Geburt, wo, der Sage nach, dieser Kaiser dem Stilicho befahl, sie ins Feuer zu werfen. Zu allen Zeiten, in allen Ländern, haben die Menschen begierig die Zukunft zu erforschen gesucht. Griechen und Römer kannten lange kein anderes Mittel hierzu, als den Flug der Vögel und die Eingeweide der Thiere. Selbst die klügsten und muthigsten Männer fühlten die Macht der religiösen Eindrücke ihrer Erziehung. Julius Cäsar war doch gewiß ein Mann von Geistesgrösse, und doch — als er einst mit dem Wagen umgeworfen hatte — stieg er nie wieder hinein, ohne vorher gewisse Worte zu murmeln, von welchen man glaubte, sie könnten einen solchen Zufall verhüten. Plinius, der das erzählt, fügt hinzu, daß zu seiner Zeit Jedermann sich dieser Worte bediente. Zu den Zeiten des Homer und Hesiod kannte man die redenden Orakel noch nicht. Das zu Delphos war das erste dieser Art, es gab aber seine Orakelsprüche nur Einmal im Jahr,

nemlich am 7ten des Monats Busiok, ein Gebrauch der sich lange erhielt. Da sammelte man, zur Bequemlichkeit derer, die nicht so lange warten wollten, schriftliche Weissagungen, die, gleich den Orakeln, aus dunkeln, zweydeutigen Phrasen bestanden. Sogleich entstand auch ein neuer Erwerbszweig; es gab nemlich Chresmologen, Ausleger jener Sprüche. Die Alten sprachen von drey solchen Sammlungen, der des Musäus, der des Bacis und der der Sibylle, welche letztere zwar von den Griechen geringer geschätzt wurden als von den Römern, aber doch den Athenaensern sehr bekannt gewesen seyn müssen, weil Aristophanes in zweyen seiner, uns noch übrigen, Comödien darüber spottet. Die beyden Magistratspersonen oder Priester, welche, auf Tarquins Anordnung, die sibyllinischen Bücher bewahrten, durften sie nicht befragen ohne des Königs, und in der Folge ohne des Senats Befehl. Sie verwalteten dieses Amt lebenslänglich und es war mit grossen Vorzügen verbunden. Als, 366 Jahr vor Christi Geburt, den Plebejern gleiche Rechte mit den Patriciern zugestanden wurden, vermehrte

man die Zahl dieser Ausleger der Schicksale der Nation (wie Decius beym Livius sie nennt) bis auf zehn, und in der Folge bis auf funfzehn. Sie allein durften die Bücher lesen, ihr Bericht galt, ohne weitere Untersuchung, für wahr und der Senat baute seine Maaßregeln darauf. Man befragte jedoch die Bücher nur in Fällen, wo eben bedenkliche Anzeigen die Gemüther beunruhigten, oder die Republik von einer Gefahr bedroht wurde. Die Antwort war gewöhnlich, man müsse, um die Götter zu besänftigen, dieses oder jenes neue Fest veranstalten, oder alten Festen neue Ceremonien beyfügen u. s. w. Zuweilen begehrten die Ausleger sogar Menschenopfer, wie davon in den ersten beyden punischen Kriegen Beyspiele vorkommen. Unter andern hatte man in den sibyllinischen Büchern auch gelesen, daß die Gallier und die Griechen sich Roms bemächtigen würden. Um dem vorzubeugen, und doch den Spruch zu erfüllen, mußten auf einem öffentlichen Platze ein Mann und ein Weib von diesen Nationen lebendig begraben werden, und nun hieß es, sie hätten Besitz von der Stadt genommen. Auf eine

so kindische Weise unterhandelte man mit den Göttern, die sich aber nicht täuschen liessen, denn die Gallier haben dennoch auf eine ganz andere Art von Rom Besitz genommen.

Augustus ließ alle Prophezeyungen, sowohl griechische als lateinische, die sich in den Händen von Privatleuten befanden, sorgfältig zusammen treiben, damit nicht etwa Mißvergnügte sie mißbrauchen könnten, um seine Herrschaft zu erschüttern. Es sollen deren bey 2000 Bände gewesen seyn, die man sämmtlich verbrannte, die sibyllinischen Verse ausgenommen, die doch auch zuvor einer neuen Revision unterworfen wurden. Da das zu Zeiten des Sulla geschriebene Exemplar alt und unscheinbar zu werden begann, so veranstaltete Augustus durch die funfzehn Männer eine neue Abschrift, und um dieser ein ehrwürdiges, altes Ansehen zu geben, schrieb man sie auf eine zubereitete Leinewand, deren man sich bediente, ehe das ägyptische Papier bekannt, und das Pergament zu Pergamus erfunden wurde. Vopiscus erzählt einen merkwürdigen Fall, wo die sibyllinischen Bücher, auf Befehl des Kaiser

Aurelian, um Rath gefragt wurden, 270 Jahr nach Christi Geburt. Die Marcomannen bedrohten damals Rom. Da schrieb der Kaiser an den Senat, er wundere sich, wie sie so lange zögern könnten, bey jenen Büchern sich Raths zu erhohlen; es schiene ja fast, daß sie nicht in dem Tempel aller Götter, sondern in einer christlichen Kirche ihre Sitzungen hielten. Der Senat befahl darauf den sibyllinischen Priestern, sich zu reinigen, heilige Gewänder anzulegen, in den Tempel zu steigen, dessen Lorbeerzweige zu erneuern, dann die Bücher mit geweihten Händen zu eröffnen und das Schicksal des Reichs zu erforschen. Es geschah, und das Resultat war, daß man singende Processionen um Stadt und Felder anstellte. Der Kaiser hatte sich erboten, zu den Opfern beizutragen, selbst, wenn es seyn müßte, Gefangene aller Nationen; ein neuer Beweis, daß, trotz der kaiserlichen Edicte, man sich berechtigt hielt, in ausserordentlichen Fällen Menschen zu opfern. Zu den Zeiten der ersten christlichen Kaiser wurde der Tempel des Apollo noch nicht der sibyllinischen Bücher beraubt. Sie befanden sich noch dort unter

Julian, der sie, im Jahr 363, wegen seines Zuges gegen die Perser um Rath fragte. Aber im März dieses Jahres verbrannte der Tempel des Apollo; man rettete seinen kostbarsten Schatz, die Bücher, mit vieler Mühe, und sonder Zweifel vertraute man ihn einem andern Tempel, denn als Alarich 403 in Italien einfiel, wurden unter Honorius die Bücher befragt. Wenn also Stilicho sie nachher ins Feuer warf, so kann das nicht früher als im Jahre 406 oder 407 geschehen seyn. Wer weiß aber auch, ob es jemals geschehen ist, denn man hat keinen andern Bürgen dafür, als den Rutilius Numatianus, ein Dichter, der ein eifriger Heide war, und der den Stilicho in Einem Athem beschuldigte, er habe die Barbaren ins Land gerufen, und den Umsturz des Reichs beabsichtigt, indem er, durch Vernichtung der sibyllinischen Verse, ihm das Pfand seiner ewigen Dauer geraubt habe. Das Erstere war nicht wahr, folglich kann auch das letztere eine Verläumdung seyn, und wer weiß, ob nicht bey den häufigen Nachgrabungen, die jetzt zu Rom geschehen, man diese berühmten Bücher wieder finden wird, die

sonder Zweifel sogleich tausend Federn in Bewegung setzen, aber sonst zu nichts auf der Welt nützen würden.

Es gab noch andere sibyllinische Verse in acht Büchern, die aber augenscheinlich im zweyten Jahrhundert nach Christus durch frommen Betrug einiger Platonischen Christen entstanden sind. Die Sibylle von Cumä pflegte, nach Virgils Erzählung, ihre Orakel auf Baumblätter zu schreiben, und vor ihrer Höhle ein Blatt neben das andere zu legen. Man mußte sehr geschickt, oder doch sehr schnell seyn, um die Blätter in derselben Ordnung aufzusammeln, denn das geringste Lüftchen konnte einige Blätter verwehen, und wenn das geschah, so war alles verlohren, denn sie gab sich nicht die Mühe, zum zweytenmal zu antworten. Die erythreische Sibylle, die berühmteste von Allen, die sich bald Gemahlin, bald Schwester, bald Tochter des Apollo nannte, wurde in den Trojanischen Gefielden im Hayne dieses Gottes begraben, und eine Marmorsäule trug folgende Inschrift: „Ich bin die berühmte Sibylle, die Apol„lo zum Dollmetscher seiner Orakelsprüche wählte,

„vormals eine beredte Jungfrau, jetzt stumm unter „diesem Marmor und zu ewigem Schweigen ver„dammt. Dennoch, durch die Gunst der Götter, „ist mir die süsse Gesellschaft des Merkur und der „Nymphen, meiner Gespielinnen, vergönnt.“ Wie waren denn nun eigentlich die Prophezeyungen der Sibyllen abgefaßt? — Von der ersten, verbrannten Sammlung wissen wir gar nichts mehr. Die zweyte ist uns, durch Varro, ein wenig besser bekannt. Sie enthielt anfangs nicht mehr als 1000 Verse, vielleicht noch weniger, nachdem Augustus eine Revision damit vorgenommen. Sie mußten ganz nothwendig aus lauter Acrostichen bestehen, das heißt: die Buchstaben, aus welchen der erste Vers bestanden, mußten in derselben Ordnung zu Anfang jeder folgenden Zeile wiederhohlt seyn, so, daß am Ende alle diese Anfangsbuchstaben wieder den ersten Vers bildeten. Fanden sich andere Zeilen dazwischen, so galten sie für untergeschoben.

Diese dunkeln Prophezeyungen bestimmten weder Zeit noch Ort, daher schon Cicero sagte, sie hätten auf Alles gepaßt. Plutarch hat uns, im Le-

ben des Demosthenes, Eins dieser Orakel aufbewahrt, welches bey Gelegenheit der Schlacht bey Chäronea gegeben worden war und die Athenienser in grosse Unruhe versetzte. Es lautete wie folgt:

„Könnte ich von der Schlacht von Thermo-
„don mich entfernen, und, gleich einem Adler,
„aus den Wolken dem Treffen zusehen, wo der
„Ueberwundene weinen und der Sieger seinen Un-
„tergang finden wird.“ Es war sehr schwer, dieß Orakel auf die verlohrne Schlacht bey Chäronea anzuwenden, denn man mußte erstens ein Thermodon in der Nähe des Schlachtfelds finden, und Plutarch, der doch selbst von Chäronea gebürtig war, gesteht, daß in der ganzen Gegend kein Bach noch Fluß dieses Nahmens befindlich sey. Zweytens fand der Sieger seinen Untergang nicht in dieser Schlacht, und wurde nicht einmal verwundet. Da bekanntlich die Politik keine Art von Mitteln verschmäht, so wurden auch die sibyllinischen Prophezeyungen oft gemißbraucht, um irgend ein Verbrechen zu beschönigen. P. Lentulus Sura, Eins der Häupter der catilinarischen Verschwörung, schmiedete selbst eine Weissagung, die er der Sibylle

unterschob. Nach dem Inhalt derselben sollten drey Sprößlinge aus der cornelischen Familie die höchste Gewalt in Rom erringen. Sulla und Cinna, die beyde aus dieser Familie abstammten, hatten bereits einen Theil der Prophezeyung wahr gemacht, und wer weiß, ob es nicht dem dritten Sprößling, Lentulus, gelungen wäre, eine ähnliche Rolle zu spielen, wenn nicht Cicero's Vorsicht diesesmal das Orakel zu Schanden gemacht hätte. Als Pompejus den König von Egypten, Ptolemäus Auletes wieder in sein Reich einsetzen wollte, brachten seine Widersacher eine sibyllinische Weissagung zum Vorschein, Kraft deren die Römer einem Könige von Egypten, der sie um Hülfe anspräche, zwar beystehen mögten, aber ohne Truppen. Cicero, der sehr wohl merkte, woher das Orakel kam, fand doch besser Täuschung mit Täuschung zu vergelten, als es anzutasten. Er ließ dem Statthalter von Afrika befehlen, in Egypten einzurücken. Als Julius Cäsar, unter dem Titel eines Dictators, die höchste Gewalt in Rom usurpirt hatte, und seine Freunde ihn zum Könige machen wollten, verbreiteten sie ein Orakel

der Sibylle, nach welchem nur ein König von Rom die Parther besiegen konnte. Der Plan war seiner Ausführung nahe, und der Senat unterzeichnete schon das Decret, aber an demselben Tage, an welchem Cäsar ermordet wurde. Die Mode, Prophezeyungen zu schmieden, wurde nach und nach so häufig, daß Tiber, fürchtend, man könne deren auch gegen ihn verbreiten, allen Privatleuten ihre Sammlungen wegnahm. Die Orakel gehören also unter die ältesten confiscirten Bücher. Zum Schluß noch eine Bemerkung: Es ist bey weitem nicht so sonderbar, daß die Römer an diese Albernheiten glaubten, (denn das gebot ihre Religion), als daß noch im vorigen Jahrhundert die Theologen darüber stritten, ob die Orakel übernatürlich gewesen oder nicht? — Die Meisten behaupteten das Erstere und schrieben sie dem Teufel zu.

Vornehme Klatscherenen.

Originalbriefe von J. B. Rousseau an den Grafen Bonneval, die Sache betreffend, welche den letztern zwang, in die Türkey zu flüchten.

Diese Briefe, die sowohl in Rücksicht der Personen, von welchen sie geschrieben worden, als auch in Rücksicht der Sache, von welcher sie handeln, ein hohes Interesse haben, blieben, nach Rousseau's Tode, in den Händen eines alten Bedienten, der, aus Erkenntlichkeit für ein Amt, welches ihm der Vicomte de Saudrouins in Brüssel verschaffte, sie diesem einhändigte. Durch den Sohn des Vicomte, den Kammerherrn des Prinzen von Lothringen, bekam sie der Herr de la Place, der sie, in seinen pieces intéressantes pour servir à l'histoire, zum

Erstenmale abdrucken ließ, und dann die Originale in der königlichen Bibliothek niederlegte. So viel zur Einleitung.

1. Rousseau an den Grafen D***. Brüssel d. 27. Novbr. 1723. Ich habe meine Antwort auf Ihr geehrtes Schreiben verzögert, weil ich immer hoffte, Ihnen die Ankunft des Grafen Bonneval melden zu können, die ich täglich erwarte. Auch sein Bruder erwartet ihn mit Ungeduld und will, nachdem er einen Proceß gegen ihn verlohren, ihm nun seinen Sohn anvertrauen. Ich weiß nicht, ob diese späte brüderliche Zuneigung unsern Freund bewegen wird, irgend einen schlechten Vergleich einzugehen. So weit ich ihn kenne, wäre er dessen wohl fähig, wenn nicht die Familie Biron ihn gegen seine hundische Güte (contre la bonté de son chien de coeur) standhaft erhält. (In diesem Briefe kommt nichts weiter von Bonneval vor; ich übergehe daher das Uebrige.)

2. Rousseau an Denselben, d. 10ten März 1724. — — — Ich habe hier viele Freunde, brave Leute, aber nicht sehr umgänglich. Zum

Ersatz hat mir Gott den Grafen Bonneval gesandt. Ich bringe zwölf Stunden vom Tage mit ihm zu, ohne es gewahr zu werden. Er hat jetzt ein sehr gutes Haus, welches er nicht verläßt, weil Jedermann zu ihm kommt, sogar der Herr Plenipotentiaire und dessen Familie — (der Marquis de Prié, Statthalter des Kaisers), dessen Besuche den Grafen eben nicht sehr ergötzen, da er, gleich mir, gewohnt ist, die Leute nach ihrem innern Werth und nicht nach ihren Titeln zu schätzen u. s. w.

3. An denselben vom Grafen Bonneval. Brüssel den 17. Aug. 1724. Ich muß Ihnen, lieber Cousin, meine Händel und den tiefen Unwillen beichten, der gegen das Haus Prié mich ergriffen, da Rousseau Ihnen bereits einen Wink davon gegeben, und ich nicht Lust habe, während des vom Pabste verwilligten Jubiläums, mir einen Ablaß zu den Füssen eines Mönchs zu holen. Es ist nicht möglich infamere Verläumdungen gegen die junge Königin von Spanien zu verbreiten, als die Frau Marquise de Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aspremont in gewissen Gesell-

schäften, bey der Tafel, beym Spieltisch und unter vier Augen sich erlauben, meistens in Gegenwart des Marquis de Prié, der, weit entfernt, die Unverschämtheit seiner Frau und Tochter zu zügeln, wohl noch frostige Späschen und boshafte Anwendungen über den Ruf unserer Prinzessin hinzufügt. Da seit fünf oder sechs Tagen mir diese Klatschereyen täglich zu Ohren kommen, so wollte mir schon oft die Galle überlaufen; indessen hielt ich doch immer noch an mich, hoffend, das Geschwätz werde von selbst verhallen. Aber es sind eine Menge Engländer, Holländer und Deutsche hier und die Verläumdungen haben sich bereits in den Niederlanden so allgemein verbreitet, daß ein gewisser Hauptmann Olisi mir neulich sagte, man spreche zu Gent von nichts anderm und sein ehrlicher Gastwirth erzählte sie ihm sogar gleich bey seiner Ankunft. Dasselbe sagte mir der Prinz von Nassau, als er neulich Abschied von mir nahm. Kurz, aus Furcht zu platzen, mußte ich endlich ausbrechen, es entstehe daraus was da wolle: Ich schicke Ihnen hier eine Abschrift von dem, was ich in Brüssel bekannt gemacht. Zwanzig sol-

cher Abschriften laufen in der Stadt herum, da ich sie gestern Abend in der bey mir anwesenden Gesellschaft ausgetheilt habe. Sie werden sagen, ich sey ein Narr? — Aber Sie sollen wissen, daß ich schon in Deutschland einem preussischen General eine derbe Ohrfeige auf sein breites Gesicht gab, weil er sich unterstand, bey dem Herzoge von Gotha in meiner Gegenwart zu sagen: unser guter alter König Ludwig XIV. sey ein J*f**, und daß ich durch diese Händel, die ich ziemlich glücklich beendigte, von ähnlichen nicht abgeschreckt worden bin. Da nun einmal das Faß angezapft ist, so will ich es auch bis auf den letzten Tropfen leeren und nimmer dulden, daß da, wo ich bin, die Ehre unsers königlichen Blutes angetastet werde. Alles was zwischen mir und dem Hause Prie seit vier und zwanzig Stunden vorgefallen, ist so weltkündig, daß ich nicht mehr zurück treten kann, auch nicht die mindeste Lust dazu habe. Man soll bekennen, von wem man die Neuigkeiten erfahren? oder, ob man sie selbst geschmiedet hat?" Die Urheber müssen gezüchtigt werden, sonst bliebe der Ehre der jungen Königin eine böse Narbe, und eine so

niederträchtige, allgemein verbreitete Verläumdung kann nur durch eine derbe Züchtigung ihrer Urheber wieder ausgelöscht werden.

Bedenken Sie, lieber Cousin, daß es nicht allein meine Pflicht ist, die Ehre unsers königlichen Blutes gegen Jedermann zu vertheidigen, sondern daß ich auch sogar, durch die Häuser Foix und Albret, demselben verwandt bin. Unser grosser Heinrich selbst hat das bezeugt in einem Schreiben an das Parlament von Pau, welches sich in den Händen meines Stiefvaters befindet. Er empfielt darin mit Wärme die Sache seines Cousin, des Herzogs von Biron, den er seinen nahen Verwandten durch das Haus Bonneval nennt. Ich wiederhohle Ihnen die eigenen Worte dieses grossen Monarchen, nicht aus Eitelkeit, sondern um Ihnen zu zeigen, daß die Ehre meiner Familie mich zu allem, was ich gethan habe, berechtigte. Sollte man zu Wien es übel deuten, weil ich in kaiserlichen Diensten stehe, so kann man es doch einem Verwandten der Königin von Spanien nicht verargen, obschon ich dieser ehrenvollen Ausflucht mich nur im höchsten Nothfall bedienen werde. Hätte

sch vollends die Erlaubniß dazu von Sr. Hoheit dem Herzog, so wollte ich dem Sch— von Piemonteser noch ganz anders zusetzen. Es wird überhaupt sehr gut seyn, den Fremden auf diese Weise ein wenig mehr Respect für unser königliches Geblüt einzuflössen, denn die Holländer und Deutschen schwatzen bisweilen sehr frech. Ich bin u. s. w.

4. Oeffentliche Erklärung des Grafen Bonneval, die Verläumdungen gegen die Königin von Spanien betr. Die Marquise von Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aspremont, haben in ihrem Hause, in Gesellschaft und in Gegenwart des Marquis de Prié, Progubernators der östreichischen Niederlande, Gemahls der obgenannten Marquise, gesagt und wiederhohlt: sie hätten Briefe, welche berichten, daß ein gewisser Marquis des Eaux, ein Flammänder, in Madrid ermordet worden, weil man ihn bey Nacht bey der Königin gefunden, und das sey die Ursache der Ungnade, in welche diese junge Fürstin bey ihrem Gemahl und Schwiegervater gefallen. Diese Reden sind dem Grafen

Bonneval, General von der Infanterie in kaiserlichen Diensten, zu Ohren gekommen, der in ganz Brüssel bekannt gemacht hat, daß Alle diejenigen, die sich dergleichen Geschwätz erlauben, Schurken sind, und die Weiber Huren, welche verdienten, daß man ihnen das Kleid am Hintern wegschnitte, weil es Niemanden gebührt, den Ruf einer so grossen Prinzessin anzutasten. Der Graf Bonneval nimmt kein Haus und keinen Menschen in ganz Brüssel davon aus, wäre es auch der Marquis de Prié selbst, oder seine Frau oder seine Tochter, ob er gleich kaiserlicher Proguvernator der östreichischen Niederlande ist; wofern er nicht unwiderlegliche Beweise von dem beybringt, was so öffentlich und schaamlos verbreitet worden.

5. Rousseau an denselben. den 18ten August 1724. Es sind hier Dinge vorgegangen, die ernsthafte Folgen haben können. Vor sechs Tagen erhielt die Gräfin Aspremont Briefe mit der Nachricht, daß Einer ihrer alten Bekannten, der Marquis des Eaux, in Spanien ermordet worden. Diese Nachricht war ohne alle weitere Anmerkungen und Vermuthungen mitgetheilt wor-

den. Allein am andern Tage beliebte es der Frau Marquise de Prié in einer Assemblee zu erzählen, dieser Mord sey die Folge einer Galanterie zwischen dem Marquis und der Königin von Spanien; er sey gewarnt worden, habe nicht darauf geachtet, und so habe man ihm einen Dolch in die Brust gestossen, und zwar in demselben Pallaste, wohin die Königin verwiesen worden. Der Rheingraf, der gegenwärtig war, hinterbrachte die Geschichte ganz warm dem Grafen Bonneval, der sie als eine Impertinenz betrachtete, die, weil sie von selbst fallen würde, nicht verdiene, daß man sie aufmutze. Am andern Morgen erzählte ihm Graf Lanoy dasselbe. Dieser hatte der Marquise geantwortet, sie solle doch nicht glauben, daß das Bett einer Königin von Spanien eben so zugänglich sey, als das einer Madame d'Aspremont.

Dennoch erfuhren wir Abends, daß Frau v. Prié während der ganzen Mittagstafel von nichts anderm gesprochen; eben so hatte sie am andern Morgen wiederum den Prinzen von Nassau unterhalten, und sogar hinzugefügt, es wundere sie am

meisten, daß ein so schöner Mann wie der Marquis des Eaux, sich in ein kleines Ungeheuer habe verlieben können, das der Auswurf des menschlichen Geschlechts sey. Nun wurde Bonneval hizzig. Noch hielt er an sich; als aber Abends die ganze Stadt voll von dem Mährchen war, so glaubte er, als ein gebohrner Franzose, die Unverschämtheit nicht länger dulden zu dürfen, und erklärte laut, in der Assemblee, welche zweymahl wöchentlich bey ihm gehalten wird, die Urheber dieser Klatscherey, im Fall es Männer wären, für Schurken, fügte auch hinzu, daß man nur in einem Bordell so unverschämt von einer französischen Prinzessin und Königin von Spanien reden könne. Er bat alle seine Freunde, diese Erklärung von seinetwegen in allen Häusern zu wiederhohlen, und da er viele Freunde hat, so ist kein Zweifel, daß sie bald genug an die Behörde, der es gilt, gelangen wird. Da aber doch sehr ernsthafte Weitläuftigkeiten daraus entstehen können, so hat er für gut gehalten, seinem Gegner zuvorzukommen und den Wiener Hof von der ganzen Sache zu unterrichten. Gewiß wird man dort das Ab-

scheuliche jener schaamlosen Klatscherey empfinden und Genugthuung dafür geben, wenn es der Mühe verlohnte sie zu begehren. Ich habe für Pflicht gehalten, Ihnen den ganzen Vorfall zu berichten, damit, wenn der französische Hof Nachricht davon erhält, Sie im Stande seyn mögen Ihren Freund und Verwandten zu vertheidigen, wie er es verdient. Ich zweifle nicht, daß man in andern Ländern ihm gleiche Gerechtigkeit werde wiederfahren lassen. In einem andern Brief vom 22ten August, wiederhohlt Bonneval seine Erzählung, und fügt noch einige Umstände hinzu. Die Gräfin Aspremont sollte vor ihrer Wittwenschaft in vertrauten Verhältnissen mit dem ermordeten Marquis gelebt haben. Den Brief hatte sie von einer Prinzessin von Hohenzollern, Stiftsdame zu Metternich, empfangen, welche diese Neuigkeit wiederum von einer andern Stiftsdame erfahren hatte, deren Bruder sich in Spanien befand. Der Leichnam des Marquis des Eaux sollte aus den Fenstern geworfen worden seyn u. s. w. Das drolligste von der ganzen Geschichte, fährt er fort, ist, daß die Stiftsdame, an die man deshalb einen

Courier geschickt hat, erklärte: „sie wisse nicht, „was man von ihr wolle, sie habe seit fünf Mo„naten keinen Brief aus Spanien erhalten.“ Die ganze Geschichte ist ein neuer Beweis, daß nichts so boshaft ist als die Narren, und nichts so närrisch als die Boshaften.

6. Schreiben eines Ungenannten (L. C. du C.) an Milain, ersten Secretair des Herzogs von Bourbon, den 23sten August 1724. Meist Wiederhohlung; doch ist zu merken, daß der Schreiber, der zwar von Bonneval sagt, er habe geglaubt, den Don Quixotte spielen zu müssen, doch auch gesteht, die Marquise de Prié und ihre Tochter wären beyde (unter uns gesagt) große H**, und der Ruf der Redlichkeit des Herrn Marquis de Prié riecht nicht wie Balsam. In einer Nachschrift fügt er hinzu: Weder der spanische Hof, noch das Haus Orleans haben sich gerührt, um Bonneval zu schützen, obgleich sein Schwiegervater, der Herzog von Biron, und mehrere grosse Herren Alles deshalb in Bewegung gesetzt haben. Dem widerspricht Bonneval selbst im folgenden Briefe, in dem er be-

richtet, daß die spanischen Minister auf dem Congress zu Cambray, der damals gehalten wurde, Feuer und Flammen gegen den Marquis de Prié gespien haben.

7. Rousseau an den Grafen D***, den 21sten August. — — Die Sache macht grossen Lärm und wird dessen vermuthlich noch mehr machen. Die Piemontesische Excellenz ist ohnehin in Wien nicht gut angeschrieben. Graf Bonneval hat an den Kaiser selbst geschrieben, und ihm die Zeugnisse aller derjenigen übersandt, welche die Verleumdung mit angehört haben. 8. Aus Wien, wohin Rousseau nunmehr gegangen war, schrieb er folgendes an denselben: Ich hoffe, daß die Sache des Grafen Bonneval zu dessen Zufriedenheit endigen werde, denn Herr v. Prié (welcher den Grafen indessen hatte verhaften lassen), hat seine Sache nur noch verschlimmert, und wenn auch unser Freund wegen seiner Lebhaftigkeit getadelt werden sollte, so wird man doch den Herrn Progubernator noch weit mehr tadeln, weil er sich unterfangen, eigenmächtig, eine nur bedingungsweise zugefügte Injurie durch solche Personal-In-

jurien an einem Manne vom Range des Grafen Bonneval zu rächen. Man ist ohnehin jetzt damit beschäftigt, seine ganze Administration sehr streng prüfen zu lassen, und zwar durch Leute, die ihn nicht schonen werden.

9. Graf Bonneval an den Grafen D***. Vom Schlosse Anvers (wo er gefangen saß) den 29. September 1724. — — Ich bitte den Herzog von Biron, meinen lieben Cousin, Ihnen alles das mitzutheilen, was ich in meiner Sache an den Kaiser und an den Hofkriegsrath gesandt habe. Ich bin schlau genug gewesen, die Sache dem Prinzen Eugen aus den Pfoten (pattes) zu spielen, denn es beliebte mir nicht, mich von ihm necken zu lassen (turlupiner) um seiner Günstlinge willen, die gewöhnlich die größten Schurken im ganzen türkischen und römischen Reiche sind. Ich kann Ihnen auch sagen, daß der Kaiser sich im Vertrauen für mich erklärt hat, und mir solches durch den Prinzen von Cardonna melden läßt, der mich anspornt, den schlechten Kerl in die Enge zu treiben (à pousser le vilain). Erzählen Sie alles dem Herzog

von Brancas, meinem Freunde, und sagen Sie ihm, er könne meinetwegen ganz ruhig seyn.

10. Allein Bonneval hatte doch zu viel auf seine gerechte Sache vertraut, denn am 17ten Januar 1725 schrieb Rousseau dem Grafen D*** sehr betrübt: Das Urtheil des Kriegsgerichts gegen den Grafen ist, nachdem es drey Wochen auf des Kaisers Tische gelegen, gestern publicirt worden. Se. Maj. entlassen ihn aller seiner Bedienungen und verdammen ihn zu fünfjährigem Gefängniß. Das ist sehr hart, indessen ist doch seine Ehre dabey geschont worden, indem das Wort Cassation in dem Urtheil nicht vorkommt. Seine Freunde sind hier weniger bestürzt, als sie es in Frankreich seyn werden, denn man hat Grund zu hoffen, daß diese Genugthuung die Beleidigten besänftigen werde, wenn er sich nur mässigen kann und nicht neue Veranlassung zur Erbitterung giebt. Man wird Sorge tragen, daß es ihm da, wo er ist, an nichts fehle. Er besitzt Muth und Zuflucht in sich selbst. Vielleicht wird er in der Folge nicht so unglücklich seyn, als er es jetzt scheint. Das ist alles, was ich mit Ge-

wißheit zum Trost der Frau von Bonneval sagen kann. Mein Herz blutet, indem ich Ihnen schreibe. II. In einem andern Briefe, der in Regensburg auf die Post gegeben wurde, ließ Rousseau sich deutlicher heraus: Der Sturz des Marquis de Prié, der durch seine Geschichte mit Bonneval verursacht worden, würde auch dem Zorn des Prinzen Eugen allen Vorwand geraubt haben, ohne den fatalen Brief, für welchen er Genugthuung forderte. (Den Brief nemlich, in welchem Bonneval dem Prinzen eine blinde Anhänglichkeit für den Marquis de Prié in einem Tone vorwarf, der so ziemlich einer Ausforderung glich.) Der Kaiser hat vergebens alles gethan, um ihn zu besänftigen, und als er ihm endlich die verlangte Genugthuung zugestehen mußte, schonte er wenigstens dabey der Ehre des Grafen, löste das Kriegsgericht auf, ohne ihm einen Spruch zu erlauben und verabschiedete Bonneval durch eine eigene Resolution, die seine Gefangenschaft auf Ein Jahr beschränkt. Prinz Eugen hat über diese Sache drey Wochen lang ein Fieber gehabt, und ist noch nicht ganz wieder hergestellt. Ich ahnde

mit Unruhe die Folgen der Stimmung, in der ich diesen Hof gefunden. Bonneval hat vielleicht durch seine Unbesonnenheit sich besser empfohlen, als durch alle seine Dienste. Es ist gewiß, daß der Kaiser ihn liebt, und seine Verdienste kennt. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Das sey genug zum Troste der Frau von Bonneval, der Sie diesen Brief mittheilen werden, ehe Sie ihn ins Feuer werfen.

12. Die Gräfin Bonneval an den Grafen D***. à la Roquette den 8ten Nov. 1725. — — Es scheint mir, daß der Wiener Hof meinen Gemahl gemißhandelt hat, indem er ihm den Spielberg zur Wohnung anwieß. Indessen bin ich doch noch weit unruhiger über Bonnevals Aufenthalt im Haag — denn er hat sein Wort gegeben. Haag ist ein freyer Ort, folglich verdächtig, und mächtige Feinde können sich dieses Umstandes bedienen, um ihn zu stürzen. Ich habe einen Courier an ihn abgeschickt, um ihm meine Bedenklichkeiten mitzutheilen.

13. Rousseau an Denselben. Wien den 18ten November 1725. Mit grosser Bestür-

zung habe ich vernommen, daß Graf Bonneval entschlossen ist, im Haag zu bleiben. Dieser Schritt hat seine Sache hier sehr verschlimmert, uns die Hände gebunden und den Mund verstopft. Unglücklicherweise ist beydes nicht sein Fall. Er hat geschrieben wie ein Rasender, und damit seine Briefe ja in die rechten Hände kämen, hat er sie gerade an ihre Adresse geschickt, aus Furcht, wir mögten sie unterdrücken. Freylich hatte der Herzog von Aremberg das, aus kluger Freundschaft, schon öfter gethan, nur abgeliefert, was nützen konnte, und auf diese Weise alles so gut eingeleitet, daß, trotz der furchtbaren Protektion, deren sein Gegner genießt, Bonneval nur auf dem Spielberge anlangen durfte, wo man ihn nicht länger als 24 Stunden würde gelassen haben, um doch dem Prinzen Eugen zum Scheine Genugthuung zu geben. Alles das hatte der Herzog von Aremberg ihm unter der Hand gemeldet, urtheilen Sie daher von unserm Erstaunen, als wir seinen Entschluß erfuhren, und von unserer Verlegenheit, als wir die Briefe sahen, die er recta dem Prinzen Eugen und dem Hrn. v. Zinzendorf

geschrieben, in welchen er sich geradezu auf uns beruft.

Wir haben ihm einen zweyten Courier, einen vertrauten, verständigen Mann geschickt, können aber vor Sonnabend nicht erfahren, was er ausgerichtet. Die Frau Gräfin Bonneval hat mir geschrieben. Ich habe ihr geantwortet, daß ihrem Gemahl kein anderer Weg übrig bleibt, als zu gehorsamen, wenn er in kaiserlichen Diensten bleiben will. Gehorcht er nicht, so wird er cassirt. Kommt er, so hat er es mit dem Prinzen zu thun, den er vom Haag aus persönlich angegriffen hat, und Sie begreifen leicht, daß ein Fürst, der ganz allein einen von aller Welt verabscheuten Mann (den Marquis de Prié) zu schützen im Stande war, sich selbst noch besser gegen den allein stehenden Bonneval zu erhalten wissen wird. Also von allen Seiten Bedrängnisse. Das kleinste Uebel ist aber immer noch, zu gehorchen.

Seine Geschichte mit Prie war eine Kleinigkeit, denn der hatte so viele dumme Streiche gemacht, daß die ganze Welt Steine gegen ihn aufhub. Aber nun hat der Graf gewissermassen des-

sen Angelegenheiten eine günstigere Wendung gegeben und nur seine eigenen verdorben. Er kannte weder den französischen, noch den Wiener Hof, aber am letztern hat er sehr viele Freunde, welche seufzen, daß er selbst ihnen die Zunge gefesselt, und von Herzen wünschen, daß er sie wieder entfessele. Wollte Gott, er hätte sich keine andere Feinde gemacht als die Pries.

Von Rousseau finden sich weiter keine Briefe. Es folgt nur noch ein Einziger von dem Bassa Bonneval an seinen Bruder in Paris, der an ihn geschrieben hatte. Der Titel Bassa beweiset schon, daß Bonneval alle die wohlgemeinten Rathschläge seiner Freunde verwarf, sich nicht auf dem Spielberg stellte, sondern in die Türkey flüchtete, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Schon der Anfang des Briefes ist voll der muthwilligsten Scherze, welche zu übersetzen der Wohlstand nicht erlaubt. Dann fährt er etwas ernster fort: Du beklagst Dich, daß ich Dir nicht geschrieben seit ich in der Türkey bin? — Aber Du selbst und alle meine Verwandten, meine Frau ausgenommen, habt Ihr mir wohl ein Le-

benszeichen gegeben während ich in Deutschland im Gedränge war? hat Einer von Euch mir den kleinsten Dienst geleistet? oder sich auch nur dazu erboten? — und doch, worin bestand mein ganzes Verbrechen? — Darin, daß ich den Prinzen Eugen herausgefordert hatte, weil Er, mit dem ich zuvor achtzehn Jahr in vertrauter Freundschaft gelebt hatte, jetzt ein elendes Mährchen gegen mich in Schutz nahm, blos aus einem hartnäckigen Widerwillen gegen das französische Königshaus, den ich, in den Zeiten unserer Vertraulichkeit, ihm oft als seiner unwürdig vorgeworfen habe. Darum, und nicht um des Marquis von Prié willen, bin ich zur Gefangenschaft auf ein Jahr und zum Verlust meiner Bedienungen verurtheilt worden, mit der angehängten Weisung, stets in einer Entfernung von zwey Meilen vom Hofe zu bleiben; eine Vorsicht, die man gegen meine natürliche Lebhaftigkeit nahm. Vom Verlust meines Kopfes ist aber nicht die Rede gewesen, obgleich gewisse Verschönerer (Joliveurs) in meinen vorgeblichen Memoiren es behaupten. Ihr Alle, meine Herren, kabt mein Verfahren gegen den Prinzen Eugen

als höchst unbesonnen und verwegen betrachtet, obgleich in Deutschland es sehr gewöhnlich ist, daß die größten Fürsten sich selbst muthig erbieten, Männern vom hohen Adel, die sie beleidigt haben, Genugthuung zu geben. (Heutzutage ist das in Deutschland gar nicht mehr gewöhnlich.) Ihr Franzosen werdet doch die alberne Gewohnheit nie ablegen, die Gebräuche fremder Länder nach den Eurigen zu beurtheilen. So wisset denn, daß Frankreich das einzige Land auf der Welt ist, wo die kleinen vornehmen Herrn es wagen dürfen, ihre Feigheit mit dem Mantel ihrer Würde zu bedecken. Als der Herzog von Lothringen, Schwager des Kaisers Leopold und dessen Statthalter im ganzen Reiche, als dieser Prinz, der in jeder Rücksicht den Prinzen Eugen wohl aufwog, in Ungarn an der Spitze der Armee war, hat er sich recht brav gegen einen simpeln Cavallerielieutenant geschlagen, den er, bey einer Fouragirung, ohne ihn zu kennen beleidigt hatte, und solcher Beyspiele giebt es Tausende. (Das möchte doch wohl zu bezweifeln seyn.) Uebrigens hat der Prinz durch seine Klage beym Hofkriegsrath nichts wei-

ter über mich gewonnen, als was man auch dem geringsten Offizier aus der Armee würde zugestanden haben; denn es mußte nach den bestehenden Verordnungen geurtheilt werden — auf die man sich aber in Deutschland sehr selten beruft — und obgleich die Ausdrücke meiner Ausforderung etwas zweydeutig waren, so mußte man, nach den Gesetzen, sie doch für eine solche gelten lassen. Darum kann ich mich auch über nichts beklagen, und der Kaiser hat in der ganzen Sache mir weder Gnade noch Unrecht bewiesen. Allein warum behandelt man mich denn, als hätte ich eine Handlung meiner Herkunft unwürdig verübt? — Ich habe meinen Degen mit dem Degen eines der bravsten Fürsten auf der Welt messen wollen, weil er aus freyen Stücken, von einem alten, ungerechten Eigensinn getrieben, Verläumdungen gegen eine französische Prinzessin in Schutz nahm. Wenn die ganze Geschichte noch einmal von vorne anzufangen wäre, so würde ich sie grade wieder eben so anfangen, wenn auch alles dasselbe daraus erfolgen sollte; denn schon die Sache, die ich vertheidigte, stellte mich dem Prinzen wenigstens gleich.

und in Rücksicht der Verschiedenheit unserer Gesinnungen werde ich ihm nicht einmal die Ehre anthun, ihn mit mir zu vergleichen. Wenn es in unserm Vaterlande unter dem Adel niedrige Seelen giebt, die anders denken, so sind sie ihres Ranges unwürdig und können sich mit dem stolzen Deutschen nicht messen. Ich weiß auch ganz gewiß, daß viele Könige und Fürsten in Deutschland das Verfahren des Prinzen Eugen sehr gemißbilligt haben. Dieser Prinz hat wohl gezeigt, daß er nicht zu jener edeln Nation gehört. Er würde fürwahr seine Lorbeern nicht befleckt haben, wenn er sich mit einem General des Kaisers von berühmter Herkunft, und der sich einigen Ruf bey der Armee erworben, geschlagen hätte. Kurz, ich sage wie Phaeton in der Oper: „es ist schön, daß ein „Sterblicher bis zu den Wolken sich erhebe, es ist „selbst dann noch schön, wenn er fällt.“ Alle diese Verfolgungen haben mir weder meinen guten Appetit, noch meine gute Laune geraubt. Glücklich diejenigen, die ihre Philosophie im Blute haben! So bin ich denn nun von Grufe zu Stufe in der Türkey gestiegen, trage einen Turban vier Pfund

schwer auf dem Kopfe, einen langen Bart und Kafftan. Ich möchte mich todt lachen, wenn ich an die Ursache dieser Maskerade denke, die mich von Rechtswegen nie so weit hätte führen sollen. Indessen bin ich meiner ganzen Familie eine Rechtfertigung deshalb schuldig, und ich richte sie an Dich, mein Bruder, als den ältesten der Familie, doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Als ich von Venedig nach Bosnien kam, eine Grenzprovinz des Sultans, so wurde ich dort arretirt auf Verlangen eines kaiserlichen Offiziers, der eben dort war. Die Deutschen wandten grosse Summen auf, damit man, als einen Deutschen, mich ausliefern sollte. Nachdem ich 15 Monate gefangen gesessen — (urtheile, was ich während dieser Zeit gelitten!) — kam endlich der Befehl, mich meinen grausamsten Feinden zu übergeben, und in dieser Noth vertauschte ich den Hut gegen den Turban, der allein mich retten konnte. Wenn der französische Gesandte bey der Pforte mich als Franzosen reclamirt hätte, man würde mich augenblicklich ihm überliefert haben; allein das hat er nie thun wollen, und ich habe mir sein Betra-

gen nur daraus erklären können, daß er von einem Juden abstammt, und folglich hoch erfreut war, einen Christen verkaufen zu können, da er nun einmal zu spät auf die Welt gekommen, um den Messias kreuzigen zu helfen. Ihm verdanke ich also den Turban, aber Du sollst wissen, daß man mich keiner der Ceremonien dabey unterworfen hat, von welchen der Verfasser meiner angeblichen Memoiren, um seine Leser zu belustigen, zu reden beliebt. Du wirst auch eben sowohl als ganz Europa leicht den Schluß machen, daß ein Mensch von meinem entschiedenen Charakter nicht 15 Monate lang sich besonnen haben würde, ein Türke zu werden, wenn ich mit dieser Absicht in die Staaten des Sultans gekommen wäre. Noch weniger würde ich den Augenblick abgewartet haben, in dem man mich den Oestreichern ausliefern wollte. Es gab kein anderes Mittel, mich aus ihren Klauen zu retten. Ich hätte mich lieber zum Teufel gemacht, als mich ihrer Willkühr Preiß gegeben.

Die Ursachen meiner Reise nach der Levante waren sehr vernünftig und ich kann mit mehr

Wahrheit als mancher Andere ausrufen: Der Mensch denkts, Gott lenkts. Mehr kann ich darüber nicht sagen, weil ich gewisse Personen von hohem Range nicht compromittiren darf. Du sollst blos wissen, daß ich, unsern seufzenden Heuchlern zum Trotz, lieber hier bin und bleibe was ich bin, als daß ich in Deutschland als ein guter Christ mich lebendig sollte schinden lassen. —

Nach dieser ernsthaften Rechtfertigung wird Bonneval wieder muthwillig, und erklärt in einem Liedchen: er sey noch gar nicht so hinfällig als Narren behauptet hätten; sein Wein und seine Schöne würden die Stützen seines Alters bis zum Tode seyn. Er habe, wie Alexander, sich alle die Orte unterworfen, wohin er gekommen. Er sey, wie Alcibiades, ungerechterweise aus seinem Vaterlande vertrieben worden, und werde nun, gleich Jenem, überall geliebkost. Seine Gesinnungen habe er von den alten Philosophen entlehnt, die Nachbarschaft ihrer Gräber bringe ihm ihre Maximen wieder ins Gedächtniß, und Plutarch, sein altes Breviarium, verlasse auch jetzt ihn nie. Man sey nur dann meyneidig, wenn man die Gesetze

der Natur nicht befolge. Nach dem Beyspiel des Anacreon, und eben so alt wie dieser, leere er am Bosphorus oft sein Gläschen Wein und werde von Ceres, Bacchus und den Liebesgöttern nie verlassen. Er zweifle nicht, daß diese Moral für einen Mann seines Alters ein wenig leichtfertig scheinen werde, zumal wenn man nicht die Kraft habe, die gebrechliche Maschine zum Grabe sich neigen zu sehen, und dabey mit der Seele hoch über dem Abgrunde zu schweben, vollkommen ruhig das unvermeidliche Schicksal betrachtend, dem Jeder vom Weibe Gebohrne unterworfen ist. Sein Glaube sey: Gott habe nichts verordnet, was nicht gut und nützlich, folglich sey der Tod nicht nur ein eingebildetes Uebel, sondern gewiß ein Gut, weil ihn der Schöpfer in der allgemeinen Ordnung der Dinge mit aufgenommen habe. Uebrigens — fährt er fort — befinde ich mich vollkommen wohl, habe weder Podragra noch Husten noch Stein, reite als wäre ich 20 Jahr alt, und gehe auch noch brav zu Fusse. Nur der Satan, der den heiligen Paul so quälte, daß er ihm sogar Ohrfeigen gab, hat mich verlassen, welches mir

sehr leid thut. Dann und wann freylich, des Morgens, besucht er mich wohl noch einmal, aber — passons là-dessus. Meine alte Neigung zum Kriege erwacht wohl noch bisweilen, denn ich bin noch rüstig genug, um mehrere Campagnen zu machen, allein der letzte Herr, dem ich gedient, hat mir fast alle Höfe auf der Welt verleidet; ich müßte mir einen Souverain wählen dürfen, und vielleicht würde der, den ich wählen mögte, mich nicht wollen.

Hier thue ich was ich will, lebe wie mir beliebt, nichts mangelt mir, ich habe sogar genug, um den Hang zur Verschwendung zu befriedigen, den man mir so oft vorgeworfen hat. Gestehen muß ich freylich, daß mein Leben ein wenig allzueinförmig ist, und daß ich, ohne meine Bücher, wenig Zeitvertreib nach meinem Geschmack finden würde. Indessen bin ich doch gar nicht unzufrieden mit meinem Schicksale. Die größten und edelsten Männer in Deutschland beweisen mir noch immer viele Theilnahme; selbst die Oestreicher haben, bey den Ministern des Sultans, mir Lobsprüche ertheilt, die gewiß nicht erbettelt waren, ja sogar

Cardinäle und Bischöffe, die vormals meine Freunde waren, sind es geblieben. Gekrönte Häupter erzeigen mir gleiche Ehre. Nur mit dem kleinen französischen Ambassadeur kann ich mich nicht vertragen, wir denken zu ungleich. Dennoch habe ich bey jeder Gelegenheit das französische Interesse wahrgenommen; die schwedischen und türkischen Minister können mir bezeugen, daß ich es bin, der die Annahme der Mediation unsers grossen Monarchen bewürkt hat u. s. w. Leb wohl! mein Bruder! und vergiß nie, daß es in dieser Unterwelt blos Thorheiten giebt, die in lustige, ernsthafte, politische, theologische, gelehrte, traurige ꝛc. ꝛc. eingetheilt werden, aber daß nur die lustigen den Leib immer offen erhalten und ein langes, fröliches Leben gewähren.

(Das Einzige Empörende in diesem ganzen Briefe ist; daß Bonneval seiner braven Gattin mit keiner Sylbe gedenkt.)

Die Ehetrennungen

der

vormaligen Monarchen von Frankreich.

Ein historischer Versuch.

Es ist dem Verfasser nicht unbekannt, daß schon vor einigen Jahren ein ähnlicher Versuch eines Ungenannten im Druck erschienen ist, allein er schmeichelt sich, mehr aus den ächten Quellen geschöpft zu haben, und vielleicht auch ein lebhafteres Gemählde zu liefern. Dem Leser, dem die häuslichen Begebenheiten der alten französischen Könige nicht ganz gegenwärtig sind, wird diese Skizze hoffentlich Vergnügen gewähren.

Der erste französische Monarch, der seine Gemahlin von sich entfernte, war Clotar I. Sie hieß Ineguude und wird als ein sehr sanftes, in ihr Schicksal sich ergebendes Frauenzimmer geschildert. Sie wurde mehrere Jahre lang, dem Anscheine nach, von ihrem Gemahl zärtlich geliebt und auf diese Liebe vertrauend, sprach sie eines Tages zu ihm: (Greg. v. Tours lib. 4. n. 3.) „Der König, mein Herr, hat mit seiner Magd „gethan nach seinem Gefallen, und hat sie in sein „Bett aufgenommen. Jetzt bitte ich meinen Herrn „und König, wohl zu vernehmen, was seine unter„thänige Magd ihm vorzutragen hat. Wenn er „mir die höchste Gunst erweisen will, so beschwöre „ich ihn, meiner Schwester Aregunde, seiner „Magd, einen Mann zu verschaffen, dessen Rang „und Verdienst demjenigen Stande und Range „gleich komme, zu welchem er mich erhoben hat, „um durch solch' eine Verbindung mich wo möglich „noch näher an die Person meines Königs zu „fesseln."

Auf diese demüthige Bitte erhob sich Clotar sogleich nach dem Landhause, welches Aregunde

bewohnte, und machte sie ohne weitere Umstände zu seiner eignen Frau. Das war nun wohl gar nicht die Meynung der guten Inegunde, die nicht wenig erstaunen mogte, als Clotar zurückkehrte und sie folgendergestalt anredete: „Ich „habe dein Begehren erfüllt. Du wolltest einen „mächtigen und reichen Mann für deine Schwe„ster, ich habe sie selbst geheyrathet, welches dir „sonder Zweifel viel Vergnügen machen wird.“

Der gute Clotar kannte schwerlich die Weiber, auch leuchtet aus Inegundens Antwort eben kein grosses Vergnügen hervor. „Ich werde mich be„mühen“ sagte sie, „nichts zu thun, was meinem „Herrn mißfallen könnte. Die einzige Gnade, die „ich noch erflehe, ist, daß seine Magd nicht die „Ehre seiner Hochachtung verliere.“ — Sie fand sich also mit vieler Sanftmuth in ihr Schicksal, und lebte für ihre sechs Kinder.

Das zweyte, nicht minder auffallende Beyspiel hat derselbe Clotar geliefert. Waldrade war die Tochter eines Königs der Longobarden und Schwester einer Königin von Austrasien, mit deren Sohn sie sich vermählte. Die austrasische Li-

nie starb aus, und nun nahm der alte Clotar die Wittwe dessen zur sechsten Gemahlin, dessen Großoheim er war, blos um sich des Königreichs Austrasien zu bemächtigen und seinen Brüdern nichts davon zu geben. (Es geschah im Jahr 555.) Die Geistlichkeit fand aber diese Ehe unzulässig, und Clotar verstieß sie wieder, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte.

Das dritte Beyspiel wird von Cherebert erzählt, einem Sohne von Clotar I. und Jurgunden. (Gregorius von Tours, lib. 4. c. 6.) Er war vermählt mit Ingoberge, verliebte sich aber nebenher in ein paar hübsche Mädchen auf Einmal, zwey Schwestern von niedriger Herkunft, in Diensten der Königin. Ihr Vater war ein Wollenweber und diesen ehrlichen Handwerksmann ließ die eifersüchtige Königin zu sich kommen, und gab ihm Arbeit, die er in ihren Zimmern anfangen mußte. Dann hohlte sie ihren Gemahl und versprach, ihm ein ganz neues Schauspiel zu zeigen. Als der König die Thür öffnete und den Wollenweber erblickte, stutzte er und wollte umkehren.

„Ey, sagte Ingoberge, warum wollt Ihr nicht „sehen, wie geschickt Euer Schwiegervater die „Wolle mischt?“ — Der bittere Scherz bekam ihr sehr übel, denn Cherebert verstieß sie und heyrathete des Wollenwebers Tochter.

Das vierte Beyspiel meldet Gregorius vom König Guntram, dessen Gemahlin Veneranda hieß und nur die Tochter eines Leibeigenen des Königs war. Guntram wurde ihrer Reize überdrüssig und nahm noch eine zweyte Frau. Diese Untreue ertrug Veneranda nicht mit so vieler Sanftmuth als ehemals Ineguude. Noch erfreute sie sich des Vorzugs, einen Prinzen gebohren zu haben, als aber ihre Nebenbuhlerin den König gleichfalls mit einem Prinzen beschenkte, da entbrannte ihr Haß, und man giebt ihr Schuld, dieses Kind aus dem Wege geschafft zu haben. Auch ihr eigner Sohn starb bald darauf und Guntram, der sie als die Urheberin alles dieses Unheils hielt, verstieß sie. Seine zweyte Gemahlin war zwar von edler Geburt, allein er behandelte sie nicht zärter als die erste, denn er verliebte sich in eine ihrer Kammerfrauen, Austregilde oder

auch Bosile genannt, die er, als die Königin starb, gleichfalls heyrathete. Diese Bosile war ein Ungeheuer. Als sie sich dem Tode nahe fühlte, behauptete sie, die Aerzte hätten sie umgebracht, (Greg. v. Tours lib. 5. n. 36.) und bat deshalb den König, gleich nach ihrem Hinscheiden ihre Mörder zu vertilgen, „damit" wie sie sich ausdrückte, „die Seufzer derer, von denen sie geliebt werde, sich mit den Thränen derer mischen „mögten, welche jenen Aerzten zugethan wären." — Mit dieser gräßlichen Bitte auf den Lippen starb sie, und Guntram fand auch nichts billiger, als die armen Aerzte, Nicolaus und Donat, sogleich erdrosseln zu lassen; welches denn wohl ein wenig sündhaft seyn mogte, fügt der ehrliche Gregor hinzu. (Quod non sine peccata factum fuisse multorum censet prudentia.)

Das fünfte Beyspiel hat Childerich aufgestellt. Seine Gemahlin war eine sanfte, eben nicht mit grossem Geist begabte Frau, aber sehr schön, wiewohl ein Neuerer (Le Cendre) behauptet, sie sey nur eine schöne Bildsäule gewesen.

Indessen besaß sie doch das Verdienst einer grossen Fruchtbarkeit, hatte bereits drey Prinzen gebohren und war zum viertenmal schwanger, als Childerich einen Feldzug gegen die Sachsen antrat. Während seiner Abwesenheit wurde sie von einer Prinzessin entbunden. Eine ihrer Hofdamen, die nachmals so berühmte Fredegunde, ein schlaues Weib, das bereits mit dem Könige einen Liebeshandel angesponnen hatte, überredete die gutmüthige und arglose Königin, das Kind selbst zur Taufe zu halten, unter dem Vorwand, daß der König bey seiner Zurückkunft eine gewaltige Freude darüber haben würde. Die in ihrer Religion schlecht unterrichtete Mutter that was die Freundin ihr rieth. Aber nun trat Fredegunde dem Könige bewillkommend entgegen, wünschte ihm Glück zu der neugebohrnen Tochter, beseufzte jedoch, daß er in dieser Nacht ein grosses Verbrechen begehen, nemlich bey seiner Frau Gevatterin schlafen würde. Sobald Childerich vernahm, daß zwischen ihm und seiner Gemahlin eine geistliche Verwandtschaft eingetreten sey, erlaubte sein Gewissen ihm nicht, sie zu umarmen, sondern er er-

zeigte diese Ehre auf der Stelle Fredegunden und verstieß die Frau Gevatterin. Die Betrogene wurde in ein Kloster gesteckt, aber auch dahin verfolgte sie Fredegundens Haß, denn sie wurde auf deren Befehl im Jahr 580 ersäuft oder erdrosselt.

Derselbe Childerich oder Chilperich hat auch das sechste Beyspiel einer Ehetrennung geliefert, bey der es noch gewaltsamer hergieng. Fredegunde nemlich hoffte damals noch vergebens durch ihre Verbrechen den Thron zu erringen. Der König behielt sie zwar zur Maitresse, aber zur Gemahlin verlangte er durchaus eine Prinzessin, und warf sein Auge auf Galsonten, die älteste Tochter des Königs der Westgothen. Galsonte war nicht schön, aber geistreich und voll Grazie. (Le Gendre t. 1. p. 225.) Weder ihr noch ihrer Mutter, von der sie zärtlich geliebt wurde, war Childerichs Antrag willkommen, da er in einem sehr üblen Rufe stand; allein der Vater kehrte sich daran nicht, die Politik sieht mit andern Augen. Galsonte, mit grossen Reichthümern ausgestattet, wurde dem französischen Mo-

narchen zugeführt. Ihre Abreise war ein Tag der Trauer für das ganze Volk; sie wurde von den Thränen ihrer Mutter und von eigenen schwarzen Ahndungen begleitet. Die Pracht, mit welcher sie durch Narbonne und Poitiers gieng, war ausserordentlich; Fortunatus in seinen Gedichten sagt, daß die Räder ihres Wagens von Silber waren. In Rouen wurde die Vermählung vollzogen. Der geizige Chilperich, als er den Brautschatz sah, fand Galsonten sehr liebenswürdig, und in der That schien es eine Zeit lang, daß ihre Tugend, ihr Verstand, ihre Gefälligkeit den flatterhaften König endlich gefesselt hätten. Vielleicht glaubte Galsonte es selbst, doch nur zu bald erkannte sie ihren Irrthum. Die schlaue und blutdürstige Fredegunde behauptete nach wie vor ihren gefährlichen Einfluß auf des schwachen Childerichs Herz. Galsonte, vom ganzen Hof angebetet, und im Bewußtseyn ihrer hohen Geburt und ihrer Tugenden, erlaubte sich Klagen, Vorwürfe und verlangte endlich geradezu, daß man entweder Fredegunden entfernen oder sie nach Spanien zurück senden solle. Childerich, der weder mit ihrem

Vater zerfallen, noch ihren Brautschatz wieder ausliefern wollte, schmeichelte ihr aufs Neue und besänftigte sie, ließ sie aber bald nachher in ihrem Bett erdrosseln. Dadurch wurde das Band der Ehe getrennt und Fredegunden Platz gemacht.

Das siebente Beyspiel. Ein ähnliches Schicksal wie Galsonte hatte Blichildis, die erste Gemahlin Theobert des Zweyten, Königs von Austrasien. Seine Mutter, die berühmte Brunhildis oder Brunehaud, kaufte sie zu Metz als eine sehr schöne und geistreiche Sklavin. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn sich mit einer Prinzessin verbinden sollte, aus Furcht, daß eine solche Schwiegertochter den Einfluß der Schwiegermutter verringern mögte; hingegen meynte sie, eine Sklavin, die sie selbst aus dem Staube auf den Thron erhübe, werde diese Wohlthat Zeitlebens dankbarlich erkennen. Allein sie irrte. Blichildis gewöhnte sich bald an ihren neuen Rang, die Vormundschaft der Schwiegermutter wurde ihr lästig; ohnehin hasten die Grossen die Königin Mutter wegen ihres Stolzes, Blichildis hingegen hatte durch ihre liebens-

würdige Herablassung alle Herzen gewonnen. Es entstanden zwey Partheyen am Hofe, die Damen wurden immer mehr und immer heftiger erbittert gegen einander, vergebens bemühte sich der König sie auszusöhnen. Brunhildis mußte endlich weichen. Sie gieng zu ihrem Enkel. Damals also, im Jahr 599, liebte Theodebert seine Gemahlin mehr als seine Mutter; zehn Jahre später aber (609) ermordete er sie, um eine Andere zu heyrathen. Zwar bürdet Mezeray diesen Mord der Schwiegermutter auf, allein Fredegarius, der weit älter ist als Mezeray, und gar keine Vorliebe für Brunhildis äussert, sagt ausdrücklich, der König habe seine Gemahlin getödtet, um sich ein junges Mädchen, Namens Teudechildis, zuzulegen, also nur um eine Lust zu büssen.

Das achte Beyspiel. Dietrich II., mit dem Beynahmen der Junge, König von Burgund und Austrasien, Enkel der berühmten Brunhildis, vermählte sich mit Ermengard, einer Tochter des Königs der Westgothen. Die Braut wurde zu Chalons für Saone mit grosser Pracht

empfangen. Vergebens hatte sich die herrschsüchtige Großmutter dieser Verbindung aus denselben Gründen widersetzt, aus welchen sie die der Blichildis befördert hatte. Allein da Dietrich ein sehr ausschweifender Fürst war, der der Reize der neuen Königin bald überdrüssig wurde, so gelang es der Brunehaud in sehr kurzer Zeit, ihren Enkel dahin zu bringen, daß er Ermengard nach Spanien zurückschickte, trotz der Eidesschwüre, welche seine Gesandten, unter denen sich ein Bischoff von Lyon befand, in seinem Nahmen hatten leisten müssen. Vergebens berief sie sich auf diese Schwüre, nicht einmal ihren Brautschatz gab Dietrich zurück. Er verwickelte sich dadurch in sehr schlimme Händel, da der beleidigte Schwiegervater ein Bündniß gegen ihn mit mehrern Fürsten schloß, und durch einen Einfall in seine Staaten sich rächte.

Neuntes Beyspiel. Dagobert I., der Gründer der Abtey St. Denis, vermählte sich mit Gomatrude, einer Schwester der vortrefflichen Königin Bertrude, der allgemein verehrten Gemahlin Clotars des Grossen, der auch

der Vermählung seiner Schwägerin im Jahr 625 beywohnte. (Fredegarius c. 53 u. 58.) Drey Jahre nachher wurde sie verstossen, unter dem Vorwand der Unfruchtbarkeit. Allein die französischen Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß jene Unfruchtbarkeit ein bloßer Vorwand war, denn Dagobert hatte sich in eine Hofdame seiner Gemahlin, Nantilde, verliebt, die er auch heyrathete, obgleich der heil. Amandus, Bischoff von Mastricht, aus allen Kräften sich der Scheidung von Gomatruden widersetzte. Dagobert, einer der ausschweifendsten Wollüstlinge, blieb aber auch Nantilden nicht getreu, denn Fredegarius nennt noch drey andere Beyschläferinnen, (deren wenigstens Eine, Ragnetrude, gleichfalls den Titel Königin führte) und fügt hinzu: seiner übrigen Liebschaften wären so viel gewesen, daß er seine Erzählung durch ihre Nahmen nicht anschwellen möge.

Obige neun Beyspiele sind aus der Geschichte der Könige der ersten Dynastie gezogen. Wir

wenden uns jetzt zu der zweyten Dynastie, zu der der Carolinger, und da stossen wir zuerst auf Carl den Grossen, der das zehnte Beyspiel geliefert hat, und der unter die bewundertesten und geliebtesten französischen Monarchen gehört. Die Bewunderung will ich ihm nicht absprechen, daß er aber geliebt wurde, daran zweifle ich aus guten Gründen, die ich bey einer andern Gelegenheit historisch und moralisch auseinander setzen werde. Hier sey blos die Rede von seiner Vermählung mit Ermengard (oder Bertha, wie Andere sie nennen), der Tochter des Longobardischen Königs Desiderius, die im Jahr 770 vor sich gieng, nachdem er seine erste Gemahlin verstossen hatte. Pabst Stephan II. widersetzte sich derselben aus allen Kräften, allein vergebens. Indessen wurde Carl seiner zweyten Gemahlin auch bald überdrüssig, und schickte sie wieder nach Hause. Man könnte nun freylich vermuthen, und mehrere französische Geschichtschreiber thun das auch, Carl habe es aus Politik gethan; Einige sagen auch, er habe dabey den Rath der Be-

schöffe befolgt; Andere, (besonders der Mönch von St. Gallen), behaupten, Bertha sey unfruchtbar gewesen. Allein Erstens konnte Carl, von ihrer Unfruchtbarkeit noch nicht überzeugt seyn, da er sie kaum ein Jahr besessen; Zweytens gilt das Zeugniß Einhards, seines gleichzeitigen Biographen, hier wohl mehr als jedes andere, und dieser sagt ausdrücklich (in Carol. M. p. 8.) die Ursache sey ungewiß. (incertum qua de causa post annum repudiavit.)

Auch kommt eine merkwürdige Stelle vor, beym Paschasius Radebertus im Leben Adelards, (siehe Mabillon Acta S. S. Ord. S. Ben. T. IV. P. I. p. 310) die sich mit den Worten schließt: — atque rex inlicito uteretur thoro propria sine aliquo crimine repulsa uxore. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, T. 1. p. 401, ist gleichfalls weit entfernt, die Trennung von Carls Ehe der Politik zuzuschreiben, sondern er sagt ganz trocken: Carl habe geglaubt, eben das thun zu dürfen, was mehrere von seinen Vorfahren gethan hätten.

Wenn man nun, auf diese unverwerflichen Autoritäten gestützt, noch den Umstand hinzurechnet, daß Carl dadurch den Zorn seiner Mutter reizte, welche die Verbindung gestiftet hatte, und daß viele vornehme Franken — besonders diejenigen, die sich, nach der damaligen Gewohnheit, eidlich verbürgt hatten, daß Ermengard nie verstossen werden sollte — höchst unzufrieden mit diesem Treubruch waren, und daß endlich Carls dritte Gemahlin, Hildegard, aus einer eben nicht bedeutenden deutschen Familie abstammte; so darf man wohl mit Recht behaupten, daß die Trennung von Carls Ehe blos ein Werk seiner königlichen Laune war.

Eilftes Beyspiel. Carl der Dicke vermählte sich mit Richarde, der Tochter eines schottischen Königs, im Jahr 877. Er war bekanntlich ein sehr schwacher Fürst, welches er, unter andern, auch dadurch bewies, daß er, nach einer zehnjährigen Ehe, Richarden des Ehebruchs und eines unerlaubten Umgangs mit einem Bischoff beschuldigte. Dieser Bischoff, er hieß Luitgard, war lange sein vertrautester Minister ge-

wesen, jetzt verbannte er ihn vom Hofe, und berief eine Versammlung (siehe Reginon bey dem Jahre 887, p. 482 der Ausgabe von 1609 hinter dem Abbas Urspergensis) in welcher er, in Gegenwart der Kaiserin, seine eigene Schande proclamirte, doch zugleich versicherte, daß er die Ehe mit Richarden nie würklich vollzogen habe. So unglaublich dieß, nach zehn verflossenen Jahren, scheinen mogte, so bekräftigte es doch Richarde selbst, betheuerte aber zugleich, daß sie auch nie einen andern Mann erkannt habe, erbot sich, jeder Untersuchung sich zu unterwerfen, auch die Feuerprobe zu bestehen, oder einen Kämpfer für sich zu stellen. Es scheint nicht, daß man auf dieses Anerbieten Rücksicht genommen. Die Ehe wurde getrennt, und Richarde gieng in ein Kloster, welches sie selbst bey Strasburg erbauet hatte.

Das zwölfte Beyspiel. Ludwig der Stammler vermählte sich aus Liebe, und zwar anfangs insgeheim ohne Wissen seines Vaters, Carls des Kahlen, mit der schönen Ansgarde. Sie lebten sehr glücklich mit einander, bis Carl

der Kahle, man weiß nicht warum, die Trennung dieser Ehe gebot. Ludwig mußte gehorchen. Nach seines Vaters Tode wollte Ansgarde ihre Rechte aufs neue gültig machen, der Erzbischoff Hincmar von Rheims untersuchte die Sache und entschied, daß Ludwig sie wieder zur Gemahlin nehmen sollte, obgleich er sich indessen schon mit einer andern, Adelheid, verbunden hatte. Ludwigs alte Liebe erwachte, und er war bereit, die Ehe mit Ansgarden zu erneuern, Adelheid zu verstossen, allein der berüchtigte Erzbischoff von Paris, Gozelin, duldete es nicht, und der wankelmüthige Ludwig wurde auch bald wieder andern Sinnes. — Soviel von der zweyten Dynastie.

Das dreyzehnte Beyspiel, das erste aus der dritten Dynastie. Robert der Fromme, Sohn des Hugo Capet, verband sich durch die zärtlichste, dem Throne gewöhnlich so fremde Liebe, mit Bertha, der Wittwe eines Grafen von Blois. Sie war mit Robert weitläuftig verwandt, und unglücklicherweise war er noch überdieß in eine geistliche Verwandtschaft mit ihr ge-

rathen dadurch, daß er Eines ihrer Kinder aus der ersten Ehe zur Taufe gehalten hatte. Gründe genug, um in der damaligen Zeit diese Ehe für gottlos zu halten. Robert selbst wurde unruhig darüber und befragte die Geistlichen, was zu thun sey? sie riethen ihm, einen Synod zusammen zu berufen, in welchem die französische Geistlichkeit kraft ihrer zu allen Zeiten ausgeübten Macht, ihn dispensiren könne, ohne den Pabst darum zu fragen. Das geschah auch würklich, und die Ehe wurde vollzogen. Aber die päbstliche Gewalt hatte damals schon grosse Fortschritte gemacht und Gregor V. wollte die schöne Gelegenheit nicht verlieren, sie noch weiter auszubreiten. Hätte Robert sich gleich an ihn gewandt, er würde sicher die erwünschte Dispensation erhalten haben, nun aber zeigte sich Gregor gleich erbittert sowohl gegen den Fürsten, als gegen die Geistlichkeit, die, ohne seine Zustimmung, einen solchen Schritt gewagt hatte. Er versammelte ein Concilium zu Rom, in Gegenwart des Kaisers Otto, excommunicirte die Bischöffe, welche die Verbindung gut geheissen, und excommunicirte auch das liebende

Fürstenpaar, wenn es nicht auf der Stelle sich wieder trennen würde. Robert und Bertha kehrten sich anfangs wenig an ein Urtheil, welches dem Wohl des Staates, der Majestät des Thrones und den Grundsätzen der Gallicanischen Kirche so gänzlich zuwider war. Sie lebten und liebten sich nach wie vor. Allein der Pabst, um seinem Bannstrahl Würkung zu verschaffen, wagte zum erstenmal einen unerhörten Schritt, und legte das ganze Reich in den Bann. Alsobald sah man den Gottesdienst gehemmt, keinem Lebenden wurde das Sacrament gereicht, kein Todter wurde begraben. Das erschrockne Volk zitterte und murrte. Der König wurde sogar von allen seinen Bedienten verlassen; kaum blieben zwey oder drey bey ihm, aber auch diese wurden so überzeugt von der Gottlosigkeit seiner Ehe, daß sie alles, was er berührt hatte, als unrein betrachteten, die Schüsseln, von welchen er gespeist, auf die Straße warfen, und, was er von Speisen übrig ließ, den Hunden gaben.

Welche rührende Zärtlichkeit mußte nicht Robert für Bertha empfinden, da er die Kraft aus

ihr schöpfen konnte, nicht allein alle diese Unwürdigkeiten zu ertragen, sondern auch wohl gar einen noch wankenden Thron auf das Spiel zu sezzen! — Eine zu frühe Niederkunft überraschte die Königin; alsobald verbreitete sich das Gerücht, die Strafe Gottes habe sich an ihr offenbart, sie sey von einer Mißgeburt mit einem Gänsekopf und Gänsehals entbunden worden. (Damianus lib. VII. epist. 19.)

Robert mußte endlich nachgeben. Das Volk glaubte, das Strafgericht Gottes, das durch den Gänsekopf über ihn verhängt worden, habe seine Halsstarrigkeit überwunden; allein der berühmteste französische Geschichtschreiber, Mezeray, sagt, er sey durch die Lage der Angelegenheiten dazu gezwungen worden.

Die unglückliche Bertha behielt nicht allein den Titel einer Königin, sondern sogar die Hoffnung, nicht auf immer von ihrem Robert getrennt zu seyn, denn sie kannte sein Herz, wußte daß er sie noch liebte, und daß er der redlichste Mann in seinem ganzen Reiche war. Selbst die Vermählung mit Constantia von Arles schlug ihren

Muth nicht ganz nieder, und als sie erfuhr, daß er, mit Zurücklassung seiner zweyten Gemahlin, eine Reise nach Rom gemacht habe, folgte sie ihm dahin, hoffend, ihn noch treu und den jetzigen Pabst geneigter zu finden, ihre Ehe als gültig anzuerkennen, da sich indessen mehrere ihrer Anhänger für sie verwendet hatten. Allein das durch Gregor V. erregte Aufsehen war zu groß, die Schritte konnten nicht mehr zurück gethan werden, und Bertha starb als ein Opfer der päbstlichen Herrschsucht.

Das vierzehnte Beyspiel. Eine andere Bertha — der Nahme schien von einer ungünstigen Vorbedeutung für das Glück der Ehe — eine Gräfin von Holland, vermählte sich mit Philipp dem Ersten im Jahr 1071. Auch hier stand eine weitläuftige Verwandtschaft im Wege, deren aber in den ersten zwanzig Jahren dieser Ehe gar keine Erwähnung geschah, nicht einmal dann, als Unfruchtbarkeit den König zu einer Trennung zu berechtigen schien. Er ließ in allen seinen Staaten öffentliche Gebete anordnen, um den Ehesegen vom Himmel zu erflehen, und

— Bertha gebahr einen Prinzen im zehnten Jahre ihrer Verbindung. Philipp war entzückt. Er machte in offenen Briefen dieses frohe Ereigniß allen seinen Unterthanen bekannt; überall wurde die Geburt des Thronfolgers durch glänzende Feste gefeyert. Die Geburt einer Tochter und eines zweyten Sohnes schien das Band immer fester zu knüpfen, um so mehr, da Bertha's nachsichtsvolle Sanftmuth dem wollüstigen Monarchen gern verzieh, wenn er an einem, durch Sittsamkeit eben nicht berühmten Hofe, seinen Begierden den Zügel schiessen ließ. Aber — sagt der verständige Mezeray — „die Vergnügungen trüben „sich selbst, werden oft zu Geschäfften und veran„lassen deren sehr gefährliche.“ Bertha's Besitz hatte keinen Reiz mehr für Philipp, und nun erst erwachte sein Gewissen, ihm die Verwandtschaft vorrückend. Nachdem er drey Kinder mit ihr erzeugt hatte, fand er auf Einmal, daß er Blutschande triebe. Die unglückliche Königin wurde vorläufig nach Montreuil-sur-Mer verbannt, die Scheidung aber erst im Jahr 1090 förmlich proclamirt, und zwar auf Bitten der schönen

Bertrade von Montfort, in die der König verliebt war. Bertha starb drey Jahre nachher in Kummer und Armuth.

Das funfzehnte Beyspiel. Bertraden von Montfort, welche von einigen erbitterten Geistlichen die französische Jesabel genannt worden, schildert der Abbé Suger, Geschichtschreiber und Minister Ludwig des Dicken, mit angenehmern Zügen. Ihm zufolge war Bertrade eben so schön als geistreich und muthvoll. Sie wußte ohne Zwang die Herzen zu beherrschen. Man befahl andern weniger gern als man ihr gehorchte. Ihren Willen, selbst ihre Launen befolgend, glaubte man doch nur den eigenen Willen zu vollbringen. (Suger im Leben Ludwig des Dicken c. 17.

Sie war noch sehr jung, als man sie zur Gemahlin des widerlichsten Mannes bestimmte, eines Grafen von Anjou mit dem Beynamen der Zänker. Ausser der Eigenschaft, welche ihm diesen Beynamen erworben hatte, war er auch sehr häßlich, in Ausschweifungen grau geworden, mit dem Zipperlein behaftet, und nur Geburt und Reich-

thum bedeckten, wie gewöhnlich, alle seine leiblichen und geistigen Gebrechen. Auch hatte er schon drey Frauen gehabt, deren zwey Verstossene sogar noch lebten. Dennoch wurde Bertrade, eine arme Waise, von ihrem Oheim diesem Unhold ausgeliefert. Was war natürlicher, als daß sie ihn von ganzem Herzen haßte und auf Mittel dachte, ihre Freyheit wieder zu gewinnen, oder sie wenigstens um einen höhern Preiß zu verkaufen?

Sie wußte, daß der König von seiner Gemahlin getrennt lebte, sie wußte, wie empfänglich der König für weibliche Reize war, und vor allen Dingen war sie ihrer Schönheit sich bewußt. Warum sollte es ihr nicht gelingen, den französischen Thron zu besteigen? Das Verlangen nach diesem und der Wunsch, sich von ihrem alten Zänker zu befreyen, wurden so heftig, daß sie sogar die weibliche Sittsamkeit überwanden. Bertrade schickte insgeheim eine Botschaft an den König, ihn zu complimentiren und ihm ihre Hochachtung anzubieten. Der Funke fiel augenblicklich in Philipps Brust und sein Herz lo-

derte. Seine Antwort war die eines feurigen Liebhabers. Man bestimmte eine Zusammenkunft zu Tours am Pfingstabend im Jahr 1092. Die Einverstandenen sahen sich, der Etikette gemäß, einige Augenblicke öffentlich, dann nahm Bertrade den Zeitpunkt wahr, wo ein neuer Taufstein in der Kirche des heil. Johannes geweiht wurde und die ganze Stadt dahin sich drängte, um die Ceremonie anzugaffen; sie entschlüpfte während derselben, von ihrem Gemahl unvermißt, und kam, unter Bedeckung einer königlichen Reiterschaar glücklich nach Orleans. Jetzt boten die Liebenden Alles auf, um von beyden Theilen förmlich geschieden zu werden. Philipp bewies seine Verwandtschaft mit Bertha und Bertrade erklärte, sie sey zu der Verbindung mit dem podagrischen Zänker gezwungen worden, auch wären noch zwey Frauen desselben am Leben, von welchen er sich eigenmächtig geschieden. Der Pabst war dießmal nachgiebig; die Liebenden sahen sich frey und wähnten um so mehr, daß ihre Vermählung nichts mehr hindern könne, da Bertha um diese Zeit starb.

Der König lud die Grossen und die Prälaten seines Reichs zu der Hochzeitfeyer. Alle billigten, laut oder schweigend, was geschah. Die Verbindung wurde zu Paris durch den Bischoff von Senlis eingesegnet. Nur Yvo, der Bischoff von Chartres, ein schlauer Handlanger der römischen Politik, war nicht erschienen, und hatte, auf des Königs schriftliche Einladung geantwortet: „sein „Gewissen verstatte ihm solches nicht, weil zuvor „ein Concilium über die Rechtmässigkeit der Trennung von Bertha und des neuen Bündnisses entscheiden müsse, und lieber wolle er mit einem „Mühlstein am Halse in das Meer versenket werden, als sein zartes Gewissen beflecken.“ (Yvonis Epistolae. XV.) Am Schluß seines Briefes erinnerte er den König an Adam, Simson und Salomon, deren Nahmen hier nicht in dem mindesten Zusammenhange mit der verhandelten Sache standen. Er schrieb auch an die Bischöffe (ep. XIV. u. XXV.) „sie sollten keine stumme Hunde seyn, „die nicht bellen könnten, sondern, als wachsame „Vorposten, beym Anblick des Feindes in die Trompete stossen.“ — In andern Briefen nannte er

den König einen Herodes, einen Balac, einen Nero und Bertraden eine Jesabel, eine Herodias.

Vergebens versuchte Philipp alle glimpfliche Mittel, um den blinden Eiferer zu besänftigen, vergebens berief er sich auf die Legaten des Pabstes, welche seine Trennung von Bertha im Nahmen ihres Herrn proclamirt hatten. Yvo's Ränke bewürkten die Ernennung eines neuen Legaten, welcher im Jahr 1094 ein Concilium versammelte und den König, wegen seiner Vermählung mit Bertraden, in den Bann that. Philipp kehrte sich nicht daran, allein er hatte, ausser Yvo, noch zwey erbitterte Feinde zu bekämpfen, den Pabst Urban den Zweyten, und den Grafen von Anjou, der mit Wuth die schöne Bertrade in des Königs Armen sah. Philipp erklärte, er wolle sich auf einem Concilium zu Clermont persönlich rechtfertigen. Es wurde gehalten, der ränkevolle Yvo war dessen Seele, und der Zänker trat als Kläger auf, seine Klage stützend auf die Verwandschaft zwischen ihm und dem Könige, welche dem letztern verbie-

te, des Grafen gewesene Gattin zu ehelichen.

Philipp und Bertrade wurden nochmals in den Bann gelegt, und zugleich alle diejenigen damit bedroht, welche ihn für ihren König und Souverain erkennen würden. Die schöne Bertrade nannte man die Verfluchte (maledicam Will. Malmesbury, de gest. reg. Anglor. L. IV. c. 2.) Sehr merkwürdig ist dabey, daß man nicht blos wagte, ein solches Urtheil fast unter den Augen des Königs zu fällen, sondern daß es von einem Pabste ausgesprochen wurde, der als Flüchtling eine Freystatt in Frankreich und Schutz gegen den Kaiser suchte. Indessen wurde wenigstens, was den Punkt des zu verweigernden Gehorsams betraf, diesem unsinnigen Spruche nicht gehorcht, nicht einmal von der Geistlichkeit, welche ihre alten Gerechtsame gekränkt sah, und sogar sich verlauten ließ, daß man den König absolviren müsse. Trotz der Drohungen des Pabstes, behandelten sie Philipp nach wie vor als den ältesten Sohn der Kirche und hätte er nur mehr Festigkeit des Charakters besessen, er würde als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen seyn. Die gallicanische Kirche stand auf dem Puncte, sich der Gewalt des römischen

Stuhles zu entreissen. Philipp drohte auch wohl damit, allein er hatte nicht den Muth, einen entscheidenden Schritt zu thun, sondern begab sich nach Nismes, und empfieng die Absolution des Pabstes unter der schimpflichen Bedingung, sich von der geliebten Bertrade zu trennen und nur in Gegenwart von Zeugen sie zu sehen oder mit ihr zu sprechen. Das geschah im Jahr 1096, und ein Jahr später war alles wieder auf dem alten Fusse, denn länger konnte Philipp die Trennung von Bertraden nicht ertragen. Das vorige Spiel begann nun aufs neue. Urban II. starb, und vergebens hoffte Philipp, daß sein Nachfolger, Pascal II., ihn schonender behandeln würde. Der Bannstrahl wurde abermals geschleudert. Philipp beschloß, selbst nach Rom zu gehen und Alles aufzubieten, um eine Dispensation zu bewürken. Yva kam ihm zuvor durch ein Schreiben an den Pabst, in welchem er diesen beschwor, dem Könige nichts zu gewähren, wenn er sich von Bertraden nicht trenne, und ihn zwischen die Schlüssel und Ketten des heiligen Peters tüchtig einzuklemmen. (Ut semper clavibus et catenis Petri fortiter tencatur.

Ep. CIV. ad Pascalem.) Des Königs Reise unterblieb und ein neuer Legat schrieb abermals ein Concilium aus, auf welchem Philipp und Bertrade in Person erschienen (1104). Hier willigten beyde aufs neue in die Trennung, und beschwuren auf das Evangelium, sich künftig nur in Gegenwart unverdächtiger Zeugen zu sehen, bis der Pabst ihnen die Dispensation zugestehen würde. Und nun nahm endlich Yvo selbst des so unwürdig geneckten Ehepaares sich an, veränderte plötzlich seinen Ton und schrieb an den Pabst (ep. CLIV.): „das „Sprüchwort sage: wer sich die Nase zu stark „schneutze, der locke Blut hervor; nach den Wor„ten des heil. Cyrillus sey eine modificirte Dis„pensation der Klugheit nicht zuwider; man müßte „Rücksicht nehmen auf die menschliche Schwachheit „u. s. w."

Vermuthlich war der schlaue Pfaff der Rolle selbst überdrüssig, die seit zehn Jahren ihm so mancherley Verdruß zugezogen, auch galt er bey Pascal nicht so viel, als er bey Urban gegolten hatte. Ob die Dispensation des Pabstes würklich erfolgte, ist ungewiß, gewiß hingegen, daß Ber-

trade nicht aufhörte, Philipps Gemahlin und Königin zu seyn, ob er ihr gleich zweymal feyerlich entsagt hatte. Nach seinem Tode wurde sie eine Nonne, und zwar in dem, von Robert d'Arbrissel gestifteten, strengen Orden.

Das sechzehnte Beyspiel. Luciane van Rochefort wurde schon in ihrem zehnten Jahre mit Ludwig dem Dicken vermählt, (1104), dem vermuthlichen Thronerben. Ihr Vater, Graf Guy von Rochefort, hatte jederzeit an Bertradens Schicksal die lebhafteste Theilnahme bewiesen, und dadurch sich auf den Gipfel einer Gunst geschwungen, die ihn nicht selten übermüthig machte. Luciane war erst 13 Jahr, als der junge König beschloß, sich von ihr zu trennen. Es fand sich leicht mehr als Ein Vorwand. Die Jugend der Braut hatte die Vollziehung der Ehe bis jetzt verhindert, und es wurde auch, wie gewöhnlich, eine weitläuftige Verwandtschaft ausgespürt. Im Grunde wollte Ludwig blos den Grafen von Rochefort demüthigen, weil er, bey der Belagerung von Montlhéry sehr eigenmächtig und ehrfurchtswidrig gehandelt hatte. Luciane verlohr

dadurch die Krone, vertauschte den Titel einer Königin von Frankreich mit dem einer Frau von Beaujeu, und war vielleicht glücklicher in den Armen ihres Guichards, Herrn von Beaujeu, als sie auf dem Throne gewesen seyn würde.

Siebenzehntes Beyspiel. Wir kommen jetzt zu der romantischen Geschichte der schönen Eleonore von Guyenne, der Gemahlin Ludwig des VII. Sie war kaum 16 Jahr alt, ein Liebling der Grazien und des Glücks. Zu der Geburt im Fürstenpurpur und ihrer reichen Aussteuer gesellten sich alle Reize des Körpers und des Geistes. Freylich war sie auch etwas zu lebhaft, gefallsüchtig, unbesonnen; doch daß sie, wie alle gute Weiber, nur der Liebe bedurfte, um vollkommen zu seyn, hat sie in der Folge als Gattin des Königs von England bewiesen.

Ludwig, in gleichem Alter mit seiner Braut, war ein schwacher Prinz. (Vir colombinae simplicitatis — — Simplicior quam decoret principem, sagt Duchesne, Tom. IV. pag. 410 u. 428.) nicht ohne Kühnheit im Unternehmen, oft aber ohne Klugheit, daher fast stets die Reue folgte.

In Fasten, Geisseln und Wallfahrten bestand seine unkönigliche Frömmigkeit. Nur seine Gestalt schien Eleonorens würdig, denn man schildert ihn als einen schönen, wohlgewachsenen Jüngling. Mit einem prächtigen Gefolge schickte ihn sein sterbender Vater, Ludwig der Dicke, nach Bourdeaux, wo die Vermählung (1137) unter dem lauten Jubel von ganz Frankreich vollzogen wurde. (Suger in vita Ludov. Crassi.)

Ludwig war entzückt von der Schönheit seiner Braut und auch Eleonore schien mit der Wahl ihres Vaters zufrieden; beyde nahmen den ersten jugendlichen Rausch für Liebe. Ihr Aufenthalt in Guyenne währte bis zu dem Tode Ludwig des Dicken, worauf die schöne junge Königin einen triumphirenden Einzug in Frankreich hielt. Während den ersten zehen Jahren dieser Ehe lebte das königliche Paar, wenigstens dem Anscheine nach, friedlich und freundlich miteinander; nur die vielen Andachtsübungen des Königs mogten der fröhlichen jungen Frau und der unbegrenzte Einfluß des Ministers Suger, der ehrgeizigen Königin zuwider seyn. Nun aber hatten die Saracenen Edessa

erobert, das heilige Land gieng verlohren, und Bernhard, der Abt von Clervaux, predigte mit so hinreissender Beredtsamkeit einen Kreuzzug, daß Ludwig Einer der Ersten war, der sich das Kreuz auf den königlichen Mantel heften ließ, theils um Ruhm auf Erden und das Paradieß im Himmel zu erlangen, theils um eine Schandthat abzubüssen, die sein Gewissen ihm vorrückte, da er bey der Einnahme von Vitry 1143 mit kalter Grausamkeit 1300 Menschen hatte verbrennen lassen. Eleonore folgte dem Beyspiel ihres Gemahls und nahm das Kreuz; aus Frömmigkeit wohl schwerlich. Vielleicht machte seine Eifersucht es ihr zur Pflicht; vielleicht wollte der Minister sie entfernen, um keiner lästigen Regentin untergeordnet zu seyn; vielleicht war es auch nur eine Laune der hübschen jungen Frau, der das Kreuzlein von rothem Tuch eben so schön stand als die Krone von Diamanten und die sich wohl von einer Reise nach Asien allerley Vergnügen versprach. Ihr Beyspiel würkte wie ein elektrischer Funke auf die Damen ihres Hofes, deren eine Menge das Kreuz nahmen, um ihre Gatten zu begleiten, Manche auch ihre Lieb-

haber. Diese Damen bedurften wiederum vieler Kammerfrauen und so entstand ein Heer von Frauenzimmern, welches die Zahl des männlichen Heeres zwar verdopphelte, aber dessen Stärke nicht vermehrte. Man nahm sogar Dichter mit, um die Siege, die man davon tragen würde, sogleich an Ort und Stelle zu besingen. An strenge Kriegszucht war in einer solchen Armee nicht zu denken. Man vergaß die Beschwerden der Reise bey fröhlichen Gelagen, die gar bald in unsittliche Schwelgereyen ausarteten.

Die Folge von alle dem war, daß das buntscheckige Heer in Syrien geschlagen wurde, und mit Mühe nach Antiochien entkam. Dort herrschte Raymund, Eleonorens Oheim, der den König und seine Nichte mit grosser Freude und grösser Pracht empfieng, weil er von den Saracenen hart bedrängt wurde und von den französischen Kreuzfahrern seine Rettung hoffte. Allein Ludwig erklärte sehr bestimmt, er könne sich durchaus nicht eher in einen Krieg einlassen, bis er, seinem Gelübde gemäß, in Jerusalem gewesen. Raymund wähnte, seine schöne Nichte werde ihren Gemahl eines Bes-

fern überreden, auch bot Eleonore Alles auf, um ihres Oheims Wünsche zu erreichen, doch vergebens. Natürlich mußte es die schöne, ehrgeizige Königin schmerzen, unter lauter Fremden und im Angesicht eines nahen, geschätzten Verwandten, einen Beweis ihres geringen Einflusses abgelegt zu haben, und der Erzbischoff von Tyrus giebt ihr Schuld, sie habe sich zu Antiochien durch eine zügellose Lebensart gerächt. Andere nennen einen getauften Türken als ihren begünstigten Liebhaber, noch andere setzen seufzend hinzu, der Türke sey nicht einmal getauft gewesen. Man hat sogar aus diesem Türken den berühmten Sultan Saladin gemacht, der doch damals erst zehn Jahr alt war und auch gar nicht in jenen Gegenden sich aufhielt. Dem sey wie ihm wolle, dem Könige blieb das Gerücht von ihren Galanterien weder verborgen noch gleichgültig. Er verlangte, daß sie Antiochien verlassen sollte, sie weigerte sich dessen. Da ließ er sie mit Gewalt entführen.

Welche Stimmung nach solchen Vorfällen zwischen dem königlichen Paare herrschen mußte, ist begreiflich. Nicht blos schweigende Kälte, sondern

auch öftere Ausbrüche der Eifersucht und des Widerwillens erbitterten die Gemüther immer heftiger. Die Verwirrung, die am Hofe herrschte, pflanzte sich auf das Heer fort, dessen Anführer mehr ihren persönlichen Vortheil, als den Ruhm im Auge hatten, und so mußten die wohlangelegtesten Entwürfe scheitern. Die Belagerung von Damascus, dessen Eroberung den Besitz von Syrien gesichert haben würde, hob man unverantwortlicher Weise auf; Ludwig rettete sich mit Mühe vor den Nachstellungen des griechischen Kaisers Manuel, schiffte sich wieder ein, gieng nach Sicilien, von da nach Rom und kehrte im Jahr 1150 in seine Staaten zurück.

Hier war sein erstes und größtes Geschäft eine Trennung von Eleonoren zu unterhandeln, die er wahrscheinlich schon zu Rom bey dem Pabst Eugen III. eingeleitet hatte. Vermuthlich bestärkte der allmächtige Abt und Vicekönig Suger den Monarchen in seinem Vorhaben, so schädlich auch eine solche Trennung dem Staate war; er konnte der Königin das Epigramm nicht vergessen, welches ihr einst entschlüpfte: „Sie habe geglaubt ei-

nen König und nicht einen Mönch zu heyrathen. Zwey Monate nach Sugers Tode, folglich sonder Zweifel noch als eine Folge seiner Rathschläge, wurde zu Baujency eine Versammlung gehalten, bey der jeder im Staate oder in der Kirche ausgezeichnete Mann in Person erschien. Der König selbst war gegenwärtig, die Königin aber nicht, entweder weil sie sich dessen geweigert hatte, oder weil man es für unanständig hielt. Zum Schein hatte man jedoch den Erzbischoff von Bourdeaux zu ihrem Vertheidiger ernannt.

Der Kanzler nahm das Wort. (Belleforêt Geschichte von Frankreich bey dem Jahre 1152.) Er sagte, es sey überflüssig, der Versammlung die Klagepunkte weitläuftig auseinander zu setzen. Keiner sey gegenwärtig, dem die Aufführung der Königin in Antiochien nicht zur Genüge bekannt sey. Zwar habe Ludwig keine entscheidenden Beweise darüber, auch wolle er nicht aus Rache die Ehre einer Fürstin vernichten, mit der er funfzehn Jahre lang sein Bett und seine Krone getheilt und die aus dem erlauchten Hause der Herzoge von Aquitanien abstamme, aber er sey auch in

einem verbotenen Grade mit ihr verwandt, wie Eleonore zu Antiochien selbst erklärt habe; bis jetzt sey sie blos Mutter von zwey Prinzessinnen, in welchen er sein eigenes Blut ehre, wenn sie ihm aber auch Prinzen gebähren sollte, so würden diese seine Nachfolger in den Augen der Kirche aus blutschänderischer Ehe erzeugt seyn. Um diesem Unheil vorzubeugen, begehre er die förmliche Scheidung.

Der Erzbischoff von Bourdeaux, ein gebohrner Unterthan Eleonorens, trat nun als ihr Vertheidiger auf, betheuerte ihre Unschuld, und erklärte, die Trennung könne nimmermehr statt finden, wenn der König blos unerwiesene Gerüchte zum Grunde seines Begehrens mache. Was hingegen die Verwandtschaft betreffe, so sey solche allerdings nicht zu leugnen, nur werde es dem Könige leicht werden, eine Dispensation zu erhalten, eine Maaßregel, zu welcher auch die Königin weit lieber die Hände bieten werde, als zu einer gänzlichen Trennung. Vielleicht sagte er das letztere nur des Wohlstandes halber, auch wurde keine Rücksicht darauf genommen, sondern die Scheidung würklich proclamirt, und beyden Theilen vorbe-

halten, sich wieder zu vermählen. Der Annalist von Aquitanien (T. III. bey dem Jahre 1152) und nach ihm viele Andere, haben behauptet, Eleonore sey vom Stuhl in Ohnmacht gefallen und mehrere Stunden sprachlos gewesen, als man ihr die Nachricht überbracht. Ist das würklich geschehen, so hat das schlaue Weib Comödie mit den Deputirten gespielt; denn theils sagen andere ausdrücklich, die Trennung sey mit beyderseitiger Einwilligung beschlossen worden, (per consensum partium. Gesta Ludovici Grassi c. 30.) theils ist wohl nicht zu zweifeln, daß Eleonore schon damals den Gedanken und die Hoffnung nährte, Heinrich von Anjou, nachmaligen König von England zu heyrathen. Sie willigte also mit guter Art in die Scheidung, unter der Bedingung, daß Aquitanien und Poitou ihr und ihren Erben verblieben. Der König ließ sich das gefallen, zum grossen Mißvergnügen von ganz Frankreich, und mit Recht werfen fast alle französische Geschichtschreiber ihm vor, er habe, wenn Eleonore schuldig war, sie in ein Kloster verbannen und Guyenne im Nahmen ihrer ál-

testen Tochter als väterlicher Vormund verwalten, oder, wenn sie unschuldig war, sie nicht verstossen und zwey für Frankreich so wichtige Provinzen aufopfern sollen. Selbst wenn sie schuldig war, meynen Einige, hätte er lieber sich verstellen und blos Maaßregeln zu Verhütung eines Rückfalls treffen, als ein solches, dem Staate so nachtheiliges Opfer bringen müssen. „Aber" sagt mit Recht ein Neuerer (Baudier in dem Leben Suger's p. 127) „die Fürsten und ihre Minister machen Fehler und die Völker müssen das daraus „entspringende Unglück tragen."

Achtzehntes Beyspiel. Philipp August war Wittwer und erst 26 Jahr alt, da er, im Jahr 1193, die dänische Prinzessin, Ingelberge oder Isemburge, eine Enkelin des heiligen Canut und Tochter Waldemar I. zur Gemahlin nahm. (Die Dänen nennen sie, Ingeborg.) Der König Canut IV., ihr Bruder, willigte nur auf vieles Zureden in diese Verbindung, denn Philipp August wollte mit seiner Hülfe den König Richard aus England vertreiben, Canut hingegen in keinen so fernen Krieg sich einlassen-

(Gebhardi Geschichte von Dännemark pag. 511.)
Doch wenn gleich nur die Politik um Ingelbergen geworben hatte, so schien es, als wäre diesesmal die Liebe unter ihrem Gefolge versteckt gewesen; denn als die verlobte Prinzessin zu Amiens landete, bezauberte sie durch ihre Schönheit den König auf der Stelle und wenige Tage nachher wurde die Vermählung mit grossem Pomp vollzogen. Mit feurigem Verlangen führte Philipp August die schöne Braut in die Hochzeitkammer, mit Abscheu gegen die Unglückliche trat er am Morgen wieder aus derselben. Die Gründe dieses Abscheues sind ein Geheimniß geblieben, der König hat sich nie darüber erklärt. Man vermuthet, daß die junge Königin ein verborgenes, Ekel erregendes Gebrechen an ihrem Körper trug. Gläubige Schriftsteller (unter Andern Antoninus P. II. tit. 17. c. 9.) meynten, daß instigante diabolo der König behext worden sey.

Die Zeitgenossen schildern Ingeborg als eines der vollkommensten weiblichen Wesen. Stephan von Tournay ermüdet nicht in ihrem Lobe; Geschichte und Fabel müssen ihm Züge zu seiner

Schilderung liefern. „Wir haben hier" so schreibt er an den Erzbischoff von Rheims, „einen kostba„ren Edelstein, den die Menschen mit Füssen tre„ten und die Engel verehren; er ist würdig ei„nes königlichen Schmuckes, würdig eines Palla„stes, würdig des Himmels. Ich rede von der „Königin, welche in der Abtey Cisoin fast wie im „Kerker lebt, alle Leiden der Verbannung und „des Mangels duldend. Wir dürfen sie nur be„klagen und ihr Schicksal Gott anheim stellen. „Nur ein Herz von Marmor und Erz könnte „nicht gerührt werden durch den Zustand einer „Fürstin, die so erhaben durch ihre Geburt, so „verehrungswürdig durch ihre Sitten und ihr Be„tragen ist, dabey von bewundernswürdiger Schön„heit, im Glauben untadelhaft, sehr jung aber „reifen Geistes. Mit einem Worte: eine Fürstin, „klüger als Sara, sittlicher als Rebecca, „liebenswürdiger als Rahel, frömmer als An„na, keuscher als Susanna, und, für diejeni„gen, welche der Schönheit kundig sind, so schön „als Helena und so edlen Anstandes als Poli„xena. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen sind

„Gebet, Lesen und Handarbeit; Spiele und Zeit-
„vertreib kennt sie nicht. Vom frühen Morgen
„bis um 9 Uhr betet sie, weniger für sich als für
„den König; sie thut es stehend oder knieend, nie
„erlaubt sie sich zu sitzen. Ach! wenn dieser
„Ahasverus die Verdienste seiner Esther
„recht kennte, er würde ihr bald seine Liebe, sein
„Vertrauen und den geraubten Thron wieder
„schenken; er würde in ihre Arme fliegen und
„mit Salomo zu ihr sprechen: kehre wieder,
„meine geliebte Sunamitin! — Diese Königin,
„diese Königstochter und Enkelin von heiligen
„Märtyrern, muß ihre Möbeln, ja sogar ihre
„Kleider verkaufen, um Brod zu haben, sie muß
„um Allmosen betteln. Ich habe sie oft weinen
„sehen und mit ihr geweint. Ich habe sie er-
„mahnt, sich dem Herrn in die Arme zu werfen.
„Sie thut es, aber seufzend: meine Freunde,
„meine Verwandte haben mich verlassen!"

Der schaale Vorwand, dessen Philipp sich be-
diente, um seine Ehe zu trennen, war die Ver-
wandtschaft, und diese wurde gar von dem
russischen Zaar Jaroslaw hergeleitet, dessen

Tochter Anna französische Königin gewesen. Eine Enkelin von dem Bruder dieser Anna sollte Ingeborgs Großmutter seyn. (Mezeray T. III. p. 157.) Schaamlos wurde eine solche Stammtafel aufgestellt und beschworen, worauf der König sogleich mit Agnes von Meranie sich verband. Ingeborgs Bruder klagte lange vergebens am päbstlichen Hofe, die Falschheit der beschwornen Stammtafel beweisend. Die schöne Unglückliche blieb ungebeugt. Alles duldete sie, aber ihre Rechte als Königin und Gattin behauptete sie standhaft. Die empörendsten Mißhandlungen, die erniedrigendste Armuth entrissen ihr keine Entsagung auf jene Rechte. Der Erzbischoff von Rheims nahm sich ihrer treulich an, wenigstens insgeheim. „Ihr allein" schrieb sie ihm, „habt „meine Schwachheit unterstützt, meine Thränen „getrocknet, meine Verbannung erleichtert, Ihr „allein habt in meinem schweren Kummer mich „getröstet. Verstattet nicht, o ich bitte Euch! „daß ich jemals einem andern Gemahl überliefert „werde; das wäre der gefürchtete Gipfel meines „Elends." (Stephan von Tournay CCLXIII.

Brief.) Am Schluß dieses rührenden Briefes erwähnt sie eines kleinen Geschenkes, welches sie dem Erzbischoff übersendet und „welches seiner „zwar nicht würdig sey, aber ihn an die traurige „Lage der Geberin erinnern solle.“ —

Endlich wurde auch der Pabst für das unschuldige Schlachtopfer gewonnen. Cölestin III. erklärte die Scheidung für null und nichtig. Sein Nachfolger, Innocenz III. folgte seinem Beyspiel, befahl dem Könige, Agnesen zu entfernen, und Ingeborg, seine rechtmässige Gemahlin, wieder aufzunehmen. Alle französische Prälaten stimmten ein. Der widerspenstige Philipp und sein ganzes Reich wurden in den Bann gelegt. Wüthend vertrieb er die Bischöffe von ihren Sitzen, die Geistlichen aus ihren Kirchen und confiscirte deren Güter. Zugleich drückte er alle Stände durch neue Auflagen, und machte die Juden zu Generalpächtern. Ganz Frankreich seufzte unter diesem Monarchen. Ingeborg mußte in das Bisthum Tournay flüchten. Aber auch dieser Freystatt der bittersten Armuth entriß er sie, und sperrte sie in

das Schloß von Etampes, wo sie alle Leiden einer strengen Haft ertrug und doch standhaft blieb.

Indessen wurde die Lage der Dinge mit jedem Tage ernsthafter. Seit sieben Monaten war aller Gottesdienst unterbrochen, die Todten blieben unbegraben. Die Geistlichkeit ergriff mit Wärme Ingeborgs Parthey; der Adel klagte über Verletzung seiner Vorrechte; das Volk, durch Eigennutz und Vorurtheil stets geleitet, schloß den höhern Ständen sich an; es bildeten sich schon gefährliche Partheyen, der Königsthron wankte. Da beugte endlich die Furcht den stolzen Philipp, er ließ sich herab zu bitten, und der Pabst hob das Interdict auf, jedoch nur unter der Bedingung, daß der König die verstoßene Gemahlin wieder aufnehmen, und binnen sechs Monden, sechs Wochen, sechs Tagen und sechs Stunden in Gegenwart der Königin und ihrer Verwandten, wegen der Trennung seiner Ehe vor dem päbstlichen Legaten sich stellen solle. Den Ort zu bestimmen, wo dieser große Prozeß geführt werden sollte, wurde Ingeborg überlassen, und sie wählte Soissons. Ihr Bruder sandte die geschicktesten Män-

ner seines Reichs, um seine Schwester zu vertheidigen. Im Jahr 1201 versammelte sich der hohe geistliche Gerichtshof. Einige Wochen verstrichen unter wechselseitigen Schikanen und Förmlichkeiten. Aber Philipp merkte bald, daß ein Urtheil gegen ihn würde gesprochen werden. Um dem zuvorzukommen, drang er eines Morgens plötzlich in Ingeborgs Wohnung, setzte sie hinter sich auf sein Roß, ritt mit ihr davon und ließ dem Legaten sagen: er möge sich weiter mit dem Urtheil nicht bemühen, weil er die Königin für seine Frau erkenne und sie wieder zu sich nehme. So erzählt es Mezeray (T. III. p. 177.) und so klingt es auch am wahrscheinlichsten. Doch einige andere Schriftsteller (Paul Emil L. VI. in Phil. Aug. J. Pineda P. III. von der geistlichen Monarchie und Johann de Serres T. I.) fügen so interessante romantische Umstände hinzu, daß ich sie den Leserinnen, die gewiß für Ingeborg laut sich erklärt haben, nicht vorenthalten mag.

Philipps Sachwalter sprachen mit einer Beredtsamkeit, die um so leichter den Sieg verhieß, als Niemand wagte für die Unglückliche aufzutre-

ten. Dreymal rief der Herold mit lauter Stimme: ist kein Vertheidiger der Königin vorhanden? — Tiefes Schweigen herrschte, nur durch einen Seufzer der Unvertheidigten unterbrochen. Schon wollten die Richter zu dem Stimmensammeln schreiten, als plötzlich ein Jüngling durch die Volksmenge sich drängte und um Gehör bat. Die Versammlung stutzte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, der Königin dankbare Blicke hiengen bethränt an ihm. Er wandte sich zuerst an den König, verbeugte sich anständig und bat um Erlaubniß, gegen ihn zu sprechen, indem der Monarch dieselbe Ehrfurcht, die man ihm beweise, den Gesetzen schuldig sey. Der überraschte Philipp konnte des Jünglings edlem Stolze und kluger Kühnheit seinen Beyfall nicht versagen, er erlaubte ihm, Alles vorzubringen, was er, zu Ingeborgs Vertheidigung, für dienlich halten mögte. Und nun sprach der Fremdling — er sprach nicht, es strömte von seinen Lippen; er rührte, erschütterte, überzeugte — die ganze Versammlung klatschte ihm Beyfall zu — der König selbst erröthete, erbleichte und sprach im Innern

sein eigenes Urtheil. Fast im Tumult erhoben sich die Richter, um es zu bestätigen, als Philipp klüglich ihrem Spruch zuvorkam und Ingeborg freywillig in ihre Rechte wieder einsetzte. (Dipl. Philippi in Gruberi Livonia p. 115.)

Allein wer war der großmüthige Fremdling? — Kaum hatte er die günstige Würkung seiner feurigen Beredtsamkeit gespürt, als er unter der Menge sich verlohr und verschwand. Vergebens suchte man ihn, Niemand hatte ihn gesehen, Niemand gekannt. Es war ein Engel vom Himmel! riefen die Gläubigen, ihn sandte Gott selbst zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld. Die Königin richtete ihr dankbares Gebet an den Schutzgeist, dessen Gestalt sie nie vergaß.

Aber war sie denn nun glücklich? wurden achtjährige, namenlose Leiden durch die Wiederkehr der Liebe ihres Gemahls vergolten? — O nein! Der Titel Königin wurde ihr zwar nicht mehr streitig gemacht, aber Philipps Neigung, oder auch nur Hochachtung, konnte sie nie gewinnen. Sie mußte nach wie vor das Schloß zu

Etampes bewohnen, wenn auch nicht mehr als eine Gefangene, doch als eine Verlassene. Im J. 1210 erbot Philipp sich sogar, die Tochter eines Landgrafen von Thüringen zu ehelichen, wenn sie nur nicht ganz häßlich wäre, und wenn ihr Vater den Pabst bewegen könne, den König von Ingeborg zu scheiden. Da dieser Plan mißlang, so nahm er 1213 die verhaßte Gemahlin wieder zu sich, ohne darum sein Betragen gegen sie zu ändern. Sie überlebte ihn, denn sie starb erst 1236 etwa 60 Jahre alt und hatte folglich die schönsten Jahre ihres Lebens, vom 17ten bis ins 25ste, im höchsten Elend verweint.

Neunzehntes Beyspiel. Margaretha von Burgund, die erste Gemahlin Ludwig des X., war noch sehr jung, als sie im Jahr 1299. vermählt wurde. Sie verband eine ungemeine Lebhaftigkeit mit blendender Schönheit. Die Galanterie, welche, seit der Regierung des heiligen Ludwig am französischen Hofe Wurzel gefaßt und wie ein schön blühendes Unkraut sich verbreitet hatte, artete nicht selten in Ausschweifungen

aus, wie man aus der Schilderung der damaligen Frauen schliessen mag, welche Guillaume de Lorris und sein Fortsetzer Jean de Meun in dem berühmten Roman de la Rose geliefert haben. Margarethens Jugend und Temperament widerstanden dem bösen Beyspiel nicht. Sie sowohl als ihre beyden Schwägerinnen wurden des Ehebruchs überwiesen. Die Abtey Moubuisson war der Schauplatz ihrer skandalösen Abentheuer. Ludwig ließ die beglückten Liebhaber und ihre Helfershelfer auf das grausamste hinrichten, ja sogar zuvor lebendig schinden. (Gaguin in Philippo pulchro L. VII.) Unter den Mitschuldigen befand sich auch ein Mönch vom Predigerorden, welcher Fruchtabtreibende Arzneyen verfertigte. (Belleforêt Annalen ad an. 1313.) Die unglückliche Margarethe wurde mit einer Serviette erdrosselt. Bey dieser gewaltsamen Ehetrennung handelte nicht der König, sondern der beleidigte Gatte.

Zwanzigstes Beyspiel. Johanna von Burgund, Gemahlin Philipp des V., hatte gleiche Schuld wie Margarethe auf sich geladen, allein ihr Gatte, ein ernster, sanfter Mann und

sogar ein Dichter (denn die Provencalpoesie war damals bey Hohen und Niedern beliebt) schien nicht geneigt, das Beyspiel der Strenge zu befolgen, welches sein Bruder ihm gegeben hatte. Er verwies Johannen auf ein Schloß und verzieh ihr sogar nach einiger Zeit.

Ein u. zwanzigstes Beyspiel. Blanca von Burgund, Gemahlin Carls des Schönen, wurde gleichfalls des Ehebruchs angeklagt und überwiesen, allein auch sie büßte nur durch Gefangenschaft. Der Pabst trennte ihre Ehe auf Carls Verlangen, der, um ihren Ruf zu schonen, sich blos eines immer in Bereitschaft stehenden Vorwandes, nemlich der Verwandtschaft bediente. Blanca erhielt Erlaubniß, in der Abtey Maubuisson den Schleyer zu nehmen und sich durch strenge Andachtsübungen mit Gott und der Welt zu versöhnen. Allerdings bedurfte sie dessen gar sehr, wenn es wahr ist, was einige Schriftsteller von ihr erzählen, daß sie nemlich, nach genossener Lust, die Befriediger derselben von einem Thurme herab in den Strom stürzen lassen. Selbst der

holländische Dichter, Johannes Secundus, der im Jahr 1532 in Paris war, hatte sich diesen Thurm zeigen lassen und Eines seiner schönsten Epigramme bey dieser Gelegenheit gedichtet, (Bayle Dictionaire unter dem Artikel Buridan) allein dennoch ist es sehr zweifelhaft, daß diese Blanca solch' ein Ungeheuer gewesen. Ein sehr junges, sehr hübsches, außerordentlich lebhaftes, durch Beyspiele verführtes Weib, so schildern sie die zuverlässigern Geschichtschreiber. Froissard nennt sie eine der schönsten Damen auf der Welt. Man erzählt, (und es sieht ihr wohl ähnlich) sie habe einst, sammt ihren Hofdamen, beschlossen, den Dichter Jean de Meun oder Mehun höchst eigenhändig mit Ruthen zu streichen, weil er in seinem Roman von der Rose so viel Böses von den Frauenzimmern gesagt. Den armen Teufel, der bereits zum Empfang der dictirten Strafe entkleidet war, verließ die Gegenwart des Geistes nicht; er unterwarf sich der Züchtigung, doch unter der Bedingung, daß die Unkeuscheste unter diesen Damen ihm den ersten Streich geben solle. Keine wollte dafür gehalten seyn, und Jean de Meun

entschlüpfte auf diese Weise der Rache der beleidigten Schönen.

Zwey und zwanzigstes Beyspiel. Johanne von Frankreich, eine Tochter Ludwig des XI., war die erste Gemahlin Ludwig des XII. Geist und Herz werden an ihr gerühmt, allein sie war häßlich und sogar bucklig. Ihr Vater konnte sie nicht leiden und vernachlässigte ihre Erziehung; dennoch gab er sie dem ersten Prinzen seines Geblüts zur Frau, vielleicht weil er diese Prinzen alle haßte, und weil die Vermuthung ihm angenehm war, daß Johanna, bey ihrem Körperbau, unbeerbt bleiben werde. Wenigstens schrieb er selbst an den Grafen Dammartin: das künftige Ehepaar werde in keine Verlegenheit wegen Versorgung der Kinder gerathen, aber, was man auch davon sagen mögte, die Vermählung solle dennoch vor sich gehen. Und sie gieng vor sich, obgleich die Braut erst 12 Jahre, der Bräutigam 14 zählte. Der letztere betheuerte, daß er nur aus Zwang gehorche. (St. Gelais le Montlieu hist. de Louis XII.) Einige behaupten sogar, er habe eine Protestation vor dem Notarius niedergelegt. Indes-

sen, so lange Ludwig XI. lebte, mußte er seine Gesinnungen sorgfältig verbergen, ja sogar alle Pflichten eines Ehegatten erfüllen, denn es galt nichts weniger als sein Leben, und der Schwiegervater hatte ihn so mit Spionen umringt, daß er aus Furcht wohl den Liebhaber seiner Gemahlin spielen mußte. Nach Ludwigs Tode that er sich weniger Zwang an, doch sprach er noch nicht von Trennung, aus Achtung für seinen Schwager, Carl VIII. Aber nur zu deutlich sah Johanne voraus, daß ihr Gemahl, nach erlangter Freyheit, diesen Schritt sogleich thun werde. Sie hielt um so fester an ihrer Tugend, erfüllte jede Pflicht der Gattin mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, ertrug seine Launen und Behandlung mit der bewundernswürdigsten Geduld und Sanftmuth, ja sie hatte das Unglück, ihn wahrhaft zu lieben. Ob sie gleich seine Freuden nie theilte, so verließ sie ihn doch nie im Unglück. Nach dem Verlust der Schlacht von St. Aubin und während seiner Gefangenschaft zu Bourges, ließ sie nicht ab mit Bitten bey ihrem Bruder, Carl VIII. und ihrer Schwester, der Herzogin von Bourbon; ihrem

beharrlichen Flehen verdankte er zum Theil seine Freyheit.

Gewiß erkannte er diesen Edelmuth, denn sein eigenes Herz war empfänglich dafür, allein er liebte schon längst Annen von Bretagne, die Wittwe Carls VIII., und die Trennung seiner Ehe wurde von ihm beschlossen, sobald er den Thron bestiegen hatte. Johanne that keinen Schritt, um es zu hintertreiben. Der König erklärte in seinem Rathe, „er sey mit Gewalt zu dieser Verbindung gezwungen worden, in einem Alter und zu einer Zeit, wo er des Widerstandes unfähig gewesen sey.“ Auch eine gewisse Verwandtschaft machte er geltend, denn sein Schwiegervater hatte ihn aus der Taufe gehoben. Endlich behauptete er auch noch, die Ehe sey nie würklich vollzogen worden. — Mit gänzlicher Ergebung, aber auch mit grosser Würde, antwortete die befragte Königin: „Die geistliche Verwandtschaft sey ihr unbekannt gewesen; von erzwungener Einwilligung habe sie nichts bemerkt, und das Andenken ihres Vaters sey ihr zu ehrwürdig, als daß sie glauben könne, er habe sich unrechtlicher Mittel

bedient.“ Auf den letzten Punkt, als den entscheidendsten, erklärte sie: „die Schaamhaftigkeit verbiete ihr, sich bestimmt auszudrücken, aber ihr Gewissen erlaube ihr nicht, ihn zuzugestehen (d'en demeurer d'accord.)

Sogar St. Gelais de Montlieu, der Lobredner Ludwig des XII., bekennt, sie würde ihre Behauptung haben beweisen können, denn Ludwig XI., wohl vorausschend, was sein Eydam einst zu unternehmen fähig sey, hatte sich Zeugen zu verschaffen gewußt. Brantôme sagt ungefähr das nemliche. (Dames illustres de-france p. 278.) Folglich standen der Trennung grosse Schwierigkeiten im Wege, denn der angeführte Zwang entschuldigte nicht länger, wenn die Ehe nachher freywillig war vollzogen worden, und von der geistlichen Verwandtschaft konnte dispensirt werden. Aber Ludwig XII. schämte sich nicht, seine Aussage zu beeidigen, und auf diesen Eid erklärten die Richter die Verbindung für null und nichtig.

Ludwig eilte, die Früchte seines Meineides zu erndten, und erstickte sein Gewissen in den Ar-

men der schönen Anna von Bretagne. Aber mehrere Theologen der damaligen Zeit tadelten sein Verfahren laut, und Johann Standonk, Rector der Universität, sagte ihm ins Gesicht: „es sey unerlaubt, eine tugendhafte Gattin zu verstossen und bey ihren Lebzeiten eine andere zu nehmen; auch sey es unerlaubt, des Bruders Wittwe zu heyrathen.“ — Man ließ den ehrlichen Standouk reden und schickte ihn gelegentlich ins Exil. (Histoire de l'Université T. V. p. 900.) Johanne schwieg und vertraute nur Gott ihre Leiden. Der König wieß ihr ein reichliches Auskommen an, und sie stiftete ein Nonnenkloster, in dem sie selbst sich einkleiden ließ. Die Gläubigen behaupten sogar, sie habe Wunder verrichter. Ihre beharrliche Sanftmuth und edles Schweigen waren allerdings eine Art von Wunder.

Drey und zwanzigstes Beyspiel.

Claudine von Frankreich, die erste Gemahlin Franz des Ersten, ist freylich von ihrem Gemahl nicht eigentlich geschieden, auch nicht von ihm ermordet worden, doch leider ist es nur zu gewiß, daß er diese vortreffliche Gattin — nach-

dem seine Mutter sie lange durch Herrschsucht und Er durch Gleichgültigkeit gequält hatte — durch die Folgen seiner Ausschweifungen vergiftete und ihre Tage, so wie seine eigenen, verkürzte. Sie starb im 24sten Jahre. Der König war der Urheber ihres Todes und folglich der Trennung ihrer Ehe. (Brantôme. Belleforêt Annalen bey dem Jahre 1524.) Der zuletzt hier angeführte Schriftsteller nennt sie die Blume und Perle ihrer Zeitgenossinnen, einen Spiegel der Sittsamkeit, Frömmigkeit und Unschuld, von Jedermann geliebt, nur beschäftigt Gutes zu thun, Gott zu dienen und ihrem Gemahl gefällig zu seyn. Man betete nach ihrem Tode zu ihr als zu einer Heiligen. An ihrem Hochzeittage war sie und der ganze Hof in Trauer um Anna von Bretagne, und dieser düstre Anblick schien gleichsam ihr bevorstehendes Schicksal zu weissagen.

Ihre Nachfolgerin, eine östreichische Prinzessin, fand auch das Glück nicht auf dem französischen Throne, denn Brantôme sagt, der König habe sie schlecht behandelt und diese Verbindung oft verflucht. (Dames galantes T. II.)

Vier und zwanzigstes Beyspiel.

Margarethe von Valois, erste Gemahlin Heinrich des IV., des Guten, des Vielgeliebten, des Unvergeßlichen, war eines solchen Gatten unwürdig; denn sie besaß fast alle Fehler und Laster der Fürsten ihres Hauses, obgleich vereint mit allen ihren Tugenden und Talenten: die gefälligen Sitten und die Gutherzigkeit Ludwig XII, aber auch seine Schwachheit für Lieblinge, sein blindes Vertrauen, seinen Mangel an Klugheit in frühern Jahren; das Genie Franz des Ersten, seine Neigung für Künste und Wissenschaften, seine natürliche Beredtsamkeit, aber auch seine Eitelkeit, seine Ruhmsucht; die Leutseligkeit Heinrich II., ihres Vaters, aber auch seine Unbeständigkeit in der Freundschaft; den majestätischen Anstand Heinrich III., aber auch seinen Leichtsinn, mit dem er von Andachtsübungen zu den sinnlichsten Freuden übergieng. Sie kniete vor allen Altären, hörte mehrere Messen an Einem Tage, und floh aus der Kirche in die Arme der Wollust. Die frömmste Büsserin zu den Füssen ihres Beichtvaters, die ausgelassenste Buhlerin auf

dem Schooße ihres Liebhabers. Sie war außerordentlich schön, und ein sanftes Feuer leuchtete aus ihren schwarzen Augen; dabey wußte sie durch die gewählteste Kleidung ihre Reize zu erhöhen. Ihre Anbeter hatten sie so oft eine Göttin genannt, daß sie endlich selbst glaubte, es zu seyn, und sich gern Urania nennen hörte. Man behauptet, sie habe schon in ihrem 12ten Jahre einen sehr vertrauten Umgang mit dem jungen Entragues und mit einem gewissen Charins gepflogen, beyde stritten um die Ehre, ihre ersten Gunstbezeugungen genossen zu haben. Im 17ten Jahre wurde sie von dem Herzog von Guise geliebt, und auch hier will man wissen, daß ihre Vertraulichkeit zu weit gegangen. Sogar die enge Verbindung mit ihrem eigenen Bruder, dem Herzog von Anjou, soll straflar gewesen seyn, und freylich war die Verderbtheit des französischen Hofes damals so groß, daß das Gerücht dadurch Wahrscheinlichkeit erhält. Der Herzog von Guise wollte sie heyrathen, als der König von Portugall um sie warb. Es scheint nicht, daß sie etwas dagegen hatte, allein der König von Spanien hintertrieb diese Verbindung.

Einige Zeit nachher beschloß man, sie mit Heinrich IV., damals Prinzen von Navarra, zu vermählen. Die Königin Mutter nemlich hatte wahrgenommen, daß die protestantische Parthey, obschon der Prinz von Condé nicht mehr lebte und viele der ersten Häupter gefallen waren, dennoch von ihrer Stärke nichts verlohren hatte; sie wollte den Stamm mit der Wurzel ausrotten, und wußte kein besseres Mittel, um alle Protestanten am Hofe zu vereinigen, als Margarethens Verbindung mit dem Haupte derselben. Das fromme Mädchen hatte weiter nichts einzuwenden, als ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion. Indessen verstand sie sich doch dazu, aus den Armen des rechtgläubigen Herzogs von Guise in die Arme eines ketzerischen Prinzen überzugehen; man ersuchte den Pabst nicht einmal um Dispensation, obgleich Heinrich und Margarethe Geschwisterkinder im zweyten Grade waren, und die Vermählung wurde mit der größten Pracht vollzogen. (Margarethens eigne Memoiren.) Alle Hugenotten hatten sich auf Treu und Glauben eingefunden. Der 18te August 1572 war ein Tag des Glanzes und der rauschend-

sten Fröhlichkeit, und schon am 24sten brach die abscheuliche Bartholomäusnacht herein. (de Thou.) Margarethe wußte nichts davon. Sie selbst erzählt treuherzig: sie sey bey ihrer Mutter, der Königin, gewesen, als diese zu Bett gehen wollen, und Catharina habe ihr gesagt: sie möge sich nur schlafen legen. „Als ich mich verneigte" das sind ihre eignen Worte, „nahm meine Schwester von „Lothringen mich beym Arm, hielt mich zurück, „weinte sehr, und sagte: mein Gott, Schwe„ster, geh nicht weg. Ich erschrack. Die Köni„gin, meine Mutter, wurde es gewahr, rief „meine Schwester, war zornig gegen sie, und „verbot ihr, mir etwas zu sagen. — Ich sah „wohl, daß sie miteinander flüsterten, aber ich „verstand ihre Worte nicht. Die Königin be„fahl mir noch einmal sehr herbe, ich sollte schla„fen gehen. Meine Schwester, in Thränen schwim„mend, wagte nichts weiter zu sagen, als gute „Nacht, und ich gieng, ganz verwirrt und er„schrocken, ohne begreifen zu können, was ich zu „fürchten hätte. Der König von Navarra war „schon im Bett, umgeben von 30 oder 40 Huge-

„nottischen Herren, welche die ganze Nacht hin-
„durch von der Wunde sprachen, die der Admiral
„Coligny erhalten. Als es Tag wurde, stand
„Heinrich auf, um sich so lange mit dem Ballspiel
„die Zeit zu vertreiben, bis der König Carl (IX.),
„den er um Gerechtigkeit in dieser Sache anspre-
„chen wollte, sichtbar seyn würde."

Jetzt fühlte Margarethe sich vom Schlafe über-
wältigt, ließ ihre Thür zuschliessen und entschlum-
merte: Aber kaum war eine Stunde verstrichen,
als sie plötzlich aufgeschreckt wurde durch einen
Menschen, der mit Händen und Füssen an die
Thüre schlug und dabey schrie: Navarra! Na-
varra! — Margarethens Amme, die mit in dem-
selben Zimmer schlief, glaubte es sey der König
und öffnete schnell. Es war ein Edelmann, Na-
mens Tejan. Er stürzte herein, vier Häscher
hinter ihm. Sein Blut floß, denn er hatte bereits
durch Degen und Hellebarde zwey Wunden am
Arm empfangen. Seine Todesangst veranlaßte
eine der seltsamsten Scenen, denn er warf sich ge-
radezu auf das Bett der jungen Königin, die sich,
als die Häscher ihn von da wegreissen wollten,

hinter das Bett warf. Allein Tejan umfaßte sie, und klammerte sich fest an sie an; vergebens wollte sie sich losreiſſen, er schrie, sie schrie, beyde waren gleich erschrocken.

Jetzt drang der Garde-Capitain Nansay herein, der, trotz der Gräßlichkeit des Schauspiels, dennoch sich des Lachens nicht enthalten konnte. Er befahl den Trabanten, sich zu entfernen und bewilligte Margarethen das Leben des armen zitternden Tejan; der nicht mehr von ihrer Seite wich und den sie in ihrem Kabinet verbinden und pflegen ließ, bis er geheilt war. Durch Nansay erfuhr sie Alles, was vorgieng. Er versicherte sie, daß der König, ihr Gemahl, in dem Kabinet ihres Bruders sey, und daß er nichts zu befürchten habe. Sie warf einen Nachtmantel über und eilte zu ihrer Schwester, wo sie mehr todt als lebendig ankam. In dem Augenblicke, als sie das Vorzimmer betrat, wurde ein Edelmann, Namens Bourse, drey Schritte von ihr, von einer Hellebarde durchbohrt. Fast ohnmächtig fiel sie dem Garde-Capitain in die Arme. Endlich gelangte sie zu ihrer Schwester. Auch bis dahin folgten ihr der

erste Edelmann und der erste Kammerdiener ihres Gemahls, sie anflehend, ihnen das Leben zu retten. Sie gieng und warf sich zu den Füssen des Königs und der Königin Mutter, aber nur mit vieler Mühe würkte sie beyden Begnadigung aus.

Diese, von Margarethen selbst niedergeschriebene Erzählung beweiset, welche Abscheulichkeiten die Mörder sich erlaubten, und wie wahr der Spruch ist: „Ein Fürst, der das Verbrechen „will, findet überall Handlanger.“ Sie beweiset aber auch, daß einige Zeitgenossen schlecht unterrichtet waren, wenn sie das Mährchen ausspreng-ten: Margarethe habe den König, ihren Gemahl, unter ihrem Reifrock verborgen, und ihm dadurch das Leben gerettet. Figürlich gesprochen, mogte es wahr seyn, denn der Gemahl Margarethens von Frankreich und Schwager des Königs wurde um dieser Verbindung willen geschont, und in demselben Sinne drückte Carl IX. sich aus, wenn er zu scherzen beliebte: „Der Unterrock sei-„ner Schwester sey das Netz gewesen, mit dem er „die Hugenotten gefangen.“

Aber seine blutdürstige Mutter, Catharina von Medicis, und ihre Creaturen, die Guisen, knirschten, daß Heinrich, der Hauptgegenstand des Hasses, dem Blutbad entgangen war, und, um ihm die Freystatt zu rauben, die er in der nahen Verwandtschaft mit dem königlichen Hause fand, beschlossen sie, die Ehe wieder zu trennen. Allein woher den Vorwand nehmen? — Die schaamlose Königin fragte Margarethen: ob ihre Ehe würklich vollzogen sey? das drückte sie mit folgenden Worten aus: „ob ihr Gemahl ein Mann sey, weil, „im Fall sie sich darüber zu beschweren hätte, man „Mittel finden würde, das Band zu lösen.“ — Margarethe hätte wohl antworten können, wie Heinrich selbst später geantwortet hat: es sey eben nicht wahrscheinlich, daß, bey ihrem beyderseitigen Temperament und Hange zum Vergnügen, sie in den ersten Tagen ihrer Ehe sich freywillig zur Enthaltsamkeit verurtheilt hätten; allein, wenn wir Margarethens eignen Worten trauen, so verstand sie den Sinn der Frage gar nicht, sondern versetzte ehrerbietig: „ihre Frau Mutter wolle „geruhen zu glauben, daß sie in solchen Din-

„gen ganz fremd sey, aber daß sie mit dem Ge„mahl, den man ihr gegeben, verbunden bleiben „wolle.“ „Denn ich merkte wohl“ fügt sie hinzu, „daß unsere Scheidung der Wink zu seinem Ver„derben seyn würde.“ Uebrigens betheuert sie in ihren Memoiren, daß sie bey der Frage: ob Heinrich ein Mann sey? sich in dem nemlichen Falle befunden habe, wie jene Römerin, die von ihrem Manne gescholten wurde, daß sie ihm seinen übelriechenden Athem verheimlicht habe, und die auf Treu und Glauben versichern konnte, sie habe dafür gehalten, alle Männer wären mit einem solchen Athem behafftet, weil sie sich nie einem andern als ihm genähert habe. Das wäre denn zugleich eine vollkommene Rechtfertigung und Widerlegung aller der satyrischen Anklagen gegen Margarethen, wenn nur nicht unglücklicherweise ihr ganzes Leben ihre Aussage Lügen strafte.

Dem sey nun wie ihm wolle, sie bezeigte nicht die mindeste Lust sich scheiden zu lassen, entweder aus Herzensgüte, oder weil sie nicht Lust hatte, den Feinden ihres Gemahls zu gefallen, dem Titel einer Königin zu entsagen.

Bald nachher wurde der Herzog von Anjou, ihr Bruder, zum Könige von Polen erwählt. Die polnische Gesandtschaft, welche ihn abzuholen kam, hatte auch eine Audienz bey der jungen Königin von Navarra, und war von ihren Reizen so entzückt, daß Einer der Gesandten erklärte: „wenn „man sie gesehen habe, so müsse man nichts mehr „sehen, sondern, gleich den frommen Pilgrimmen, „die zu Mecca das Grab ihres Propheten erblick„ten, sich die Augen ausstechen.“ (Brantôme Dames illustres.)

Dieses schöne Weib hieng zu jener Zeit noch mit ganzer Seele an ihrem Gemahl. Zwar verrieth sie einst die Flucht, zu der er sich vorbereitet hatte, doch nur unter der Bedingung, daß ihm kein Leides geschehe; und ein andersmal setzte sie selbst eine Vertheidigungsschrift für ihn auf, die von den Zeitgenossen und von der Nachwelt bewundert wurde. Ja sie steckte ihn sogar einmal in ihre eignen Kleider und gab ihm ihren eignen Wagen zur Flucht. Der Anschlag mißlang, allein der Tod Carls IX. verschaffte ihm endlich die Freyheit.

— Wunderbar, doch mit dem weiblichen Herzen nicht unvereinbar, ist der Umstand, daß zu derselben Zeit, als sie für Heinrich Alles wagte, sie auch einen Edlmann aus der Provence, Nahmens la Mole, heftig liebte. Gern hätte sie ihn gerettet, denn er wurde als Staatsverbrecher angeklagt, unter andern auch wegen eines Wachsbildchens, welches man bey ihm fand, und dem das Herz mit einer Nadel durchstochen war. Das sollte ein Zaubermittel seyn, um Carl IX. aus dem Wege zu schaffen, der wirlich an einer abzehrenden Krankheit litt. La Mole verlohr seinen Kopf auf dem Schaffot. (de Thou ad ann. 1574.) Man sagt, Margarethe habe dieses geliebte Haupt entwenden lassen, und es eigenhändig in der Kapelle des heil. Martin begraben.

Noch manches andere galante Abentheuer wurde von ihr erzählt, besonders schien Büssy d'Amboise, einer der vollkommensten Männer seiner Zeit, ihre Gunst in einem hohen Grade zu besitzen. Er wurde verbannt, und man nahm ihr sogar ihre Vertraute, eine gewisse Torigny. Diesen doppelten Verlust ertrug sie nicht mit Standhaftig-

keit. Sie selbst gesteht in ihren Memoiren: „Die „Klugheit verließ mich, der Kummer überwältigte „mich. Ich konnte mich nicht entschliessen, dem „Könige, meinem Gemahl, ferner entgegen zu „kommen; wir schliefen nicht mehr beyeinander und „redeten nicht mehr miteinander.“ — Die Noth brachte sie einander wieder näher.

Heinrich III. hatte den Thron bestiegen. Margarethens geliebtester Bruder, der Herzog von Alenson, wurde am Hofe gering geschätzt. In gleicher Lage befand sich der König von Navarra. Beyde entflohen. Heinrich III. wüthete und Margarethe sollte Alles entgelten. Sie bekam Arrest auf ihrem Zimmer. Ohne ihre Mutter würde ihr Schicksal noch härter gewesen seyn. Ihre Vertraute, Torigny, wollte der König ersäufen lassen; sie war bereits ergriffen, als einige Offiziere, die dem Herzog von Alenson zu folgen im Begriff standen, herzusprengten und sie ihren Henkern entrissen.

Der König von Navarra hatte zwar von seiner Gemahlin keinen Abschied genommen, allein er schrieb ihr einen freundlichen Brief, und bat sie

um ihren Beystand am Hofe. Die Königin Mutter begab sich selbst zu dem Herzog von Alenson, der bereits an der Spitze einer ansehnlichen, täglich wachsenden Macht stand, und suchte ihn zu besänftigen, allein er schwur, daß er sich in nichts fügen werde, wenn man nicht seine Schwester in Freyheit setze. Das geschah. Der wankelmüthige König ließ sich sogar zu einer Art von Entschuldigung herab. Margarethe erzählt, sie habe in ihrem Gefängniß zuerst Geschmack an dem Lesen frommer Bücher gefunden. „Traurigkeit und „Einsamkeit" sagt sie, „verliehen mir diese Wohl„that."

Nach ihrer Befreyung befand sie sich in der glänzendsten Lage: der Herzog von Alenson, ihr Bruder, hatte sie gleichsam zum Friedensstifter in der königlichen Familie erwählt, ihre Mutter gieng sehr freundlich, der König sehr schonend mit ihr um, und ihr Gemahl bewieß ihr Achtung. Sie war gegenwärtig und eine mitwürkende Person bey der bald darauf erfolgten Aussöhnung. Der König von Navarra blieb in Guyenne. Sie bat Heinrich III. um Erlaubniß, ihm dahin zu folgen. Ih-

rem Begehren wurde eine Zeitlang ausgewichen, und endlich empfieng sie die trockne Antwort: „man wolle nicht, daß sie mit einem Ketzer leben solle.“ — Sie mußte schweigen; um aber doch nicht am Hofe zu seyn, während die katholische Ligue geschlossen wurde, reiste sie ins Bad nach Spaa. Diese ganze Reise war ein Triumph für sie, denn sie wurde überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Der Tragsessel, dessen sie sich bediente, wird als sehr kostbar und auffallend geschildert, er bestand aus rothem Sammt mit Gold und Seide gestickt und es waren 40 verschiedene Devisen daran angebracht. Drey andere Tragsessel ihrer vornehmsten Begleiterinnen folgten, zehn junge Hofdamen zu Pferde mit ihren Gouvernanten ritten zur Seite, und noch sechs Wagen voll Damen beschlossen den Zug. Dieser Theil ihrer Memoiren ist der unterhaltendste und man sieht, daß sie mit besonderm Vergnügen daran geschrieben hat. Bey ihrer Zurückkunft fand sie lauter freundliche Gesichter am Hofe, konnte aber doch erst sechs Monat später die Erlaubniß erringen, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, der ihr

entgegen kam und anderthalb Jahr mit ihr in Guyenne lebte. Auch Catharina von Medicis hatte sich zu ihm gesellt, mit dem ganzen Heer von schönen Hoffräulein, die sie um sich zu versammeln pflegte, und deren Zahl bisweilen auf 300 stieg. Hier war es, wo der König von Navarra sich in Eine derselben, Nahmens Dayelle, verliebte. Margarethe soll dagegen eine Eroberung an ihrem ehrbaren Kanzler Pybrac gemacht haben.

Nach diesem Zeitraum begab sich der Hof nach Pau in Bearn, wo das gute Vernehmen zwischen Heinrich und Margarethen nicht lange dauerte. In Ansehung der Galanterie hatten sie einander nichts vorzuwerfen. Aus den Armen der schönen Griechin, Dayelle, (sie war von der Insel Cypern gebürtig,) warf er sich in die Arme einer gewissen Rabours, die er dann wieder, um einer gewissen Fosseuse willen, verließ. Margarethe behandelte alle seine Maitressen mit Güte und Nachsicht, vielleicht um ähnliche Schonung für sich zu erwerben. Die verliebten Abentheuer entzweyten folglich das königliche Paar nicht; aber die Frömmigkeit — wer sollte es glauben! — war ein härterer

Stein des Anstosses. Zu Pau wurde kein katholischer Gottesdienst gehalten, höchstens erlaubte man Margarethen, die Messe in einer kleinen Kapelle lesen zu lassen, in der kaum 7 bis 8 Personen Platz hatten, und wenn das geschah, so zog man noch obendrein die Zugbrücke des Schlosses auf, damit kein Katholik sich herzu drängen sollte. Indessen hatten sich am Pfingstfest 1579 doch Einige mit eingeschlichen, die von einem intoleranten Secretair des Königs, in Gegenwart der Königin, gemißhandelt und arretirt wurden. Margarethe beklagte sich darüber bey ihrem Gemahl, der Secretair vertheidigte sich mit Unverschämtheit und Mangel an Ehrerbietung gegen die Königin. Heinrich, statt ihn dafür zu züchtigen, nannte sein Betragen blos einen indiscreten Religions-Eifer, versprach ihr Genugthuung, zog es aber in die Länge, und erbitterte Margarethen dadurch so sehr, daß sie erklärte, sie werde sich entfernen, wenn er den Secretair (er hieß le Pin) nicht wegjage. Heinrich that es endlich, aber er liebte den Menschen, und behielt daher einen Groll gegen seine Frau, den er nicht verbarg und der nach

und nach immer mehr um sich griff. Zwar bewieß sie, in einer Krankheit, in welche er verfiel, ihm so viel zärtliche Sorgfalt, daß ihr gutes Vernehmen dadurch wieder hergestellt wurde und noch fünf Jahre währte — eine Zeit, in welcher die skandalöse Chronik ihr fünf begünstigte Liebhaber giebt — allein im Jahr 1580 brach der Krieg zwischen den Catholiken und Protestanten wieder aus, Margarethe mißbilligte es laut und Heinrich nahm das übel auf.

Nach geschlossenem Frieden glaubte der König von Frankreich den von Navarra und den Herzog von Alenson um so leichter an seinen Hof locken zu können, wenn er Margarethen zurück kommen ließe. Das Mißvergnügen mit ihrem Gemahl machte sie dazu bereitwillig, und sie reiste ab. Schade, daß ihre eignen Memoiren hier endigen.

Am Hofe ihres Bruders warteten ihrer traurige Tage. Ihre enge, dem Könige höchst mißfällige Verbindung mit dem Herzog von Alenson, zog ihr eine harte Beschimpfung zu. Denn als eines Tages ein Courier, den Heinrich III. nach

Rom an seinen Liebling Joinville sandte, von vier maskirten Reitern ermordet und seiner Depeschen beraubt wurde, fiel sein Argwohn deshalb auf seine Schwester. In der Wuth vergaß er Alles, was er ihr, als solcher, und als Königin schuldig war, und warf ihr öffentlich ihr ausschweifendes Leben vor, nannte alle Liebhaber, die sie begünstigt haben sollte, behauptete sogar, sie habe einen Bastard gebohren. (Epistolae Busbeckii Ep. 23.)

Die bestürzte Margarethe schwieg, und Heinrich herrschte ihr zu; „sie solle augenblicklich Paris verlassen, um den Hof von ihrer pestartigen Gegenwart zu befreyen." — Sie gehorchte und entfloh, ohne Gefolge, sogar ihrer nothwendigsten Bedienung beraubt. „Giebt es auch zwey unglücklichere Fürstinnen" rief sie aus, „als mich und Maria Stuart?" — Nur zwey Damen, ihre Lieblinge, waren ihr gefolgt, allein sie wurden von Gensdarmen eingeholt, der Offizier ließ die Sänfte halten, zwang die Königin selbst ihre Larve abzunehmen, (denn die Damen pflegten damals nur mit Masken vor dem Gesicht zu reisen) und

trieb die Unverschämtheit so weit, der Herzogin von Jaras und der Demoiselle de Bethune Ohrfeigen zu geben, worauf er sie aus der Sänfte riß und als Gefangene fortschleppte. Diese Damen verhörte der König selbst, und die Fragen, die er ihnen vorlegte, hatten sämmtlich die Beschimpfung seiner Schwester zum Zweck. Indessen hielt er doch für nöthig, bey seinem Schwager dem üblen Eindruck zuvor kommen, den ein so rasendes Verfahren nothwendig machen mußte; er schrieb an den König von Navarra, erwähnte mit keiner Sylbe der von der Königin erduldeten Beschimpfung, sondern meldete blos, er habe die Ausschweifungen ihrer Damen entdeckt und sie weggejagt. (Memoires de Duplessis Mornay.) Da der König von Navarra nichts weiter von der Sache wußte, als was sein Schwager ihm schrieb, so dankte er ihm noch obendrein für seine Sorgfalt. Als er aber nachher die nähern Umstände erfuhr, so schickte er einen Vertrauten an Heinrich III., forderte Erklärung und guten Rath, was dabey zu thun sey? (d'Aubigné Tom. II. L. V. c. 3.) Die Antwort war ausweichend, keine Genugthuung erfolgte und

daher nicht zu verwundern, daß Margarethe von ihrem Gemahl zwar aufgenommen, aber nicht mehr mit der gewöhnlichen Achtung behandelt wurde, zumal da es ziemlich weltkundig war, daß ihr Bruder keinen ungegründeten Vorwurf ihr machte, als er behauptete, sie habe (mit dem sogenannten schönen Chauvallon) einen Bastard erzeugt.

Dieser Chauvallon war nun zwar verschwunden, allein Margarethens Herz konnte nie leer bleiben; sie spann neue Intriguen, bis die täglich sichtbarer werdende Verachtung ihres Gemahls sie zu dem Entschluß brachte, nach Agen zu entfliehen, eine Stadt, die ihr als Mitgabe angewiesen worden, wo es von Catholiken wimmelte, und wo man sie daher mit Freuden aufnahm. Hier gab sie als den Grund ihrer Trennung an, sie habe mit einem vom Pabste excommunicirten Ketzer nicht länger leben können. Aber bald machte sie auch hier durch ihre Ausschweifungen sich aller Welt gehässig. Die Protestanten eroberten Agen im Einverständniß mit den Einwohnern, und Margarethe hatte kaum so viel Zeit, sich hinter einen Edelmann auf das Roß

zu schwingen, der sie nach Carlot, einer Festung in den Gebürgen von Auvergne, brachte. Aber auch hierher verfolgte sie der Haß ihres Bruders. Die Einwohner von Carlot wollten sie dem Könige ausliefern; sie erfuhr es, entwischte, wurde eingehohlt, und auf dem Schlosse Usson in Auvergne eingesperrt. Noch einmal versuchte sie die Macht ihrer Reize, denn sie war noch immer sehr schön, obgleich schon 35 Jahr alt. Der Commandant wurde der Sklave seiner Gefangenen; er überlieferte ihr das sehr feste Schloß, wo man sie nicht anzugreifen wagte, oder vielmehr, man überließ sie an diesem traurigen Verbannungsorte, dem Kummer, der Langenweile, und sogar dem Mangel, denn sie mußte, um Geld zu haben, ihr Silberzeug einschmelzen und ihren Schmuck in Venedig verpfänden. Eine Zeitlang besaß sie würklich nichts als die Luft, die sie einathmete, hoffte wenig, fürchtete Alles und sah Alles um sich her in Flammen. Ohne die hülfreiche Hand ihrer Schwägerin, der Eleonore von Oestreich, war sie der äussersten Armuth Preis gegeben.

Als Heinrich IV. den Thron bestiegen hatte, bot sie vergebens Alles auf, um mit dem ihr gebührenden Range wieder bey Hofe zu erscheinen. Diesen Rang — das war die harte Bedingung — sollte sie der schönen Gabrielle d'Esprées überlassen. Ihr Unglück hatte sie noch nicht so sehr gebeugt, um, so lange als diese Nebenbuhlerin lebte, darin zu willigen, nach deren Tode jedoch Furcht und Langeweile sie vermogten, selbst bey dem Pabst Clemens VIII, die Bitte um Scheidung einzureichen. Ihre Ehe würde 1599 für null und nichtig erklärt, doch blos unter dem Vorwande, sie sey dazu gezwungen worden. Heinrich IV. vermählte sich mit Marien von Medicis, und erst fünf Jahr nachher (1605) erhielt sie endlich die so sehnlich gewünschte Erlaubniß, an den Hof zurückzukehren.

Ihr Ehrgeiz mußte wohl ganz verschwunden und der Aufenthalt auf ihrem Schlosse ganz unerträglich seyn, da sie sich entschliessen konnte, in Paris, wo sie vormals angebetet wurde und die erste Rolle spielte, jetzt als gewesene Königin

der regierenden Königin den Hof zu machen, ja sogar ihrer Krönung beyzuwohnen, und bey dieser Ceremonie auch noch der Schwester des Königs den Vorrang zu lassen.

Das Gefühl für alle diese Kränkungen erstickte sie auch jetzt noch, in ihrem 54sten Jahre, in rauschenden Vergnügungen. Heinrich IV. mußte sie bitten — und in der That aus freundlicher Besorgniß für ihre Gesundheit — nicht so verschwenderisch zu leben und nicht aus Nacht Tag zu machen; allein sie antwortete: der Hang zur Verschwendung sey ein Familienfehler, den sie nun nicht mehr ablegen könne. Sie hatte wieder einen jungen Liebling, Nahmens Datte, der von einem andern Jüngling, Vermond, dicht neben ihrem Wagen ermordet wurde. Das machte ihre bisherige Wohnung ihr verhaßt, sie kaufte einen andern Pallast, und legte bald darauf den Grundstein zu dem Augustinerkloster, von welchem die Strasse bis auf den heutigen Tag den Nahmen trägt.

„Hier" — sagt Mezeray [T. VI. p. 537.) — „verlebte sie den Rest ihrer Tage von einem „kleinen Hofstaat umgeben, immer noch die Wol„lust mit der Frömmigkeit vereinend, Luxus und „Eitelkeit mit der Liebe zu den Wissenschaften, „Musik und Tanz mit ernsten Studien, die „christliche Freygebigkeit mit der Ungerechtig„keit; sie besuchte die Kirchen fleissig, gab den „Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, und hatte „Gelehrte in ihrem Gefolge, denen sie Pensio„nen gab; sie machte sich aber auch eine Ehre „daraus, immer noch galante Abentheuer zu ha„ben, immer noch neue Vergnügungen zu erfin„den und ihre Schulden nie zu bezahlen."

Sie schrieb nicht allein vortrefflich in Prosa, wie ihre Memoiren beweisen, sondern sie machte auch recht artige Verse. So vertrieb sie sich die Zeit bis in ihr 62stes Jahr, wo sie starb. (1615.) Von einigen Schriftstellern ist sie bis in den Himmel erhoben worden, zum Beyspiel von Brantôme und Hilarion de Coste, Andere haben, mit mehr Wahrhaftigkeit, die dunkeln

Schatten dem lichten Gemählde beygefügt, zum Beyspiel Dupleix und Mezeray.

Heinrich IV. war unter den französischen Königen der letzte, der sich von seiner Gemahlin trennte.

Pensylvanien und die Quäcker.

(Nach Raynal.)

Die menschenfreundliche Secte der Quäker entstand in England, während der blutigen Bürgerkriege, die das Haupt eines Königs dem Beile des Henkers überlieferten. Ihr Stifter war Georg Fox, ein Handwerksmann von niedriger Herkunft, ein Religions-Schwärmer, der seine Werkstatt verließ und, um sich ganz dem Irrdischen zu entziehen, jeder Verbindung mit seiner Familie abbrach. Selbst der Versuchung, neue Verbindungen anzuknüpfen, wich er durch ein herumirrendes Leben aus. Oft verbarg er sich in die Wälder, blos von seiner Bibel begleitet, und auch dieser glaubte er nicht mehr zu bedürfen,

nachdem er durch die Propheten und Apostel sich hinlänglich begeistert fühlte. Nun suchte er Proselyten zu machen, ein leichtes Unternehmen in Zeiten, wo Religionsschwärmerey so viele Köpfe verwirrte. Bald sah er sich von Jüngern umringt. Die Einfachheit ihrer Kleidung fiel zuerst auf. Sie duldeten weder Tressen noch Stickereyen, weder Spitzen noch Manschetten, kurz, keinen überflüssigen Zierrath, keine Falte im Kleide, keinen Knopf am Hute. Ihr Anstand war bescheiden. Alle Auszeichnungen, die der Hochmuth erfunden hat, waren ihnen gehässig; sie wollten weder Herren seyn noch Knechte haben. Alle hochtönenden Titel verdammten sie, nannten den übermüthig, der sie trug, und niederträchtig den, der sie nachsprach. Sie erkannten weder Excellenz noch Eminenz. Der Titel Freund, meynten sie, gezieme jedem Bürger und Christen. Eine Verbeugung schien ihnen zwangvoll und lächerlich. Das Abnehmen des Hutes hieß ihnen, sich selbst herabsetzen, um andere zu ehren. Keine Obrigkeit konnte ihnen ein äusseres Zeichen von Achtung abgewinnen. Sie duzten Jedermann, selbst Könige, weil

man ja selbst Gott und die Heiligen duße. Die Würde ihrer Moral veredelte das Seltsame ihrer Gebräuche. Waffen tragen, nannten sie ein Verbrechen; geschah es um anzugreifen, ein Verbrechen an der Menschheit; um sich zu vertheidigen, eines gegen das Christenthum. Allgemeiner Friede war ihr Evangelium. Der Quäker, der einen Backenstreich empfieng, hielt sogleich den andern Backen hin, und forderte man sein Kleid, so gab er auch die Weste. Hatten diese Gerechten irgend einen Lohn verdient, so begehrten sie nie mehr als ihnen gebührte, nahmen aber auch nie weniger. Schwören vor Gericht, geschäh es auch um die Wahrheit zu beschwören, nannten sie eine Beschimpfung des höchsten Wesens, um elender Händel der Sterblichen willen.

Die Höflichkeitsgebräuche des bürgerlichen Lebens verachteten sie nur; die kirchlichen Ceremonien aber verabscheuten sie. Den Sonntag feyerten sie nicht durch Ruhe, weil Müssiggang schädlich sey. Sie lächelten über Taufe und Abendmahl; die Kirchen nannten sie Marktschreyerbuden, auch mogten sie keine Geistlichen, da je-

der Gläubige unmittelbar vom heiligen Geiste inspirirt wurde, folglich hoch erhaben über die Priester stand. In ihren Versammlungen sprach, wer sich begeistert fühlte; gleichviel ob Mann oder Weib. Bisweilen sprachen Mehrere zugleich, doch weit öfter herrschte tiefes Schweigen in der ganzen Versammlung.

Diese Schwärmerey machte die Nerven so reizbar, daß Krämpfe und Zuckungen daraus entstanden, und davon empfieng die Secte den Nahmen der Quäker, soviel als Zitterer. Hätte man sich begnügt, auf diese Weise die Thorheit zu verspotten, so würde man sie nach und nach geheilt haben; allein während jede andere neue Secte aufgemuntert wurde, verfolgte man diese und quälte sie. Narrenhaus, Gefängniß, Peitsche und Pranger wurden Leuten zu Theil, die kein anderes Verbrechen begiengen, als daß sie über alle Maassen vernünftig und tugendhaft seyn wollten. Ihre Standhaftigkeit im Leiden weckte Mitleid und bald Bewunderung. Cromwell selbst — der einer ihrer heftigsten Verfolger gewesen war, weil sie, in die Lager schleichend, die Sol-

daten von ihrem blutigen Berufe abwendig machten — Cromwell selbst gab ihnen öffentliche Zeichen der Achtung, und war so schlau, sie zu seinen Anhängern machen zu wollen, um selbst dadurch dem Volke mehr Ehrfurcht einzuflössen. Allein sie wichen dem aus und er gestand nachher, das sey die einzige Religion, von der er durch Guineyn nichts habe erhalten können.

Doch unter allen diesen Sectirern war nur Einer, dessen Nahme auf die Nachwelt zu kommen verdient: Wilhelm Penn, der Sohn des Admirals Penn, eines Mannes, der sehr klug oder sehr glücklich war, denn er besaß nicht allein das Vertrauen Cromwells, sondern auch der beyden Stuarte, die ihm folgten. Bey verschiedenen See-Expeditionen hatte er ansehnliche Vorschüsse gemacht, und die Zeiten waren so schlecht, daß man bey seinen Lebzeiten ihn nicht bezahlen konnte. Als nach seinem Tode die Schatzkammer um nichts reicher war, that man seinem Sohne den Vorschlag, ihm, statt baaren Geldes, einen unermeßlichen Landstrich in Amerika einzuräumen; eine Gegend, die zwar längst entdeckt und von

englischen Colonieen umringt, aber immer vernachlässigt worden war.

Von der Leidenschaft der Menschlichkeit ergriffen, nahm Penn mit Freuden dieses Erbe an, in dem er fast als Souverain auftreten sollte. Er beschloß, einen Wohnsitz der Tugend und eine Freystatt des Unglücks daraus zu machen. Mit diesem edlen Vorhaben reiste er im Jahr 1681 nach dem Lande, welches hinfort Pensylvanien genannt wurde. Alle Quäker, die von der Geistlichkeit verfolgt wurden, weil sie den Zehnten und andere, von Geiz und Betrug ersonnene Auflagen nicht entrichten wollten, verlangten ihm zu folgen, allein aus kluger Vorsicht nahm er anfangs deren nur 2000 mit. Er bezeichnete seine Ankunft in der neuen Welt durch eine Handlung der Gerechtigkeit, die alsobald ihm und seinen Grundsätzen Liebe und Achtung erwarb; er kaufte nemlich von den Eingebohrnen das Land, welches abzutreten, nach seiner Meynung, das britische Ministerium kein Recht hatte, da es nicht diesem, sondern den Eingebohrnen zugehörte. Und so stellte er ein Beyspiel auf, wie man eines Volkes

Rechte ehren muß, welches weder vor noch nach ihm in Europa gesehen worden, wo man gewöhnlich die Menschen sammt ihrem Lande, wie Viehheerden sammt ihrer Weide, verkauft. Der Preiß, den die Wilden forderten, ist unbekannt. Penn suchte durch manche Rechtsformen seinen Besitz zu befestigen, und was diesen Formen abgieng, ersetzte er durch den edlen Gebrauch, den er von seinem Rechte machte. Die Amerikaner faßten eben so viel Zuneigung für seine neue Colonie, als Abneigung sie den übrigen bewiesen, die ohne Achtung für ihre Rechte in ihrer Nachbarschaft entstanden waren. Ein wechselseitiges Vertrauen knüpfte ein schönes, nie locker gewordenes Band zwischen beyden Völkern. Penns Menschenliebe erstreckte sich auf alle, die sein neues Reich zu bewohnen kamen. Da das Glück seiner Gefährten von einer weisen Gesetzgebung abhängen sollte, so gründete er die seinige auf die beyden Grundpfeiler des Glanzes der Staaten und der Glückseligkeit der Bürger: Eigenthum und Freyheit.

Wenn es vergönnt wäre, bey einer Begebenheit, die fürwahr fabelhaft, besonders in unsern

Zeiten, scheint, der Sprache der Fabel mich zu bedienen, so würde ich sagen: Astráa, schon so lange den Sterblichen entrückt, sey vom Himmel herabgestiegen, um das Reich der Unschuld und Eintracht noch einmal unter den Menschen zu gründen. Hier athmet jeder Rechtliche frey! hier findet er Ersatz für alle den Kummer und Abscheu, den die neuere Geschichte, und besonders die der Europäer in der neuen Welt, ihm eingeflößt hat. Bis dahin verstanden diese Barbaren nur zu entvölkern, ehe sie Besitz ergriffen, nur zu verwüsten, ehe sie anbauten.

Der tugendhafte Gesetzgeber legte einen Grundstein, die Toleranz. Er wollte, daß jeder Mensch, der einen Gott erkannte, des Bürgerrechts, und jeder Christ der Regierung theilhaftig würde. Uebrigens mogte Jeder nach seiner Weise Gott verehren; es gab keine herrschende Kirche in Pensylvanien, keine gezwungenen Beyträge zum Bau eines Tempels, und den Gottesdienst besuchte Jeder nur freywillig.

Das Eigenthum des Landes wollte Penn seiner Familie hinterlassen, doch sollte sie nie ent-

scheidenden Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten, nie ohne Zuziehung der Volksdeputirten irgend eine Machthandlung ausüben. Alle Bürger waren Wähler und wahlfähig. Um so viel möglich Bestechung zu vermeiden, wurden die Stimmen heimlich gegeben, deren Mehrheit das Gesetz schuf; war aber von Auflagen die Rede, so mußten zwey Drittheile sie bestimmen und billigen. Dann schien die Auflage nur ein freywilliges Geschenk.

So dachte Penn, der wahre Philosoph. Den bemittelten Ankömmlingen verkaufte er Ländereyen, den Unbemittelten schenkte er sie. Ein Familienvater erhielt für sich, sein Weib, seine Knechte und Kinder über sechzehn Jahre, für Jeden 50 Hufen Landes gegen einen geringen Grundzinns. Richterstühle wurden gegründet, die das Eigenthum beschützen, nicht aussaugen sollten, darum empfieng kein Richter irgend einen Lohn oder Sold. Drey Schiedsrichter oder Friedestifter suchten in jedem Bezirk zu bewürken, daß Mißhelligkeiten nicht einmal bis zu den Richterstühlen gelangten. Um Verbrechen zu verhüten, wollte man deren Quelle verstopfen: Armuth und Müssiggang.

edes Kind über 12 Jahr, von welcher Geburt es auch seyn mogte, mußte ein Handwerk lernen. Das verbürgte dem Armen seinen Unterhalt, und dem Reichen eine Zuflucht im Unglück; auch schuf es mehr Gleichheit zwischen den Menschen, indem es an ihre allgemeine Bestimmung, Arbeit, sie erinnerte.

Nie vielleicht hatte die Tugend kräftigere Mittel ersonnen, um Glückseligkeit herbeyzuführen. Meynungen, Empfindungen, Sitten, verbesserten das etwa Mangelhafte, und ersetzten das etwa Unvollkommene. Auch machte Pensylvaniens Wohlstand reissende Fortschritte. Diese Republik — ohne Kriege, ohne Eroberungen, ohne Anstrengung, ohne irgend eine jener Revolutionen, die den Pöbel blenden, stellte der Welt ein einziges Schauspiel dar. Ihre wilden Nachbarn wurden durch Sanftmuth gefesselt. Die entfernten Völker ehrten ihre Tugenden trotz eigener Verderbtheit. Alle Nationen freuten sich, die alten Zeiten erneuert zu sehen, die sie, getäuscht durch europäische Sitten und Gesetze, bisher für fabelhaft gehalten hatten. Man fieng endlich an

zu glauben, daß ein Volk ohne Herren und ohne Priester auch glücklich seyn könne. Der Mensch bedarf des Einen wie des Andern, so sagt die Schmeicheley in Kirchen und an Höfen. Ja, ohne Zweifel bedürfen böse Fürsten grausamer Götter, um im Himmel Beyspiele ihrer Tyranney zu finden; sie bedürfen der Priester, um den grausamen Göttern Anbetung zu erzwingen. Aber der gerechte, freye Mensch verlangt nur einen Gott, der sein Vater sey, Gleichheit unter Menschen, die ihn lieben, und Gesetze, die ihn beschützen.

Pensylvanien wird rings umher von befreundeten Nachbarn und im Innern durch die Tugend seiner Bewohner geschützt und ist in eilf Grafschaften getheilt; der Himmel ist heiter, das Klima gesund, durch Urbarmachung des Bodens noch verbessert. Die ersten Europäer, die hier landeten, sahen nur Brennholz und Eisenminen. Als aber die Wälder gelichtet wurden, und der Pflug über die alten Baumwurzeln gieng; da keimten und reiften mannichfaltige Früchte, Flachs, Hanf, und alle Gattungen von Getrayde, vor Allem Waizen und Mais. Nach allen Seiten hin culti-

virte man den Boden mit einer Kraft und einem Erfolg, der alle Nationen in Erstaunen setzte.

Dieser Fleiß war doch nur eine Folge der Freyheit und Toleranz, welche Schweden, Holländer, Franzosen und vor Allen die arbeitsamen Deutschen nach Pensylvanien zogen. Quäker und Wiedertäufer, Anglicaner und Methodisten, Presbyterianer und mährische Brüder, Lutheraner und Katholiken vereinigten sich, um immer neue Blüthen und Früchte aus dem jungfräulichen Boden hervorzulocken. Unter so zahlreichen Sekten unterschied sich Eine, die Dumplers. Ihr Stifter war ein Deutscher, den die Welt anekelte, und der 50 Meilen von Philadelphia eine angenehme Einsiedeley bewohnte, wo er sich ganz der geistigen Anschauung widmete. Neubegier zog andere Deutsche zu ihm hin, seine Frömmigkeit und Einfachheit fesselte sie an ihn. Es entstand ein Städtchen, welches die Stifter derselben Euphrat nennten, eine Anspielung auf die Juden, die an den Ufern dieses Flusses ihre Psalmen plärrten. Das neue Euphrat ist im Dreyeck gebaut, von Apfel- und Maulbeerbäumen symme-

trisch umgeben, im Mittelpunkt derselben ein gros-
ser Obstgarten; zwischen diesem und jenen Alleen
stehen die einzelnen Häuser, in welchen jeder
Dumpler, durch keine Nachbarschaft zerstreut, sich
seinen Betrachtungen überläßt. Ihrer sind höch-
stens 500. Ihr kleines Gebiet enthält nicht mehr
als 250 Hufen Landes (acres), ein Fluß, ein
Teich, ein waldigter Berg sind dessen Gränzen.
Männer und Weiber wohnen abgesondert, sehen
sich nur in der Kirche. Versammlungen finden
blos in öffentlichen Angelegenheiten statt. Zwi-
schen Arbeit, Gebet und Schlaf ist ihr Leben ge-
theilt. Zweymal am Tage und zweymal in der
Nacht verlassen sie ihre Zellen, um Gott zu die-
nen. Gleich den Quäkern und Methodisten hat
Jeder, der sich begeistert glaubt, das Recht zu
predigen. Demuth, Mäßigkeit, Keuschheit sind
die Lieblingsgegenstände ihrer Redner. Nie ent-
weyhen sie den Sabbat. Sie fürchten eine Hölle
und hoffen ein Paradieß, allein sie verwerfen mit
Recht die Ewigkeit der Höllenstrafen. Die Lehre
von der Erbsünde verabscheuen sie als Gottesläste-
rung. Da sie nur freywilligen Handlungen ein

Verdienst zuerkennen, so taufen sie auch nur Erwachsene. Nach ihrer Meynung beschäfftigen sich die Seeligen in jener Welt mit Bekehrung derer, die nicht als Christen gestorben sind. Diese frommen Enthusiasten sprechen Gott von allen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten frey, mit welchen so viel fromme Verleumder ihn belastet haben.

Sie sind noch uneigennütziger als die Quäker, denn sie processiren nie. Man kann sie betrügen, berauben, mißhandeln, sie rächen sich nicht und klagen auch nicht. Die Religion macht sie zu Stoikern.

Ihre Kleidung ist die einfachste. Im Winter ein langes weisses Gewand mit einer Kappe statt des Hutes, ein grobes Hemd, weite Beinkleider, dicke Schuhe. Im Sommer dieselbe Tracht, nur von Leinwand statt der Wolle. Wie die Männer sind fast auch die Weiber gekleidet. Kein Gesetz verbindet sie, blos aus dem Pflanzenreiche sich zu nähren, aber sie thun es, um nie Blut zu vergiessen.

Jeder arbeitet fröhlich, was ihm angewiesen worden. Der Ertrag aller ihrer Arbeiten ist ein gemeinschaftliches Gut, von dem sie alle ihre Bedürfnisse bestreiten. Sie erwerben aber durch Landbau und Manufakturen nicht blos das Nothwendige, sondern auch einen kleinen Ueberfluß zum Austausch.

Die sich verheyrathen wollen, verlassen die Stadt und ziehen aufs Land, doch immer auf Kosten der Gemeinde, für die sie fortwährend arbeiten. Ihre Kinder werden in der Stadt erzogen. Ohne diese Einrichtung würden die Dumplers nur Mönche seyn, und nach und nach ausarten, wie diese.

Erbaulich und wundervoll zugleich ist der Geist der Eintracht, der unter allen Secten Pensylvaniens herrscht, so verschieden auch ihre religiösen Meynungen seyn mögen. Sie lieben sich alle wie Kinder eines Vaters und leben als Brüder, weil sie frey denken dürfen als Menschen. Dieser köstlichen Eintracht vorzüglich ist das schnelle Wachsthum der Colonie zuzuschreiben. Sie zählte im Jahr 1774 350000 Einwohner. Es soll nicht ver-

schwiegen werden, daß 30000 Neger dazu gerechnet werden, doch in milder Sklaverey, wenn es eine solche giebt.

Noch sind die Sitten in Pensylvanien rein, sogar streng. Welchem Grunde verdankt es diesen herrlichen Vorzug? Dem Klima? den Gesetzen? der Religion? der Nacheiferung der Secten? oder eingeführten Gebräuchen? —

Die Pensylvanier sind im Ganzen wohl gebaut, ihre Weiber von angenehmer Gestalt. Diese werden früher Mütter als in Europa und bleiben länger fruchtbar. Die Unbeständigkeit der Witterung schwächt sie nicht, obschon diese würklich so groß ist, daß sie bisweilen 5 bis 6mal in einem Tage wechselt. Sie hat auch weder auf Thiere noch Pflanzen schädlichen Einfluß. Selten verursacht sie Mißwachs. Reiche Erndten verbreiten allgemeinen Wohlstand. Die ärmsten Familien haben Brod, Fleisch, Cyder, Bier, Branntewein und Zucker. Man findet keinen einzigen Bettler. Die ganz Verarmten erhält der Staat. Die edelste Gastfreyheit herrscht überall. Ein Reisender darf einkehren und verweilen wo er will,

man wird blos ungern sehen, wenn er wieder geht.

Die Abgaben sind gering. Nur Eine Ungerechtigkeit ha. sich eingeschlichen: die Nachkommen Penns, von dem Geiste ihres edlen Ahnherrn minder beseelt, tragen keine Abgaben im Verhältniß zu ihren grossen Besitzungen.

Kaum wird man in der ganzen Provinz Einen Hagestolz finden. Der ruhige, sichere Besitz einer, den Fleiß belohnenden Erde vervielfältigt die Ehen, bey deren Schliessung Richter oder Priester eigentlich nur Zeugen sind. Wird die Verbindung zweyer Liebenden etwa von der Familie gehindert, so setzen sich beyde zu Pferde, der Jüngling hinter das Mädchen, das ihn vor den Richter bringt, und erklärt, es habe ihn entführt. Dagegen wird nichts eingewendet. In andern Fällen ist die väterliche Gewalt ausschweifend. Ein verschuldeter Vater kann seine Kinder den Gläubigern verpfänden. Der Erwachsene dient ein Jahr für eine Schuld von 112 Livres. Das Kind unter 12 Jahren muß bis zum 21sten für dieselbe Summe dienen. Raynal nennt das ein Bild der

patriarchalischen Sitten des Orients, und meynt, diese Strafe sey ein Sporn zu Fleiß und Ordnung für den zärtlichen Vater, damit er nie in den schrecklichen Fall komme, seine Kinder verpfänden zu müssen.

Es giebt einige Städte und Flecken in der Colonie, doch die meisten Familien leben isolirt auf dem Lande. Daher hat jedes Kirchspiel wohl 12 bis 15 Meilen im Umfang. In so grosser Entfernung von den Kirchen haben religiöse Ceremonien wenig Einfluß. Die Kinder werden oft erst Monate und Jahre lang nach ihrer Geburt zur Taufe gebracht. Unschuld und Unwissenheit bewahren die Sitten.

Die Abneigung für den Luxus scheinen die Pensylvanier nur sterbend zu verleugnen, denn ihre Leichenbegängnisse sind prächtig, fast verschwenderisch. Im Allgemeinen sind die einfachen, tugendhaften, selbst die wilden und armen Völker eifersüchtig auf ihr Begräbniß, denn sie betrachten diese letzte Ehre als eine Pflicht, und diese Pflicht als einen Theil der Liebe ihrer Verwandten, eine Liebe, die immer am wärmsten ist, je mehr die

Gesellschaft dem Stande der Natur sich nähert. Die Leichenbegleitungen sind immer zahlreicher in kleinen Gesellschaften als in großen, denn es giebt da wenigere, aber größere Familien; es herrscht da mehr Eintracht und folglich mehr Kraft. Das ist die Ursache, warum kleine Völker grosse Nationen überwunden haben, und warum die Griechen die Perser besiegten.

Aus eigenem Hanf und Flachs und aus der Baumwolle des mittägigen America fabricirt Pensylvanien eine grosse Menge Zeuge, aus der Wolle seiner Schaafe grobe Tücher. Um fremde Waaren einzutauschen, bringen dessen Schiffe nach fremden Inseln Zwiebacke, Mehl, Butter, Waizen, Talg, Früchte, gesalzenes Fleisch, Cyder, Bier und alle Gattungen von Bauholz. Bis jetzt war die Handelsbilanz nicht günstig für die Provinz, die nur der Landbau und Vermehrung der Heerden zum Ziele ihres Fleisses macht; sie wird daher zwar später ihren Wohlstand begründen, aber sicherer und dauerhafter. Was ihre Fortschritte aufhalten könnte, sind die zerstreuten Anpflanzungen.

Die Familie Penn, als Eigenthümerin aller Ländereyen, vertheilt deren gegen den üblichen Grundzins, wo und so viel man will. Darum mängelt der Colonie ein gewisses Ganzes, ihre zerstreuten Einwohner werden ein Raub des geringsten Feindes, der sich nicht scheut, sie anzugreifen. Im Jahr 1769 betrug die Ausfuhr aus Pensylvanien über dreyzehn Millionen Livres, und sie ist seitdem sehr gestiegen.

Philadelphia oder die Bruderstadt, ist der Mittelpunkt aller dieser Betriebsamkeit. Sie liegt am Zusammenfluß des Delaware und Schuilkill. Nach Penns Bestimmung sollte sie zwey Meilen lang und eine Meile breit seyn, man hat aber bis jetzt nur an den Ufern des Delaware gebaut, doch ohne von dem Plane des Stifters abzuweichen. Die Straßen sind nach der Schnur gezogen, 50 bis 100 Fuß breit, auf beyden Seiten mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind von Ziegelsteinen erbaut und mit vielfarbigem Marmor geschmückt, der nahe bey der Stadt gebrochen wird. Jedes Haus hat seinen Garten.

Die meisten Secten haben Kirchen, Manche auch keine, ohne darum weniger tugendhaft oder glücklich zu seyn. Das Rathhaus ist prächtig. Da versammeln sich jährlich Ein auch Mehreremale die Repräsentanten der Colonie, um das gemeine Beste zu berathen. Neben dem Rathhause ist eine vortreffliche Bibliothek, welche der berühmte Franklin 1732 gestiftet hat. Sonnabends steht sie dem Publikum offen, aber denen, die zu ihrer Gründung beytrugen, täglich. Die übrigen erlegen ein Miethgeld, und, wenn sie die Bücher zur rechten Zeit nicht wiederbringen, eine Strafe. Aus diesem Fond wird die Bibliothek noch stets vermehrt, und schon ist eine Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten, wie auch ein naturhistorisches Kabinet hinzugefügt worden.

Ein weiser, freygebiger Bürger, Logan, hat 1752 dem Publikum eine vortreffliche Bibliothek aller Classiker vermacht, die er während eines langen, arbeitsamen Lebens gesammelt hatte. Die 1749 gegründete Schule verdankt gleichfalls ihre Entstehung Franklin, dessen Nahme sich mit allem Grossen und Guten mischt. Hier wird nie über

Worte gestritten werden; hier wird man sich nie wegen unbegreiflicher Geheimnisse hassen. Wenn Despotismus, Aberglaube oder Krieg einst Europa in die Barbarey zurückgestürzt haben, aus welcher Künste und Philosophie sie hervorgezogen hatten, dann werden diese Fackeln des menschlichen Geistes die neue Welt erleuchten, und das Licht wird zuerst in Philadelphia erscheinen.

Die Bevölkerung dieser Stadt läßt sich nicht genau angeben, weil viel Secten ihre Kinder gar nicht taufen lassen und die Todtenlisten nicht pünktlich geführt werden. Gewiß scheint aber, daß 1766 sie 20000 Einwohner zählte, die sich fast alle vom Handel nährten, der sie wohlhabend und reich machte. Dieser Wohlstand wird immer wachsen, da bis jetzt nur der sechste Theil der ganzen Provinz urbar gemacht worden. Philadelphia ist eine offene Stadt. Das ganze Land ist offen, gemäß den Grundsätzen der Quäker, der bescheidensten, redlichsten, arbeitsamsten und wohlthätigsten Menschen. Vielleicht darf man nur ihre Gesetzgebung der Unbesonnenheit und Verwegenheit anklagen, denn sie hat, bey aller Sorgfalt für das Innere, nichts gethan, um ihr

Werk von Aussen zu schützen. Ja, wenn die Welt aus lauter Quäkern bestünde, dann würde Pensylvanien nie einen Feind haben; so aber hat man die Lämmer dem Wolf, die Bürger dieses friedlichen Staates dem ersten besten Tyrannen geliefert, dem es einfällt, sie zu unterjochen. Doch was würde er gewinnen? — Geht nur, ihr kriegerischen Völker! all' ihr Sklaven und Tyrannen! zieht hin nach Pensylvanien, ihr werdet alle Thüren offen, alle Güter in eurer Gewalt, keinen einzigen Soldaten, nur Landbauern und Kaufleute finden. Aber wenn ihr sie peinigt, so werden sie flüchten, ihre Brachfelder, ihre zerstörten Fabriken und Magazine euch hinterlassend; sie werden ein neues Land bevölkern und anbauen; sie werden die Welt umkreisen und eher auf ihrem Wege sterben, als euch erwürgen oder gehorchen. Was würdet ihr gewonnen haben? Den Abscheu der Mitwelt und den Fluch der Nachwelt!

Atticus.

Vor Kurzem fand ich in einem alten Büchlein — Le retour des pieces choisies, ou Bigarrures curieuses — einen heftigen Ausfall gegen ein anderes, noch älteres Büchlein, betitelt Cesarion ou entretiens divers, weil der Verfasser dieses letztern den Charakter des Pomponius Atticus angegriffen. Es giebt keinen Mann im ganzen Alterthum, sagt der Verfasser des Erstern, dessen Ruf besser begründet wäre. Gleichzeitige Schriftsteller preisen ihn, und haben das Urtheil der Nachwelt bestimmt. Dennoch ist sein alter, gleichsam grau gewordener Ruhm von einem neuen Criticus angetastet worden, das hat eine Menge Leser empört. Der An-

greifer behauptet: Atticus sey weder durch seine Geburt, noch durch seine Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent berühmt geworden. Der Vertheidiger antwortet: er sey römischer Ritter gewesen und zwar von einer der ältesten Familien dieses Ordens, also von vornehmer Geburt, denn die römischen Ritter hätten bey weitem nicht so tief unter dem Senate als hoch über dem Volke gestanden; überdieß sey Atticus von mehreren Seiten mit der Familie des Augustus verwandt gewesen. Der Angreifer selbst gestehe: es würde schwer seyn, mehr Geist zu besitzen als Atticus, und sich auf Zeiten, Menschen und Geschäfte besser zu verstehen — ferner: er habe ausserordentliche Talente zum Dienst des Vaterlandes besessen. Wie könne man folglich behaupten: er habe sich durch kein besonderes Talent ausgezeichnet? — Man müsse überdieß, um den Atticus zu verkleinern, auch den Cornelius Nepos, seinen warmen Lobredner, herunter setzen u. s. w.

Nachdem ich dieses gelesen, glaubte ich allerdings, Cesarion sey eine Art von Garlieb Merkel und habe, blos um mit Paradoxen zu

glänzen, den Atticus angegriffen, wie Jener neulich den Cicero. Doch als ich auch dieses Büchlein durchblätterte, fand ich bald, daß Cesarion schwerer zu widerlegen sey, als Garlieb Merkel, und, da seine Betrachtungen mir sehr interessant, seine Bemerkungen größtentheils sehr wahr schienen, so pflückte ich diese vergessene Blume für Clio's Körbchen.

Von den Sitten der Alten, so hebt er an, scheint mir keine rührender als die Regelmäßigkeit ihrer Freundschaften. Wer heutzutage sie darin nachahmen wollte, würde für lächerlich gehalten werden. Die honettesten unter seinen Freunden würden, ohne zu spotten, sich blos die unendlichen Vortheile zu nutze machen, die daraus entspringen, wenn man so geliebt wird; die übrigen würden ihn ungestraft auslachen; aber Alle insgesammt ihn als eine Art von Tyrannen betrachten, wenn er verlangte, daß sie ihn eben so behandeln sollten als er sie.

So war es nicht in Griechenland zu Xenophons Zeiten. Diese, uns so fremde Regelmäßigkeit war damals unerläßliche Pflicht, eine der wesentlichsten

Eigenschaften des Mannes von Ehre, die eben so viel Ruhm erwarb als grosse Thaten. Xenophon sagt, bey Gelegenheit des Mordes, den die treulosen Perser an den griechischen Heerführern verübten: „Sie starben, nachdem sie tadellos gelebt „hatten, sowohl im Krieg als in der Freundschaft.“ Wer könnte heutzutage, bey einem Leichenbegängnisse unserer Generale, diesen Lobspruch wiederhohlen?

Möge die Freundschaft immerhin jetzt noch eben so warm seyn, allein sie ist minder zart. Auch in unsern Tagen haben wir Handlungen von Uneigennützigkeit, Treue und Muth bewundert, die den Glänzendsten des Alterthums an die Seite gesetzt werden dürfen; aber ich zweifle, daß man Beyspiele der Sanftmuth und Geduld finden wird, wie die Alten deren so oft bey den Klagen und Vorwürfen ihrer Freunde gaben, selbst wenn diese Klagen und Vorwürfe ungerecht waren; von der schonenden Nachsicht, die sie gegen unbezwingliche Leidenschaften derer, die sie liebten, bewiesen; und endlich von der Pünktlichkeit, den Aeusserungen der Achtung und Empfindung, die sie nie gegen ihre

Freunde vernachläſſigten. Hier iſt ein Beweis davon:

Atticus war Schiedsrichter geweſen in der Sache eines Mannes, der ein gemeinſchaftlicher Freund von ihm und Cicero war. Mit dem Ausſpruch, welchen Atticus gefällt, war er unzufrieden, und es ſcheint, er habe wohl Urſach dazu gehabt. Denn Atticus, der kurz darauf nach Griechenland gieng, ſchrieb deshalb an Cicero: „Wenn Jemand auf mich zürnt, ſo iſt es an dir, „ihn zu beſänftigen.“

Cicero antwortete: „Du brauchteſt mich nicht „daran zu erinnern, ich habe ohnehin nichts ver„nachläſſigt. Allein er iſt noch ſehr gegen dich auf„gebracht. Ich habe alles geſagt, was zweckmäſſig „ſchien, doch vor der Hand nicht weiter gehen „mögen, bis ich deinen Willen vernommen.“

Einer unſerer Zeitgenoſſen an Cicero's Stelle, wäre gewiß ſogleich weiter gegangen, und vielleicht viel weiter als Atticus wünſchte, denn die meiſten Leute dienen ihren Freunden weniger um dieſen, als um ſich ſelbſt ein Vergnügen zu machen und fragen nicht, wie weit ſie gehen dürfen. Es iſt

nichts gefährlicher, als von solchen Freunden einen Dienst zu begehren. Sie thun immer mehr als man gewollt, und man darf sich nicht einmal beklagen, ohne von aller Welt verdammt zu werden, denn sie meynten es ja so gut. Cicero fiel nicht in diesen Fehler. „Wenn du mir schreibst" fuhr er fort, „was du wünschest, so sollst du erfahren, daß ich eben so dringend, aber auch eben „so zurückhaltend seyn werde, als du selbst bestimmen wirst."

Er hatte auf diesen Brief noch keine Antwort erhalten, als er in einem zweyten Schreiben wiederholte: „Unser Freund ist noch sehr aufgebracht „gegen dich. Melde mir, wie viel oder wenig „das dich bekümmert, so werde ich den Grad meiner Bemühungen darnach abmessen."

Er begriff also, daß Atticus wohl einen Preiß auf die Versöhnung setzen könnte, ohne sie eben um jeden Preiß zu wünschen. Er besaß also nicht die unter uns so gewöhnliche Eitelkeit, seinen Freunden vorschreiben zu wollen, was sie thun oder lassen sollten, statt ihnen blos zu rathen; denn heutzutage spielen die meisten Freunde die Hofmei-

ster und affectiren eine gewisse Ueberlegenheit, welche die tödtlichste Pest der Freundschaft ist.

Wie viele giebt es jetzt wohl, die da fähig wären, in einer Sache ganz nach den Ansichten ihrer Freunde sich zu verwenden, wenn sie glauben, daß diese Ansichten nicht die rechten sind? — Es wäre schon viel, wenn sie in einer solchen Stimmung sich lieber gar nicht damit abgäben, aber die Wenigsten können das über sich gewinnen. Sie wollen ihre Freunde in der Noth nicht zu verlassen scheinen, oder sie fürchten, die Sache könnte durch Andere, ihren Ansichten zuwider, ausgeführt werden. Lieber mischen sie sich darin und sehen es nicht ungern, wenn Alles fehlschlägt, denn sie haben es ja voraus gesagt. Sie haben das ihrige gethan, sie haben es gut gemeynt, aber so gieng es nun einmal nicht.

Der wahre Freund ist nur dann mit sich selbst zufrieden, wenn der Freund mit ihm zufrieden ist. Keine andere Art von Interesse, keine Eitelkeit mischt sich in seine Handlungen. Er vergißt sich selbst und vernichtet sich gleichsam, um blos in der Seele des Freundes zu leben. Der falsche Freund

Hingegen kann seine Persönlichkeit nie ganz aus dem Spiele lassen.

Nach erhaltener Antwort schrieb Cicero: „Ich „verspreche dir, unsern Freund zu besänftigen und „vielleicht ihn dir ganz wieder zu gewinnen. Ich „hatte schon aus eigenem Triebe daran gearbeitet, „nun aber, da ich aus deinem Briefe schliesse, daß „du es eifrig wünschest, werde ich meine Bemü„hungen verdoppeln. Er ist freylich aufs äusserste „erbittert, aber da es mir vorkommt, als hätte er „eben keine wichtige Ursache dazu, so denke ich ihn „wohl zu bewegen."

Er betrog sich in dieser Hoffnung, und das gieng sehr natürlich zu, denn er war nicht gründlich mit der Sache bekannt. „Es ist Alles verge„bens" schrieb er nach einiger Zeit an Atticus, „ich habe nicht einmal die eigentliche Ursache seiner „Sinnesänderung gegen dich herausbringen kön„nen. Denn was er auch von deinem schiedsrich„terlichen Ausspruch und einigen andern Dingen „sagt, die mir schon bekannt waren, so giebt es „doch noch etwas anders, das ihm augenscheinlich „mehr am Herzen liegt als alles übrige. Weder

„deine Briefe noch meine Verwendung wird be-
„würken, was du selbst, gegenwärtig, durch deine
„Gespräche, durch deine einschmeichelnden Manie-
„ren am besten bewürken kannst, wenn du es nem-
„lich der Mühe werth hältst. Du wirst es aber
„auch der Mühe werth halten, wenn du meinem
„Urtheil vertraust und deiner Redlichkeit treu blei-
„ben willst. Wundere dich übrigens nicht, daß ich
„dir nichts weiter versprechen kann, denn er ist
„hartnäckiger in seinem Zorne als jemals."

Cicero hatte folglich sehr wohl gethan, daß er nicht zu weit gegangen war, denn Atticus würde es ihm vielleicht schlechten Dank gewußt haben.

Warum wollte aber der Mann die eigentliche Ursache seines Unwillens nicht entdecken? — Vielleicht weil die gerechtesten und empfindlichsten Ursachen sich oft am wenigsten sagen lassen, eben weil sie die klarsten sind, und keine Entschuldigung verstatten. Die Grösse einer Beleidigung ist immer nur dem bekannt, der sie empfangen und dem, der sie angethan hat, denn sie ist abhängig von der Stimmung des Beleidigten in dem Augenblicke, wo sie ihm wiederfuhr und von der Kenntniß, die

Der Beleidiger von eben dieser Stimmung hatte, eine Kenntniß, die er vielleicht ausschließlich besaß, die er aber gegen jeden andern, nur nicht gegen den Beleidigten, ableugnen und folglich dem Letztern das Unrecht aufbürden kann. Darum scheinen die grausamsten Beleidigungen denen oft so unbedeutend, die sie nicht empfangen haben. Meistens läßt sich auch nicht Alles erklären, ohne zugleich Dinge aufzudecken, die man verheimlichen will. Wenn der Beleidiger das weiß, so fordert er den Andern kühn auf, seine Gründe zu sagen, wohl wissend, daß er schweigen muß.

Auffallend ist, was Cicero in der Folge hinzufügte: „Ihr mögt Euch nun versöhnen oder nicht, „und welcher von Euch auch Recht oder Unrecht „haben möge, so wird er sich immer am übelsten „dabey befinden."

Das scheint nicht sehr vernünftig, war aber doch sehr wahr. Atticus genoß eines solchen fest begründeten Rufes der Rechtlichkeit und Klugheit, daß Jedermann in Rom ihm würde Recht gegeben haben, ob er gleich seinen Ruf nicht immer verdiente.

Er gehörte zu der Gattung von berühmten Leuten, die es weder durch ihre Geburt, noch durch ihre Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent geworden sind, sondern nur durch eine gewisse Art zu leben und sich in der grossen Welt geltend zu machen, die nicht schwer zu täuschen ist. Es gehört dazu weiter nichts, als daß man viel Geld und viel Verstand habe, ohne heftige, weder gute noch böse Leidenschaften gebohren sey und so gleichgültig für Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man ohne Herzklopfen die Unterdrückung dieser Tugenden mit ansehen, sie auch allenfalls, wenn es nützt, selbst unterdrücken könne. Dabey muß man aber nicht von Natur ungerecht oder ein Betrüger seyn, auf daß man die meiste Zeit hindurch dieselben Tugenden mit Leichtigkeit auszuüben im Stande sey, weil der Fall weit häufiger ist, daß es Vortheil bringt, gerecht und wahr zu seyn, als daß es Schaden stiftet. Man muß ferner vieler Menschen Freund, aber keines Menschen wahrer Freund seyn; wenig mit seines Gleichen umgehen, sie aber auch nicht verachten. Mit diesen Eigenschaften ist nichts leichter als den Um-

gang und das Vertrauen der Grossen zu gewinnen, besonders wenn man keinen Rang hat, dem sie eine gewisse Achtung beweisen müssen. Wenn nun ein Mann von diesem Charakter seinen Verstand mißbrauchen will, um den Lächerlichkeiten der Grossen zu schmeicheln, die gerade ihre empfindlichsten Seiten sind; wenn er diejenigen Eigenschaften an ihnen lobt, die sie würklich besitzen, die aber von Jedermann sonst getadelt werden; oder diejenigen, die sie zu besitzen sich einbilden, die aber Jedermann ihnen abstreitet; o dann kann er es sehr weit bringen! vollends wenn er versteht, die Freundschaft zweyer Grossen sich zu erhalten, die einander tödtlich hassen, und dadurch beyden Partheyen sich gleich nothwendig zu machen. Dann werden sie um die Wette ihn rühmen und preisen und Fremde, welche diesen Ruhm von so verschieden gesinnten Männern vernehmen, werden natürlich glauben, daß nur die Macht der Wahrheit ihre Stimmen vereinigen konnte. So wird der Schlaue bald allgemein bewundert, und so entsteht nach und nach das Fantom eines erschlichenen Ruhmes.

Ein solcher Mann ungefähr war Atticus. Sein Freund hingegen besaß einen ganz verschiedenen Character, und ein gründliches, von jenem erkünstelten eben so verschiedenes Verdienst. Er nannte sich Lucius Luccejus, war aus einem guten Hause gebürtig, und schrieb die Geschichte seines Jahrhunderts mit einer Beredtsamkeit, die man nach den dringenden Bitten des Cicero abmessen mag, durch die er ihm anlag, sich der Geschichte seines Consulats besonders zu widmen, zugleich mit einer ihm gewöhnlichen Freymüthigkeit. In einer berühmten Rede des Cicero (pro Coelio) werden die Sittenreinheit, die Redlichkeit, Güte und Gelehrsamkeit des Luccejus hoch gerühmt. Selbst in den Briefen an Atticus konnte Cicero sich nicht enthalten zu erklären: „Luccejus sey ein vortreff„licher Mann (vir optimus) und sein wärmster Freund (Amicissimus.)"

Es ist derselbe Luccejus, der nachher, zugleich mit Cäsar und Bibulus, sich um das Consulat bewarb, und nur deshalb es nicht erhielt, weil er mit Cäsar gegen Bibulus im Einverständniß gewesen. Denn diese Verbindung machte ihn Cäsars

Feinden verdächtig, und da sie diesen grossen Mann selbst nicht ausschliessen konnten, so wollten sie ihm wenigstens nicht den Collegen geben, den er wünschte; sie setzten Himmel und Hölle in Bewegung und brachten es endlich dahin, daß Bibulus erwählt wurde.

Es scheint, daß Lucceius nach dieser fehlgeschlagenen Hoffnung sich zurückzog, auch, zu Folge seiner Gewissenhaftigkeit, die Verbindung mit Cäsar abbrach, denn dieser bediente sich seiner nicht in dem Bürgerkriege, wie seiner übrigen Freunde; Lucceius blieb während dieser Zeit auf dem Lande oder zu Rom verborgen, seinen Studien obliegend.

Um ihn noch näher kennen zu lernen, darf man nur den Brief lesen, den er an Cicero über den Tod von dessen geliebten Tochter Tullia schrieb; Herzensgüte, Klugheit und Bescheidenheit leuchten daraus hervor. Hier ist er:

Lucceius an Cicero. Bist du gesund, so freut es mich. Mit mir steht es wie gewöhnlich, vielleicht noch etwas schlechter. Ich habe dich öfter besuchen wollen und bin erstaunt, daß du Rom verlassen gleich nachdem du von mir gegangen. Ich

kann noch jetzt nicht begreifen, was dich dazu nö-
thigte. Willst du in der Einsamkeit dich ergötzen,
schreiben oder dich sonst auf deine Weise beschäfti-
gen, so freue ich mich darüber und bin weit ent-
fernt, es zu tadeln; denn man kann nichts ange-
nehmeres thun, nicht allein in dieser elenden Zeit,
in der wir leben, sondern sebst in den ruhigsten,
glücklichsten Zeiten. Vor Allen ein Geist wie der
deinige, der, nach grossen Anstrengungen, Erhoh-
lung sucht und immer aus sich selbst etwas hervor-
bringt, was Andern köstlich und ihm selber rühm-
lich ist. Bist du aber hingegangen, um dich deinem
Schmerz zu überlassen, wie du hier thatest, so
traure ich, weil du leidest; doch, wenn ich frey-
müthig reden darf, ich billige dein Betragen nicht.
Denn du, dessen Scharfsinn das Verborgenste ent-
deckt, begreifst du nicht, daß deine ewigen Klagen
fruchtlos sind? daß du selbst nur deinen Schmerz
verdoppelst? hingegen daß es klug wäre, dich zu
zerstreuen? — Vermögen meine Ueberredungen
nichts gegen dich, so gieb meinen Bitten nach.
Ich beschwöre dich bey der Achtung, die du mir be-
weisest, gieb dieß trauernde Leben auf, kehre zu

deinen Freunden zurück! oder, wenn du die Einsamkeit vorziehst, so lebe zum wenigsten mit dir selbst wie vor deinem Unglück. Es wird mir weh thun, wenn mein Eifer dir mißfällt, und doch kann ich mir nicht helfen, ich muß zudringlich werden. Bewillige meine Bitte, wenn du kannst, oder vergieb mir diese Zudringlichkeit, wenn du nicht kannst.

Luccejus war ein Mann aus der guten alten Römerzeit, er paßte nicht mehr in die letzten Jahre der Republik, wo Sittenverderbniß mächtig eingerissen war; was Wunder, daß der geschmeidige Atticus mehr gerühmt wurde als Er? — Die meisten Menschen beurtheilen, was geschieht, nach den Personen, durch die es geschieht, statt daß sie umgekehrt die Personen nach ihren Handlungen beurtheilen sollten. Aber freylich, dann müßten sie diese Handlungen gründlich untersuchen und dazu sind sie zu träge; hingegen ist weit leichter über Handlungen abzusprechen, je nachdem man für oder wider die Person eingenommen ist. In diesem Falle vermeidet man ohnehin, irgend etwas zu er-

gründen, was eine Täuschung vernichten könnte, denn man mag nicht der Betrogene seyn.

Wenn also Cicero an Atticus schrieb: daß, wenn auch Luccejus Recht habe, doch die Welt nur ihm Unrecht geben werde; so ist dabey blos zu verwundern, daß er dem Atticus so freymüthig ins Gesicht sagte, er könne auch wohl Unrecht haben, diesem Manne, der nie Unrecht haben wollte.

Ob Luccejus und Atticus sich jemals versöhnten, und wie, ist unbekannt. Aber es erhellt aus Cicero's Briefen, daß sie zwölf Jahre nachher wieder mit einander umgiengen. So geht es gewöhnlich, wenn man mit Leuten von dem Character des Atticus zu thun hat. So innig man auch von ihrer Treulosigkeit überzeugt seyn möge, so kann man doch am Ende den Zudringlichkeiten gemeinschaftlicher Freunde nicht widerstehen: denn immer sind diese dem Beleidiger geneigter, als dem Beleidigten.

Atticus ist nicht der einzige Mann in der Geschichte, der einen grossen Ruf usurpirt hat. Man könnte noch hundert alte und neue Beyspiele anführen. Es scheint, daß sein Biograph der Stim-

me des Volkes vertraute, die nicht immer die Stimme Gottes ist. Es giebt leider keinen grossen Ruf, zu dem man nicht durch Geld, Verstand und Eitelkeit gelangen könnte. Hohe Verdienste ohne wahre Rechtlichkeit erkenne ich nicht an, und eben diese letztere besaß Atticus nicht, obgleich man ihm übrigens zugestehen muß, daß er mit sehr viel Geist und Klugheit die feinste Kenntniß der Menschen, Zeiten und Geschäfte verband.

Cornelius Nepos war weniger sein Biograph als sein Panegyrist; ein mittelmässiger Kopf, wie aus allem hervorleuchtet, was von ihm uns übrig geblieben; er nahm auf Treu und Glauben Alles an, was er, zum Ruhme des Atticus, vom Atticus selbst erfahren hatte. Er rühmt sich, so vertraulich mit seinem Helden umgegangen zu seyn, daß er sogar das Tagebuch seiner Ausgaben gesehen. Er hat ihm seine Lebensbeschreibungen dedicirt, und auch einige derselben auf dessen Bitten geschrieben. Uebrigens scheint es nicht, daß dieser Schriftsteller so viel in der Welt gegolten habe, als die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen. Vielleicht war die Freundschaft des Atticus das,

was ihm die meiste Ehre erwarb, und er folglich dabey interessirt, ihn so hoch als möglich zu erheben. Dabey gieng er aber so ungeschickt zu Werke, daß gerade die glänzendsten Handlungen, die er berichtet, entweder von andern, glaubwürdigern Schriftstellern geradezu widerlegt, oder so von ihnen dargestellt werden, daß er selbst das Verdienst derselben vernichtet, indem er ihre wahren Motive aufdecket. Wenn er z. B. zeigen will, daß sein Held nur auf rechtlichen Wegen seine Reichthümer vermehrt habe, so behauptet er kühn, Atticus habe nie, weder mittelbar noch unmittelbar, sich in öffentliche Geschäffte gemischt gleich andern römischen Rittern. Aus Cicero's Briefen aber — die doch Nepos, seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, gesehen hatte — erhellt gerade das Gegentheil, denn in diesen nennt er ihn Publicanus, (Pachter der Staatseinkünfte) und giebt ihm Nachricht von einem Senatsbeschluß gegen die Gläubiger der freyen Völker, wobey Atticus interessirt war, weil er dem Volke von Sicyon grosse Summen vorgeschossen hatte.

Es wäre auch unbegreiflich, wie er so ausserordentliche Reichthümer erwerben können — da er sehr gut lebte und sehr viel verschwendete — wenn er nie ein Amt verwaltet oder sonst auf irgend eine Weise etwas gewonnen hätte.

(Hierauf antwortet der Verfasser des zuerst genannten alten Büchleins, man müsse in Cicero's Briefen nicht Publicanus, sondern Publicanis lesen, so bekomme die Stelle einen ganz andern Sinn. Atticus habe durch den Tod seines Oheims, Quintus Coecilius, mehr als eine Million geerbt, und sey zuvor schon reich gewesen.)

Ein gewisser Bosius, ein gelehrter französischer Critiker, hat aus einigen dunkeln Worten, die Atticus an Cicero schrieb, die Entdeckung gezogen, daß er eine Leihbank in Rom hielt, aber nicht unter seinem eigenen Nahmen, sondern unter dem Nahmen Anderer, die Oppius hiessen, in seinem Solde standen und sich öffentlich damit abgaben. Daß Nepos das nicht wußte, mag ihm zu verzeihen seyn, denn aus der räthselhaften Art, wie Atticus darüber sich ausdrückte, läßt sich schon schliessen, daß er diesen Umstand mit grosser Sorg-

falt verheimlichte, und ihn wohl am wenigsten seinem Biographen mittheilte.

Wenn dieser in einer andern Stelle die hohe Achtung recht auffallend machen will, die Jedermann für seinen Helden hegte, so versichert er sehr bestimmt, Pompejus habe es ihm nicht verübelt, daß er während des Bürgerkrieges in Italien blieb, ohne Parthey zu nehmen, ob er gleich des Pompejus vertrauter Freund war. Indessen mußte Cicero das doch besser wissen als Nepos, denn er war gerade damals mit Pompejus in Thessalien und schrieb sehr bestimmt an Atticus, nach dem Tode des Pompejus: Dieser habe Alle diejenigen für seine Feinde gehalten, die sich nicht laut für ihn erklärten: „Dich eben sowohl als „die andern" fügt er hinzu, „denn man war „entschlossen, dich sehr grausam zu behandeln." Man könnte noch viele dergleichen Beyspiele von des Nepos Mangel an Wahrhaftigkeit anführen, allein es sey genug an einem letzten.

Er versichert, Atticus habe dem Cicero eine unwandelbare Treue in allen Gefahren bewiesen, und doch beklagt sich Cicero bitterlich in seinen

Briefen über das Gegentheil und macht dem gerühmten Freunde die gerechtesten Vorwürfe. Die Freundschaft zwischen diesen beyden Männern ist so berühmt geworden, daß bisher Niemand zu zweifeln sich unterstanden, sie sey von beyden Theilen gleich warm und treu gewesen; aber man darf nur des Atticus ganzes Leben durchgehen, so wird man nicht ein einziges Merkmal wahrer Gutmüthigkeit finden. Man kann auch nicht zu seiner Entschuldigung anführen, die grosse Welt habe ihn verdorben, denn er war schon in früher Jugend, was er in spätern Jahren gewesen. Sein Vater, den er früh verlohr, hinterließ ihm ein, für seinen Stand ansehnliches Vermögen; er gehörte nemlich zum Ritterstande, das heißt, er war von guter bürgerlicher Abkunft. Schon im Jünglingsalter, wo sonst wohl die Schüchternsten kühn sind, verließ er Italien, und zog sich, unter dem Vorwand zu studieren, nach Athen zurück, eigentlich aus Furcht, weil man zu Rom einen aufrührerischen Tribun hingerichtet hatte, mit dem er verwandt war. Dieser Zug verrieth bereits seine trefflichen Anlagen zum Epikuräer, dessen

Lehren er sich in der Folge ganz ergab. Ohne diese Sekte schmähen zu wollen, muß man doch bekennen, daß es eine sonderbare Weisheit ist, sein Vaterland ohne alle Theilnahme am Rande eines Abgrundes zu sehen, zumal mit Talenten begabt, ihm zu dienen; und Alles drunter und drüber gehen zu lassen, um sich nur nicht der kleinsten Gefahr auszusetzen. Solons Gesetze erklärten denjenigen für einen Niederträchtigen, der in einem öffentlichen Aufruhr keine Parthey ergriff.

Diese gänzliche Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit, welche Atticus sein ganzes Leben hindurch für Alles bewies, was ihn nicht persönlich angieng, war die Quelle seines ununterbrochenen Glücks, und dieses Glück wiederum die Quelle der Bewunderung für ihn. Aber es ist sehr leicht, glücklich zu seyn, wenn man viel Geld, Verstand und Gesundheit besitzt, und sich um Niemanden bekümmert.

Es ist wahr, er lieh seinen Freunden gelegentlich Geld, ohne Hoffnung, es wieder zu erhalten und in Zeiten, wo sie von aller Welt verlassen waren; aber es geschah aus Eitelkeit, aus Prahl-

sucht, nur bey Gelegenheiten, wo es Aufsehen erregen konnte. Er schickte dem jungen Marius, der einst sein Schulkammerad gewesen, Geld, als er verbannt vor Sulla flüchten mußte; allein der Nahme Marius war damals der größte in Rom, und man konnte noch gar nicht wissen, ob er nicht in Kurzem wieder mächtiger seyn würde als jemals, nach dem noch frischen Beyspiele seines Vaters. Er lieh den Athenienfern grosse Summen ohne Interessen, um ihre Schulden zu bezahlen, ließ sie sich aber zur bestimmten Zeit pünktlich wieder geben. Er konnte seine Freygebigkeit nicht schlauer beweisen, als gegen die berühmteste Stadt der Welt, die er, zu einer Zeit, wo es in Rom ihm nicht sicher dünkte, zu seiner Freystatt erwählt hatte und wo man ihm auch aus Erkenntlichkeit alle nur mögliche Ehre erwies, ihm sogar, wider seinen Willen, Bildsäulen auf öffentlichen Plätzen errichtete. Man könnte einwenden, daß auf diese Weise jede großmüthige Handlung sich verschreyen und der Eitelkeit beymessen ließe. Allein Atticus hat deren, dem Anschein nach, noch weit großmüthigere vollbracht, gegen die Cicero doch man-

ches zu sagen wußte; und wenn man bedenkt, wie schonend der letztere in allen Stücken mit seinem Freunde umgieng, so darf man wohl kühn behaupten, daß dessen Freygebigkeit ihm sehr verdächtig war, da er sich gegen ihn selbst folgendergestalt darüber ausdrückt: „ist es wahr, daß du „den Athenienfern ein Geschenk an Getraide ge„macht? Gefällt dir das?" (oder hältst du es für gut?)

Nach Cäsars Tode wurde vorgeschlagen, die römischen Ritter sollten einen Fond zusammenschießen, um Cäsars Mörder zu unterhalten, wegen des großen Dienstes, den sie der Republik geleistet. Einer der Ritter, der mit der Leitung des Geschäffts beauftragt war, glaubte sich gleich anfangs an Niemand besser wenden zu können, als an Atticus, den besten Freund des Brutus, der das Haupt der Verschwornen gewesen. Was that Atticus nach des Nepos eigenem Zeugniß? „Er „machte das Projekt scheitern, erklärend, es zieme „sich nicht, seinen Freunden aus Partheigeist zu „dienen."

So sprach er, als die ganze Welt die Handlung des Brutus als eine Heldenthat erklärte. Als aber das Blatt sich wendete und Brutus flüchten mußte, schickte er ihm ansehnliche Summen zum Geschenk. Dieß Geschenk konnte aber doch nie so viel betragen, als die ganze Ritterschaft ihm gegeben haben würde, wenn Atticus es nicht verhindert hätte. Und warum hatte er es verhindert? Blos um sich auszuzeichnen und um den Ruhm einer guten Handlung nicht mit seines Gleichen zu theilen.

(Fast scheint es, der Verfasser behaupte manches in den Tag hinein, auch nur um sich auszuzeichnen. Es gab noch eine andere Handlung des Atticus, die schwerlich einer Mißdeutung unterworfen seyn kann und zu den großmüthigsten gehört, die jemals verübt worden, nemlich sein Betragen gegen Antonius. Er hätte einen prophetischen Geist besitzen müssen, wenn er, zur Zeit der Belagerung von Modena, das Triumvirat vorausgesehen hätte, folglich kann auch nicht der fernste Eigennutz ihm aufgebürdet werden. Antonius, vom Senat für Roms Feind erklärt, geschlagen

und gezwungen die Belagerung aufzuheben, nach Gallien zum Lepidus flüchtend, von seinen besten Freunden verlassen, von Einigen sogar feindlich verfolgt, seine Gattin und Kinder täglich Mißhandlungen ausgesetzt — in dieser schrecklichen Lage nimmt Atticus alle diejenigen bey sich auf, die dem Antonius treu geblieben, unterstützt sie mit Allem, was sie bedürfen, begleitet dessen Gemahlin Fulvia überall, führt ihre Prozesse, verbürgt sich für sie, leiht ihr Geld ohne Interessen und ohne Handschrift. Um alles das zu thun, muß man, wie mich dünkt, nicht allein sehr wohlthätig, sondern auch sehr brav seyn. Cesarion hat diese Einwendung nicht widerlegen wollen oder können. Er möge nun im Ganzen Recht oder Unrecht haben, so beweiset leider seine Schrift aufs neue, daß es ein sehr zweydeutiges Ding um den historischen Nachruhm ist. — Uebrigens ist es Cornelius Nepos nicht allein, dem man vorwerfen kann, nicht immer wohl unterrichtet gewesen zu seyn. Ein gelehrter, deutscher Professor, Sagittarius, hat schon vor mehr als hundert Jahren, in dem Leben der Tullia, Cicero's Tochter,

bewiesen, daß Plutarch in Cicero's Leben Dinge sagt, welche durch Cicero's Briefe widerlegt werden.)

Die Zeitrechnungen der Griechen.

Wer die ganze chronologische Ordnung der Olympiaden, Pythiaden, Isthmiaden und Nemeaden kennen lernen will, der findet Alles beysammen in dem Werke eines Bischoffs, Wilhelm Lloyd, der im Jahre 1700 zu Oxfort eine Series chronologica herausgab und nebenher noch mit großer, undankbarer Mühe die Nahmen aller derer auszuspähen suchte, die etwa einmal in jenen Spielen den Preiß davon getragen hatten. Die historischen Handlanger sind brave nützliche Menschen, aber oft tragen sie auch Schutt herbey. Erst 776 Jahre vor Christi Geburt fieng man an, jene Nahmen aufzuzeichnen und darum zählte man auch die Olympiaden erst von die-

sem Jahre an. Der erste, auf diese Weise geehrte Sieger hieß Coröbus, und war eines Schusters Sohn.

Eine Olympiade ist bekanntlich ein Zeitraum von vier Jahren, nach welcher Ablauf die olympischen Spiele wieder gefeyert wurden. Eine Pythiade hingegen umschloß acht Jahre. Apollo selbst hatte zuerst die pythischen Spiele angeordnet. Ein gewisser Adrast feyerte sie schon im Jahr 1264 vor Christi Geburt und Pausanias hat die Nahmen der Sieger aufbehalten. Aber weit später wurde beschlossen, die Sieger mit Lorbeern zu krönen, und von dem Jahre an, wo das zum erstenmale geschah, zählte man die Pythiaden.

Die isthmischen Spiele erfand ein König von Corinth zu Ehren einiger Meergötter, allein sie glichen mehr Mysterien als Spielen, denn sie wurden bey Nacht gefeyert.

Die nemeischen Spiele wurden 1224 Jahre vor Christus von den Anführern der Argier dem Jupiter und Herkules gewidmet. Sie wurden alle drey Jahre gefeyert. Uebrigens behielt die olym-

piadische Zeitrechnung, des höhern Alters wegen, stets den Vorzug. So ganz ausgemacht ist aber das erste Jahr derselben nicht. Petavius nimmt das Jahr 777 vor Christus an. Calvisius 774. Usser 772. Es wird wohl keinem meiner Leser etwas daran gelegen seyn, die Gründe aller dieser verschiedenen Meynungen zu wissen.

Aehnliche Spiele sind in unsern Tagen wieder hergestellt worden, aber ohne ähnliche Zwecke. In einem grossen Reiche, wo im Glanze des Alleinherrschers Alles verschwindet, können solche Anstalten nur zur Belustigung dienen. In Griechenland vereinten sie die Bürger so mancher kleinen eifersüchtigen Staaten, die sich dort sämmtlich als Bürger Eines Staates betrachten lernten, sich lieb gewannen, Gastfreundschaft mit einander errichteten, manches Vorurtheil ablegten, manche Streitigkeiten ausglichen; auch wurden da Bündnisse, Friedensschlüsse und dergleichen öffentlich bekannt gemacht. Wenn Deutschland, als es noch eine grosse Republik war, alle drey oder vier Jahre germanische Spiele

gefeyert hätte, so würde es sie vielleicht noch jetzt feyern dürfen; denn alle die Vortheile, welche Griechenland aus seinen olympischen Spielen zog, würde auch Deutschland gewonnen, der Süd- und Norddeutsche sich nicht stets angefeindet, sie Alle sich als Bürger Eines Staates betrachtet haben, und dann hätte es nicht blos Deutsche, sondern auch eine deutsche Nation gegeben, mit der, Kraft ihrer Spiele, Niemand hätte spielen dürfen.

Historisches Quodlibet.

In der Geschichte des cypernschen Krieges (die ich im Original nicht kenne, von der aber Pelletier zu Ende des 17ten Jahrhunderts eine Uebersetzung geliefert hat) werden unter andern die feinen Kabinets-Intriguen eben so fein enthüllt, und besonders gezeigt, daß König Philipp II. blos aus eigennützigen Absichten dem Bunde gegen die Pforte beytrat; er wollte die Venetianer ruiniren lassen, um sich einen Weg zur Eroberung von Italien zu bahnen. — Das hat sich Philipp wohl nicht träumen lassen, daß die Nachwelt das einst erfahren würde. Aber eben diese Nachwelt hat einen vortrefflichen Zollvisitator, die Zeit, der die Waare, die man Ruhm

nennt, nicht ungeprüft durchläßt und sie gar oft unächt befindet.

Jenes Beyspiel beweist, wie unnütz alle Vorsichtsmaasregeln sind, durch welche man die Nachwelt zu betrügen gedenkt. Was haben die schlechtesten Kaiser des alten Roms nicht Alles gethan, um die Kenntniß ihrer Verbrechen der Nachwelt zu entziehen! wie viele Menschen brachten sie deshalb um! Die Sklaverey des römischen Volkes war so groß, daß man sich nicht einmal zu beklagen wagte. Wenn es eben so möglich gewesen wäre, das Elend zu vergessen, als nicht davon zu sprechen, so würde man die Erinnerung daran ganz verlohren haben. Das sind Worte des Tacitus. Und doch — was haben jene Kaiser dabey gewonnen? Haben wir nicht Alles erfahren? ist nicht derselbe Tacitus, der mit unter ihre Sklaven gehörte, der Herold ihrer Schande geworden? Er hatte wohl Recht, in seinen Annalen L. IV. alle die Anstalten zu verspotten, die auf Täuschung der Nachwelt abzweckten. Quo magis socordiam eorum irridere libet qui praesenti potentia cre-

dunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Daher thun die Fürsten, die eines wohlklingenden Nachruhmes nicht so recht gewiß sind, freylich am besten, daß sie sich bey Lebzeiten nach Herzenslust loben lassen, denn es kommt eine Zeit, wo vor der Sonne der Wahrheit die tausend Fakkeln der Schmeicheley verschwinden.

— — —

Da die Naturphilosophie bereits erklärt hat, daß sie künftig in der Geschichte eine Rolle spielen werde, so ist nicht zu zweifeln, daß auch die Mystik sich bald wieder einfinden, und man wohl gar, wie vormals, in den Zahlen grosse Geheimnisse suchen und finden wird. Die 318 Knechte des Abraham z. B. sollten eine mystische Figur der Kreuzigung Christi vorstellen, weil, um diese Zahl zu schreiben, man sich der drey Buchstaben T I H bedienen mußte, wovon der Erste ein Kreuz darstellt, die beyden letztern aber die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesu Christi sind. Einige Kirchenväter haben auch behauptet, diese 318 Knechte, mit welchen Abraham die Könige schlug, die Sodom verheert hatten, be-

deuteten die 318 Bischöffe des Nicäischen Concîliums.

— — —

Morhof in seinem Büchlein de patavinitate Liviana, stimmt die, nach ihm tausendmal wiederhohlte, Klage über den Verlust eines grossen Theils des Livius an; denn wir besitzen nichts von ihm, als die erste, dritte und vierte seiner Decaden und die fünf ersten Bücher der fünften. Dann spricht Morhof von den Hoffnungen, welche man nährte, das übrige in der Bibliothek des Grossultans wieder zu finden, nachdem man in dem Bericht des Pietro de la Valle gelesen, daß der türkische Bibliothekar dem französischen Gesandten de Sanci versprochen hatte, ihm für 10000 Ducaten einen vollständigen Livius zu liefern. Es wurde aber nichts daraus, denn der Bibliothekar fand nicht was er suchte. Man schob das auf Rechnung seiner Unwissenheit und hoffte auf bessere Gelegenheit, als 1665 eine Feuersbrunst im Serail auch die Bibliothek des Sultans ergriff, und nun fürchtete man, der Schatz sey verbrannt. Aber plötzlich meldete sich

ein Kaufmann von der Insel Chio, mit Nahmen Justiniani, der im Jahr 1684 oder 85 nach Paris kam, und dem Könige des Livius sämmtliche Werke anbot. Er gab vor, er habe sie von einem Türken gekauft, der, als man während des Brandes alle Bücher aus dem Fenster geworfen, sie glücklich aufgerafft habe. Man versprach dem Justiniani 50000 Dukaten, und zwar jedesmal 10000, wenn er zwey Decaden liefern würde. Allein er ließ nichts weiter von sich hören, und das fromme Gebet, welches der berühmte Erasmus in Einem seiner Briefe an Gott und alle Fürsten richtet, um diesen Schatz zu entdecken, blieb abermals unerhört.

Fast wäre er gefunden worden, wo man ihn am wenigsten suchte, nemlich in Norwegen; denn man erfuhr aus einer alten Handschrift des Bremischen Kapitels, daß ein gewisser Martin Grönning, der 1521 starb, den ganzen Livius aus der Bibliothek von Drontheim erhalten und ihn der vaticanischen angeboten hatte, die ihm auch gern 1000 Pistolen dafür geben wollte. Allein Grönning starb während des Handels un-

das Manuscript gieng verlohren. Morhof meynt, es mögte wohl das Exemplar gewesen seyn, welches ein König der Schotten bey der Eroberung Roms durch Alarich mit sich nahm. Wenn die in Pompeji gefundenen Bücher-Rollen uns nicht endlich einen ganzen Livius liefern, so werden wir wohl der Hoffnung, ihn zu besitzen, entsagen müssen.

— — —

Die Römer hatten einen Sprachgebrauch, der ihre Geschlechtsregister sehr vermirrte. Geschwisterkinder nemlich nannten sie Schwestern und Brüder und fügten selten das Wort patrueles hinzu. Ein gelehrter Jesuit Schotus leugnete diesen Gebrauch, aber ein anderer Gelehrter, Perizonius, in seinen Animadversiones Historicae, hat ihm durch eine Menge Citaten bewiesen (unter denen sich auch klare Stellen aus dem Cicero und Ovid befinden) daß er würklich existirte. Die Entstehung desselben schreibt er der Gewohnheit zu, daß in den ältesten Zeiten die Väter ihre verheyratheten Kinder bey sich im Hause behielten, folglich deren Kinder wiederum, da sie alle Einem

Familienhaupte unterworfen waren, als Brüder und Schwestern miteinander aufwuchsen und auch so genannt wurden. Bey den Griechen war es anders.

— — —

Wer mögte es dem Jesuiten Papebroche nachthun, der die Thaten aller Heiligen beschrieben hat? Die meisten Gelehrten würden lieber in den sibirischen Bergwerken arbeiten, oder die Strafe erdulden, welche Denis, der Tyrann von Syracus, dem Dichter auflegte, der seine Verse durchaus nicht loben wollte. Aber der Geschmack ist verschieden. Ein anderer Jesuit, Rosfweide, fieng in seinem 60sten Jahre eine ähnliche Compilation an, und hoffte, noch vor seinem Ende die Thaten aller Heiligen in 18 Foliobänden zu liefern. Der Kardinal Bellarmin meynte aber, ein zweyhundertjähriges Leben würde nicht hinreichen, ein solches Werk würdig zu vollbringen. Auch starb Rosfweide, ehe noch sein erster Band erschienen war. Ihm folgte der Pater Bollandus, der, nebst einem Gehülfen Namens Henschenius, nach einer fürchterlichen Arbeit von 14 Jahren,

die Heiligen des Monats Januar in zwey Bänden lieferte. Funfzehn Jahre nachher erschienen die Heiligen des Monats Februar in 3 Bänden. Nun starb Bollandus im 70sten Jahre, um Gott Rechenschaft zu geben von jedem unnützen Worte, was er hienieden gesagt oder geschrieben. Der rüstige Henschenius fuhr fort, gesellte sich aber einen neuen Gehülfen, eben jenen Papebroche zu, und so rückte das Werk langsam vorwärts. Die schreibseligen Helden, welche der Tod von der Arbeit rief, wurden immer wieder durch andere abgelöst. — Wenn man einen guten Kopf im Gefängnisse etwa auf eine unverdächtige Weise aus der Welt schaffen wollte, so müßte man ihn verdammen, diese Acta Sanctorum zu lesen.

— — —

Stephan Morini hat acht Dissertationen über Alterthümer geschrieben. In der ersten sagt er seine Meynung über eine Stelle im ersten Buche der Maccabäer, C. 12. v. 21. wo Arius, König der Lacedämonier, dem Hohenpriester schreibt:

„Wir finden in unsern alten Schriften, daß die „von Sparta und die Juden Brüder sind, die-

„weil beyde Völker von Abraham herkommen.“ — Das hätte man sich wohl kaum träumen lassen, daß die Griechen von Abraham abstammten. Grotius wußte sich das nicht anders zu erklären, als indem er annahm, daß die Pelasger, die Stammväter der Lacedämonier, die aus Arabien nach Griechenland kamen, vielleicht Nachkömmlinge Eines der Kinder Abrahams von der Kethura waren. Morini widerlegt das. Er sagt, die Pelasger wären schon vor Abrahams zweyter Vermählung nach Griechenland gekommen und er läßt sie lieber von Esau abstammen. In Thracien gab es ein Volk, Edones oder Edonii, das mögte wohl eine Kolonie von Idumäern gewesen seyn. (Kindern Esau's.) Nun hält man für ausgemacht, daß die Pelasger, ehe sie im Peloponnes sich verbreiteten, Thracien und Thessalien besetzt hatten, folglich können sie wohl mit den Edomitern zu Einem Volke sich verschmolzen haben; eine Verschmelzung, aus der die Spartaner hervorgiengen. — Wem würde es einfallen, wenn er eben die Geschichte des Leonidas gelesen hätte und gleich darauf mit einem Juden schacherte, daß je-

ner Held und dieser Jude Einen Ahnherrn hatten? —

— — —

(Aus der fünften Dissertation desselben Verfassers.) Die Aegyptier hielten es für ausserordentlich wichtig, den Körper vor Verwesung zu bewahren, darum balsamirten sie ihn sorgfältig ein. Die Römer glaubten hingegen, es sey der Seele sehr viel daran gelegen, ihn sobald als möglich zu vernichten, darum verbrannten sie ihn zu Asche. Die alten Perser warfen ihre Todten den Hunden vor (wie noch jetzt die Kalmucken) und meynten, diejenigen, die nicht bald verzehrt wurden, hätten gottlos gelebt. Die heutigen Griechen bilden sich ein, daß die Körper der Bösen, besonders der im Bann Gestorbenen, nicht verwesen, weil der Teufel sich deren bediene, um die Menschen zu quälen. Das Concilium von Eliberi verbot, am Tage Wachskerzen auf Kirchhöfen anzuzünden, damit die Seelen der Heiligen nicht beunruhigt würden; woraus sich schliessen läßt, welche dunkele Begriffe die Christen der ersten

Jahrhunderte von dem Zustande der Seele nach dem Tode hatten.

— — —

Die sechste Dissertation handelt von der Ehescheidung. Die jüdischen Casuisten hatten die strenge Moral des Moses so gelockert, daß sie sogar behaupteten, man könne eine Frau verstossen, wenn sie das Fleisch zu lange habe kochen lassen, oder wenn man eine andere hübscher fände. Der Geschichtsschreiber Joseph gesteht ganz naif, er habe sich von seiner Gattin getrennt, weil ihre Manieren ihm nicht gefallen hätten. — Das Concilium von Eliberi verordnete, daß ein Kirchendiener, dem es bekannt geworden, daß seine Frau die Ehe gebrochen und der sich doch nicht von ihr scheide, das Abendmahl nicht empfangen solle, selbst nicht auf dem Sterbebette. Nach dem Beschluß des Concilliums von Neocäsarea mußte er in einem solchen Falle wählen, ob er seine Frau oder sein Priesteramt behalten wolle?

Die republikanischen Römer dachten minder streng, wenn es wahr ist, daß Cato seine Frau dem Hortensius lieh. Unter den Kaisern hingegen

wurden die Männer hart bestraft, die den Ausschweifungen ihrer Frauen geduldig zusahen. Man verbannte sie, man peitschte sie, und hatten sie etwa gar Geld dafür genommen, so war die Strafe noch härter. (Der heilige Augustin erzählt in seinem Ersten Buche de Sermone domini in Monte, vor etwa 50 Jahren habe ein Gouverneur von Antiochien einen Mann mit dem Tode bedroht, wenn er nicht an einem gewissen Tage ein Pfund Gold in den Schatz brächte. Der arme Mann konnte das Geld nicht auftreiben. Da entdeckte ihm seine Frau, die sehr schön war, es habe ihr Jemand ein Pfund Gold geboten, wenn sie seine Begierden befriedigen wolle. Sie sey auch willig dazu, wenn ihr Gatte, dem ihr Körper zugehöre, es billige. Er dankte ihr ausserordentlich für diese gütige Bereitwilligkeit und war Alles zufrieden. Der verliebte Jemand kam also zu seinem Zwecke, gab aber der Frau, statt eines Beutels mit Gold, einen mit Erde gefüllt. Sie klagte es dem Gouverneur, der ihr Recht schaffte. Das besonderste dabey ist, daß der heilige Augustin sich nicht getraut, diesen Handel zu verdammen.)

— — —

Die Heyden pflegten die Christen zu beschuldigen, sie beteten einen Eselskopf an. Den Grund dieser Beschuldigung sucht Morini in seiner siebenten Dissertation. Die Heyden verwechselten sehr oft die Christen mit den Juden (denn bekanntlich waren die Christen lange nur eine jüdische Secte) und das geschah auch hier. Es bleibt also nur zu untersuchen übrig, was die Juden mit dem Eselskopf zu schaffen hatten? — Morini meynt, es müsse Eines von den Dingen, die im Allerheiligsten des Tempels aufbewahrt wurden, eine etwas ähnliche Gestalt gehabt haben. Die Cherubim konnten das nicht seyn, denn ob man gleich nicht eigentlich weiß, wie sie abgebildet wurden, so ist doch gewiß, daß die Cherubim keinen Eselsköpfen glichen. Die Arche konnte es auch nicht seyn, eben so wenig die Ruthe Aarons, das Rauchfaß, die Gesetztafeln; bey allen diesen Dingen ließ sich an keinen Eselskopf denken. Also das Gefäß, in welchem das Manna aufbewahrt wurde. — Warum denn dieses? — Weil es im Hebräischen Chomer hieß, welches Wort so viel Aehnlichkeit mit Chamor, ein Esel, hat, daß man beyde Worte im ersten Buch Sa-

muels, C. 16. v. 20. verwechselte. Die Heyden mogten also von einem Gefässe Chomer gehört und es für einen Esel Chamor gehalten haben, und zwar nur für den Kopf eines Esels, weil ein Gefäß mit seinen beyden Handhaben einem Esels Schädel ähnlicher sieht als einem ganzen Esel.

— — —

Paul Merula erzählt in einer Abhandlung von den römischen Gesetzen, daß Eines derselben dem Manne erlaubte, seine Frau umzubringen, wenn er sie — nicht etwa auf Ehebruch — sondern bey einem Gläschen Wein ertappte. Und Plinius bezeugt in der That, daß ein gewisser Egnatius Mecennius, der seine Frau aus dieser Ursache ermordet hatte, vom Romulus für unschuldig erklärt wurde. — Es ist wahr, eine betrunkene Frau giebt einen empörenden Anblick, aber es war in dem Gesetz nicht einmal von Trunkenheit, sondern nur vom Trinken die Rede, und da schien es doch sehr hart, daß Wein und Liebe so ganz getrennt bleiben sollten.

— — —

Derselbe Merula handelt auch von den militärischen Strafen und Belohnungen der Römer.

Für leichte Vergehungen mußten die Soldaten Gerste essen, oder sich zur Ader lassen, oder stehend ihre Mahlzeit verzehren. Belohnungen ertheilte blos die Ehre. Ein Triumph, ein Beyname, ein Rang, eine Bildsäule, das genügte den Helden. Von grossen Güterschenkungen wußte man nichts. — Bey Gelegenheit der Bildsäulen erwähnt Merula daß diese Ehre auch bisweilen Gelehrten wiederfuhr. Auf den öffentlichen Plätzen zu Rom sah man die Bildsäule des Hermodorus, Auslegers der zwölf Tafeln, die des Pythagoras und des Ausonius. Aber das waren doch seltene Ausnahmen. Ein tapferer Heerführer wird immer höher geachtet werden als ein friedlicher Lehrer der Menschen. — In Rotterdam hat man dem Erasmus eine Bildsäule errichtet, in Hannover dem Philosophen Leibnitz, in Thorn will man den Copernikus auf gleiche Weise ehren, und von Doctor Luthers Denkmal ist wenigstens schon lange die Rede. Das ist aber auch Alles. Berlin hat grosse Männer hervorgebracht, deren Namen und Werke bey künftigen Geschlechtern auch ohne Bildsäulen leben werden; hingegen findet man da einen Seidlitz, Schwe-

rin u. s. w., von welchen man nach hundert Jahren sich fragen wird: wer waren diese Herren?

— — —

Johnston in einem kleinen Büchlein de naturae constantia, behauptet, der Kanzler du Prat sey ein unwissender Mensch gewesen, und erzählt, als Heinrich VIII. einst acht englische Doggen an Franz I. geschickt habe, so habe du Prat geglaubt, es wären acht Mauleſel, weil er in dem Briefe des Königs von England gelesen hatte: mitto tibi octo molossos. Als er seine Albernheit gewahr wurde, beschönigte er sie durch eine neue Albernheit, sprechend: er habe Molossos pro Muletis gelesen. — Varillas hingegen, in seiner Geschichte Franz I., schildert ihn als einen sehr geschickten Mann und schlauen Unterhändler. Er wurde zuletzt so dick, daß man einen grossen Halbzirkel in seinen Tisch schneiden mußte, um Platz für seinen Bauch zu schaffen.

— — —

Der Jesuit Bavassor, in seiner poesis multiplex et varia, spricht unter andern von der Gewohnheit der Römer in den Briefen, welche sie schrieben, sich immer zuerst zu nennen, gleichviel

ob der, an den sie schrieben, vornehmer war oder nicht. Dieser Gebrauch existirte noch zu den Zeiten des Ausonius, der sich gegen den Paulinus ausdrücklich entschuldigte, daß er seinen eigenen Namen nicht voran gesetzt, es sey um des Verses willen geschehen. Immerhin mache man es jetzt umgekehrt, aber närrisch ist es doch, daß man das Vos oder Te in einem lateinischen Briefe jetzt mit einem großen Anfangsbuchstaben schreiben muß, gleich als säße die Ehre in einem solchen Buchstaben. Auch von den Titeln wußten die Römer nichts, sie nannten die vornehmsten Personen blos bey ihren Nahmen. Darum schrieb ein Bischoff einst an den Kardinal Richelieu: Latine ad te scribo, Armande Cardinalis, ut majestate linguae liberem me a formalis servitutis. (Balzac's Briefe.)

— — —

Mir ist nur Ein Beyspiel bekannt, wo ein Pabst einem Bruder erlaubte, seine Schwester zu heyrathen. Es war der Pabst Calixtus III., der 1455 den Stuhl Petri bestieg. Die Dispensation wurde einem gewissen Johann Grafen von Armagnac ertheilt, der sich mit Isabelle von Armagnac, sei-

ner leiblichen Schwester, vermählte. Das erzählt Pierre Matthieu im Leben Ludwig XI. Es würden sicher manche große Vortheile daraus entspringen, wenn Brüder und Schwestern sich heyrathen dürften. Alle Nachtheile wären leicht zu verhüten, nur der Einzige nicht, daß die Racen gewaltig ausarten würden, zwar nicht in Rücksicht auf den Körper, aber auf den Geist. Denn fürwahr, die ewigen Vermählungen unter nahen Verwandten sind die einzige Ursache des jetzigen Zustandes von Europa.

— — —

Dagobert, der Franken König, liefert ein Beyspiel, wie man durch einen Schreibfehler in üblen Ruf kommen kann. Man hat viele Jahrhunderte hindurch gesagt und geglaubt, er habe eine Nonne geheyrathet, sie war aber nur ein Hoffräulein. Die Abschreiber hatten gesagt: Nanthildem unam ex puellis de Monasterio in matrimonium accipiens sublimavit. Dagegen fand man aber in einer alten Handschrift des Fredegarius: Nantechildem unam ex puellis de Ministerio accipiens reginam sublimavit. Die Druckfehler sind heutzutage bisweilen eben so schlimm.

— — —

Es gicbt eine aufferordentlich gelehrte, lateinische Rede von einem gewissen David le Clerc, über Einen der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens, nemlich über — die Seiltänzer. Man erfährt daraus, daß Hippocrates, der 640 Jahre vor Christus lebte, schon dieser hohen Kunst Erwähnung gethan, und daß der Erste, der sie zu Rom, ungefähr 500 Jahre nach Gründung der Stadt, einführte, Messala Corvinus hieß. Dann werden diejenigen genannt und gepriesen, welche die gefährlichsten Sprünge gemacht haben, die Furioso's der Alten. Zu diesen darf man ohne Zweifel auch jene Egyptier zählen, welche zu den Zeiten des Andronicus Paläologus in Constantinopel sich sehen ließen.

— — —

Ein Jesuit, Cantelius, hat in einer Geschichte der bischöfflichen Sitze (metropolitanorum Urbium historia) der Schicksale von Neapel erwähnt, die in der That merkwürdig sind, da es wohl wenig Länder in der Welt geben wird, die ihre Beherrscher so oft gewechselt haben. (Sieht man aber dabey auf die Kürze der Zeit, so mögte Salzburg in unsern Tagen Neapel den traurigen Vorzug streitig

machen) Neapel wurde bey Cumä von einigen Einwohnern der Insel Euböa erbaut. Im zweyten punischen Kriege eroberten es die Römer. Im J. 493 Theodorich, König der Ostgothen, nachdem er die Heruler geschlagen. Hierauf folgten nach und nach die Ostrogothen, die Griechen, die Lombarden, die Franzosen, die Saracenen. Die letztern behielten es bis 1041, wo die Normannen sie verjagten. Diesen folgten die schwäbischen Fürsten, welche hinwiederum im Jahr 1266 durch Carl von Anjou vertrieben wurden, dessen Nachkommen Alfons König von Arragonien vertrieb. Die Begebenheiten der neuern Zeiten sind bekannt.

— — —

Wenn der Admiral Coligni, das Haupt der Hugenotten, würklich die Grundsätze gehegt hätte, die Varillas in seiner Geschichte Ludwig XI. ihm unterschiebt, so wäre er mit Recht unter den Dolchen der Mörder gefallen. Er soll nemlich behauptet haben: „daß die Souverainität einem Jeden „gebühre, der derselben würdig sey, und daß der„jenige, der sie über andere ausübt, ohne für sich

„ganz allein mehr Verdienste zu besitzen, als alle „die übrigen zusammen genommen, als ein Usurpa„tor behandelt zu werden verdient.“ Auf diese Weise gäbe es keinen einzigen rechtmäßigen Souverain auf Gottes Erdboden, denn Coligni würde das Unmögliche gefordert haben. Eine solche Albernheit ist ihm aber auch sicher nicht in den Sinn gekommen. Verlangt man denn von einer Uhrfeder, daß sie die Eigenschaften aller in der Uhr befindlichen Räder und Stifte besitze?

— — —

Die gefährlichsten und zugleich die niederträchtigsten Schmeichler sind diejenigen, welche einen gewissen Anstrich von Rauhheit affektiren, um die Wahrheit nachzuäffen. Als Boileau unter die Vierzig der Pariser Akademie aufgenommen wurde (von welchen der drollige Piron zu sagen pflegte: Messieurs les quarante ont de l'esprit comme quatre) und der König ihn zugleich zu seinem Historiographen ernannt hatte, sagte er unter andern in seiner Rede: daß der König wohl einigen Grund gehabt habe, gerade ihn zu seinem Geschichts-

schreiber zu wählen, denn da Se. Majestät täglich Thaten verrichteten, die zwar wahr, aber unwahrscheinlich wären, so sey es gut, sie durch einen Mann beschreiben zu lassen, der im Rufe stehe, nicht zu schmeicheln. — Und darauf berief sich Boileau in einem Augenblicke, wo er die derbste Schmeicheley sagte!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Clio's Blumenkörbchen

Bd.: 3

Darmstadt (1812)
P.o.germ. 764 f-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112910-7